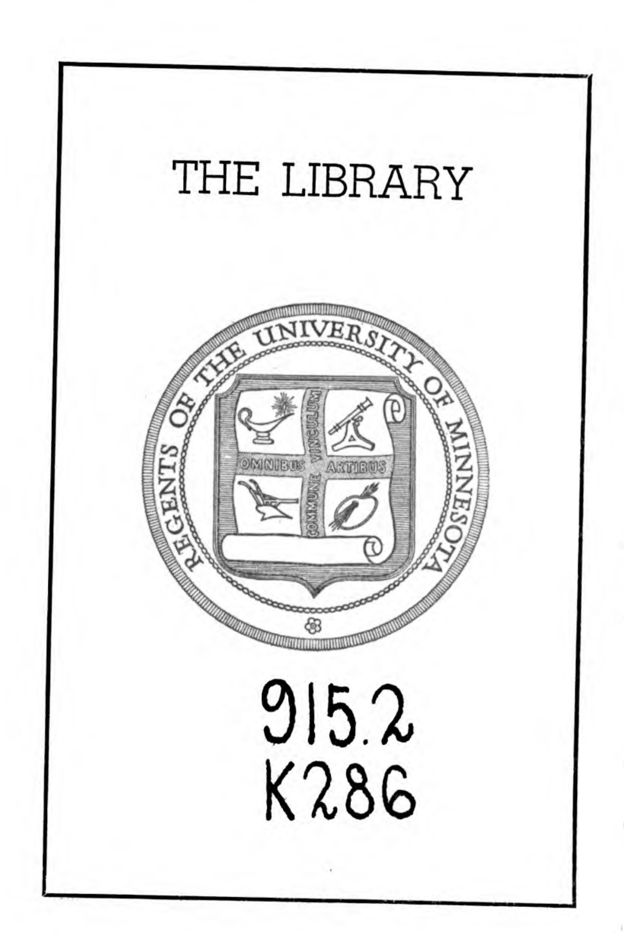
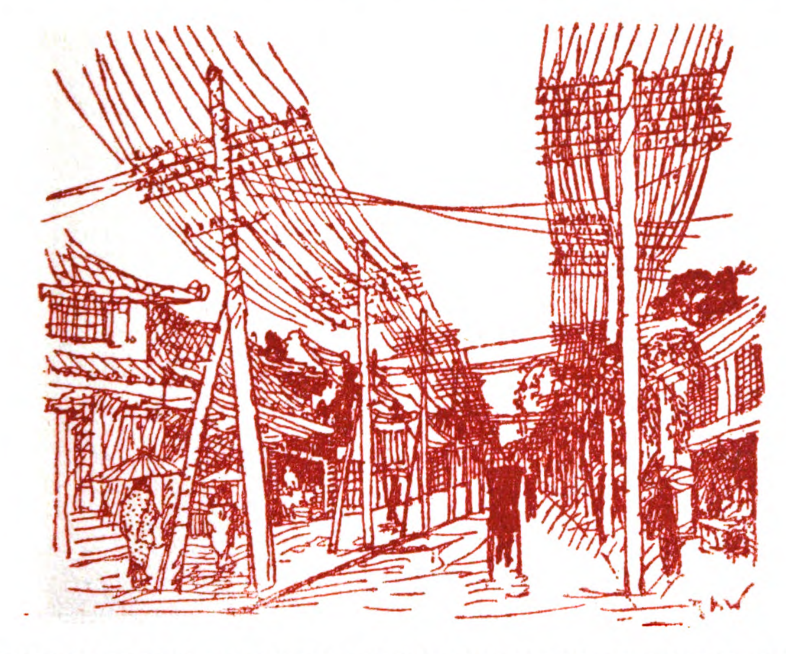



REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM

# EIN SPAZIERGANG IN JAPAN

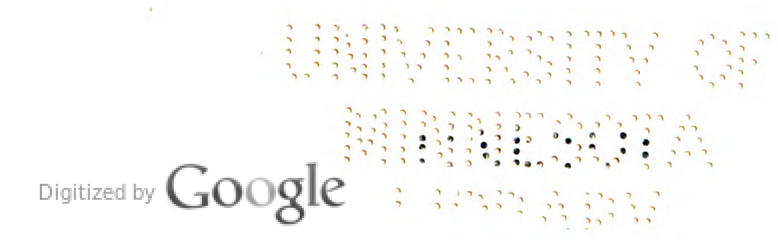
VON

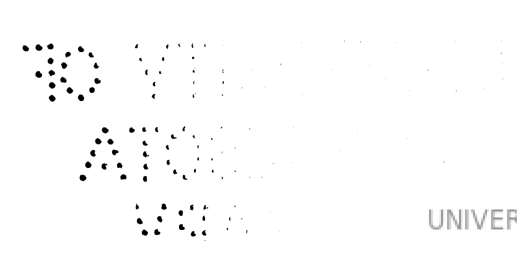
BERNHARD KELLERMANN



1910

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER BERLIN





PAUL CASSIRER in Freundschaft gewidmet.

Bernhard Kellermann.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.





# Ah, da sind wir . . .

Am dritten Tage nach unserer Abfahrt von Wladiwostok kam Japan, das Land der sonderbaren und unglaublichen Dinge, in Sicht. Merkwürdigerweise sah es ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte gedacht, es würde sich als eine Reihe flacher Inseln präsentieren — sonnige Gärten, Blumen, Teehäuser, kleine Tänzerinnen, in der Mitte steht der Fujiyama, man fährt hin, und man ist da. So war es nicht. Was ich sah, war ein düsteres Gebirge, das nach und nach Form bekam, sich zerteilte und uns die große Bucht von Tsuruga öffnete. Weder Sonne, noch blühende Gärten. Es regnete, und am Gestade lag ein elendes Nest, grau, flach, kaum zu sehen.

Schon aber erkannte man die japanischen Dächer, und auch jene charakteristischen Baumsilhouetten, wie die Japaner sie mit ein paar Pinselstrichen hintuschen, säumten die Berge. Ein Gewimmel von Booten und Dschunken umschwärmte den „Lyemoon", und in den Booten waren braune, schlitzäugige, fremde Menschen. Sie trugen Mäntel aus Stroh, flache Strohkegel auf







dem Kopf, einige hatten große Papierschirme aufgespannt. Rasch wie Katzen stiegen sie an Bord, und da die Strohmäntel starr und steif waren, so sah es aus, als ob ein Rudel von Stachelschweinen das Fallreep heraufklettere. Darüber hin ging ein schräger Regen.

Kein Zweifel, wir waren da.

Halbwüchsige Burschen und junge Leute kamen herauf: Bankiers, die augenblicklich Geld wechselten, Kommissionäre, Zollbeamte, Hoteldiener. Sie alle sprachen etwas Englisch, schlaff und murmelnd, als ob sie im Traum redeten. Ein Polizist in weißer europäischer Uniform schlich umher und musterte uns rasch und mit verbindlichem Lächeln. Ob keine Offiziere unter uns seien? Diese Japaner, sage ich mir, alle Waschfrauen in Port Arthur waren japanische Offiziere, alle Friseure und Hafenarbeiter. Wenn man solche Erfahrungen gemacht hat, wird man argwöhnisch.

Ehe ich mich versah, saß ich in einem Jinrikisha und es ging dahin. Der Kuli nickte mit dem Kopf wie ein Pferd, der flache Hut hüpfte auf seinem kahlgeschorenen Schädel. Ich aber fing an, mich mehr und mehr zu wundern: dieses Japan, von dem man soviel gehört und gesehen hat, es existierte also wirklich! Ich hatte im sibirischen Expreß Muße genug gehabt, mich vorzubereiten, aber doch verwirrte mich alles und jede Einzelheit. Es war eine ganz andere, eine vollkommen fremde Welt.

Hier geht ein Mann mit einem großen leuchtenden Papierschirm über die Straße. Was gibt es da weiter zu sehen? Er bleibt stehen und sieht mich an. Sein





Gesicht ist fremd, die Aufmerksamkeit und Neugierde in seinem Blick, ja selbst die gebeugte Körperhaltung in dem blauen Kimono ist fremd. Seine nackten braunen Füße tragen Holzsandalen mit zwei Brettchen als Stelzen, eine Handbreite hoch, zierlich und zerbrechlich, damit geht er durch den Schmutz dahin. Dieses ganze Volk segelt auf Stelzen durch das Dasein. Ein paar Kinder stehen im Türrahmen, herausgeputzt wie Puppen. Wir rasseln durch enge, krumme Gassen, die Häuser sind niedrig, aus Zigarrenbrettchen und Papier, eine Flucht phantastischer Schriftzeichen auf den Laternen, überall. Die Gassen sind alle gleich, die Häuser alle gleich flach und niedrig und grau. In jeder Gasse geht derselbe Mann mit dem großen Papierschirm, in den Türen stehen dieselben geputzten Kinder. Auch die Menschen scheinen hier alle gleich zu sein. Und ringsum wimmeln stets die gleichen phantastischen Ideogramme auf den Papierlaternen. Was für ein Land ist das? denke ich, ich werde mich hier — halt! Der Kuli verbeugt sich, lächelt — und ich bin verwundert über das feine, milde Lächeln dieses schlichten Kulis. Ich sehe ihm in die glänzenden Pechaugen, in denen ich noch nicht zu lesen verstehe, dieses feine, milde Lächeln ist auch in seinen Augen.

Wir halten vor einem Haus, das weder der Bahnhof noch ein Hotel ist, ich kann es noch so aufmerksam betrachten. In einem kleinen Vorraum steht eine Menge solch hoher Stelzenschuhe, ein geschlitzter blauer Vorhang mit weißen Ideogrammen verbirgt das Innere des Hauses. Und wieder verbeugt sich der Kuli, lächelt —. Da





verstehe ich plötzlich: Das ist ein Teehaus! Vor zehn Minuten habe ich dieses Land betreten und schon bin ich hier. Dieser Tausendsasa mit dem feinen Lächeln fuhr mich weder zum Bahnhof, noch in ein Hotel, sondern es schien ihm wichtiger, daß ich gleich das Wesentliche kennen lernte.

Ein Genie von einem Droschkenpferd! Ach, damals wußte ich ja noch nicht, daß es ein Kastenwahnsinn der japanischen Jinrikishakuli ist, jeden Fremden ins Teehaus zu fahren, hartnäckig ins Teehaus, mag er wollen oder nicht.

Nun, ich zögerte nicht länger. War es nicht herrlich, Japan schien schon zu beginnen, gleich an der Türe schien dieses merkwürdige Japan anzufangen. Eine alte Japanerin mit einem dicken Kopf, braun und plump wie eine Glocke, kauerte in dem etwas erhöhten Flur. Sie legte die Hände auf die Matte und verneigte sich bis zum Boden. Ich verbeugte mich ebenfalls, sie verneigte sich wieder und noch ein drittes Mal, ich erwiderte ihren Gruß; endlich schien es genug zu sein. Ich zog meine Schuhe aus und wanderte ohne viele Umstände in das Haus hinein. Die Räume waren ganz leer, mit reinen, neuen Matten bedeckt, Schiebetüren aus Papier, Schiebefenster mit transparentem Papier bekleidet; alles war rein und neu, die Kanten des glatten Holzwerkes scharf, als habe noch nie jemand hier gewohnt. Im größten Zimmer angelangt, verbeugte sich meine Führerin wieder und legte mir ein Kissen auf dem Boden zurecht.

Ich setzte mich und wartete. In der Mitte des Gemaches stand ein niedriger viereckiger Tritt mit einer







Vase darauf, in der sich ein blühender Kirschzweig befand. Um den Tritt herum standen drei Urnen aus Bronze, mit Asche und glimmenden Kohlen gefüllt. Die Alte warf sich in die Knie vor einer solchen Urne, nahm eine dünne, lange Pfeife mit einem winzigen Messingkopf aus dem Ärmel des Kimonos und steckte sie an den glimmenden Kohlen in Brand. Dann kniete sie ruhig da und rauchte, und unsere Unterhaltung begann.

Zuerst sprachen wir nichts. Die Alte mit dem Bronzekopf starrte mich mit offenem Munde erstaunt, fast erschrocken an, und plötzlich brach sie in ein lautes, lustiges Lachen aus. Ebenso rasch war sie wieder still und betrachtete mich von neuem mit einer dummdreisten Aufmerksamkeit. Jeden Knopf sah sie an. So hockten wir eine Weile und beglotzten einander. Es gilt! dachte ich und begann zu sprechen. „Das Haus ist schön!" sagte ich. Sie lauschte, duckte den dicken Kopf, und sprach eine lange Weile. Ich hörte ihr aufmerksam zu und antwortete: „Der Garten ist schön!"

Der Garten war in Wirklichkeit schön. Er war kaum einen Schritt breit und lang. Ein blühendes Kirschbäumchen stand darin zwischen Urnen und Steinen am Rande eines Teiches, der nicht viel größer als ein Waschbecken war.

Sie sprach wieder eine lange Weile, dann wiederholte ich ihr und endlich mit noch größerem Nachdruck, daß sowohl das Haus als auch der Garten schön seien. Ja, der Garten ist schön, begreifst du denn nicht? Ich verstehe keinen Scherz mehr. Übrigens werde ich dir





gleich sagen, daß das Wetter heute nicht schön ist. Es wird mir einfallen. Vorwärts, worauf soll ich eigentlich warten?

Da vernahm ich ein leises Zischen, und zu meiner größten Überraschung sah ich zwei wunderschön geputzte Japanerinnen, die sich auf der Schwelle in die Knie geworfen hatten, lautlos, und mit der Stirn die Matten berührten. Es zischte nochmals und ein drittes Mädchen trat ein. Ich dachte fortan nichts mehr und überließ mich meiner immer mehr und mehr anwachsenden Verwunderung.

Die Mädchen trugen seidene gestickte Gewänder, breite glänzende Gürtel mit langen Schleifen, ihre pechschwarzen, kunstvoll frisierten Haare strömten einen feinen Geruch von chinesischer Tusche aus. Sie waren zart und klein, ihre feinen Gesichter waren gepudert, die Lippen gefärbt, die Augbrauen mit dem Pinsel gemalt und besonders schräg gestellt. Ihre Hände waren winzig und gepflegt. Diese schönen gemalten Geschöpfe, die sich im Kreise niederkauerten, der fremde Raum, das Gärtchen, die Musikinstrumente und hundert Kleinigkeiten, Sächelchen und Schälchen, all das versetzte mich in Entzücken. Mägde trippelten ein und aus. Sie brachten kleine Väschen, die gewärmt wurden. Die schönen Mädchen gossen mir ein in ein Puppenschälchen. „Sake, Sake!" riefen sie. Ah, haha! Das war Sake! Es schmeckte wie eine Mischung von Champagner und Chloroform. Wieder zischte es, und zwei andere Mädchen, ebenso zart und feingeputzt, traten ein. Das waren die Tänzerinnen. Ich saß und staunte.

Die Samisenen wurden gestimmt, die Trommel dröhnte,





und plötzlich brach der unbeschreiblichste Lärm los, den ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Dieser Lärm mußte meilenweit das Land erschüttern. Die Samisenen klirrten, die Trommel donnerte, die Stimmen der Musikantinnen zeterten, eine fremde, wilde, rasende Musik, vermischt mit dem Miauen und Schreien von wilden Tieren, Panthern und Leoparden. Mein Ohr, dem diese asiatische Musik vollkommen fremd war, hörte damals nichts als Getöse, und gewiß wäre ich in diesem Augenblicke vor Lachen gestorben, wenn nicht die Tänzerinnen meine Aufmerksamkeit vollständig gebannt hätten. Was war das? Diese Posen, dieses Schreiten, Schütteln der Köpfe, Schielen, die vibrierenden Fächer, dieses Spiel wunderbarer Linien, diese kleinen, süßen, miauenden Schreie, die den Lippen der berückenden Geschöpfe zuweilen entschlüpften — das war wie ein betörender Zauber. Mir schwindelte. Japan, du bist ein gesegnetes Land! Und in meiner Seele dämmerte eine Ahnung davon auf, was für ein Volk es sein müßte, das solche Zerstreuungen ersonnen hatte. Vorwärts, tanzt! Haha, wir sind angekommen.

Es dunkelte schon, aber immer noch wüteten die Instrumente, und die Tänzerinnen zauberten wahnwitzig schöne Bilder in die Dämmerung.

In den Pausen kauerten sich meine herrlichen Hexenmeister auf den Matten um mich nieder. Dann waren sie plötzlich kleine schlichte Mädchen, liebliche, winzige Puppen, die mich mit ihren dunkeln liderlosen Augen ansahen. Sie wärmten sich die kleinen Hände an den Feuerurnen, tranken Sake, aßen Apfelschnitze und





knabberten Kuchenstückchen, die wie geflochtene Birkenrinde aussahen. Alles war so klein, so zierlich, unwirklich und fremd. Und ich saß mitten darin wie ein unförmiger Riesenklotz, der alles in Trümmer schlagen mußte, sobald er sich erhob. Wir betrachteten und bestaunten uns gegenseitig; die Tänzerinnen plapperten und lachten harmlos, zeigten mir all die hundert fremden Sächelchen und wie man mit ihnen umzugehen habe. Manchmal brachen wir alle in ein fröhliches Gelächter aus, ohne recht zu wissen warum. Wir konnten uns ja nur mit Gesten verständigen.

Ich verließ begeistert dieses Teehaus und schwor mir, ein Spezialist in Teehäusern, Tänzen und Tänzerinnen zu werden, koste es, was es wolle.

Aber es schien, als ob ich hier keinen Schritt machen sollte, ohne von einer Überraschung in die andere zu fallen. Als ich die Straße betrat, bot sich mir ein ebenso fremder als schöner Anblick dar : diese enge, krumme Gasse war von Hunderten von viereckigen Papierlampen beleuchtet, die in sanftem, gelbem Lichte schimmerten und alle samtschwarze, sonderbare Schriftzeichen trugen. Mein Kuli wartete, und ich rollte zwischen diesen zwei Reihen von Lampen dahin. Aus einigen Häusern drang Lärm, fremdartiger Gesang und das Klingen der Samisen: denn das waren lauter Teehäuser! Diese ganze Stadt schien nichts als ein einziges Teehaus zu sein. Der Kuli fuhr mich durch ein Gewirr von Straßen und an kleinen dunklen Gäßchen vorbei, in denen es ebenfalls von Papierlaternen wimmelte, in den Gasthof. Gewiß dachte er, der Herr hat Hunger, vorläufig kein Teehaus, sondern

ein Hotel. Sobald ich das Hotel betrat, entstand ein Laufen, Rufen, Türschieben und verzweifeltes Hin- und Herrennen, als ob man eine Kanone auf den Gasthof abgeschossen hätte. Ich war hier nicht gezwungen, die Schuhe abzulegen, es war ein halbeuropäisches Haus. Aber auch hier fand ich Blütenzweige auf den Tischen, und ein wunderschöner niedlicher Garten lag im Hof, um den hölzerne Galerien führten. Dieser Garten war nicht größer als ein Zimmer, und doch, was gab es hier alles beim Schein der schimmernden Papierlaternen, die in den Galerien aufgehängt waren, zu sehen! Ein kleiner rauschender Wasserfall, ein Springbrunnen, ein Teich mit zerklüfteten Ufern, Schluchten, Steinlaternen, sonderbar geformte Steine, Bäumchen und Miniaturwälder. Das alles war mit Geschick und Geschmack angeordnet und nichts anderes als eine romantische Landschaft, die man durch ein Verkleinerungsglas erblickt.

„Aber sehen Sie denn nicht die Fische, Herr?" Oh, es gab auch Goldfische in dem kleinen Teich.

Plötzlich stürzte ein Mann in größter Aufregung auf mich zu. Er gestikulierte, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn, und seine Augen sahen vollkommen krank aus. Billet, Zug, Gepäck!

Ich kenne diesen Mann gar nicht, aber er hat es sich zur Aufgabe gemacht, hier in Tsuruga mein Schicksal in die Hand zu nehmen, für alles zu sorgen, damit ich nicht das geringste selbst zu tun brauche. Draußen vor dem Tor steht mein Jinrikishakuli, der die fixe Idee hat, mich hier zu fahren, bei Tag und bei Nacht, er wartet und sollte ich auch stundenlang ausbleiben. So ist es hier.







Der schweißtriefende junge Mann hatte mich in der Angst seines Herzens überall gesucht, in einem Teehaus nach dem andern, in der ganzen Teehausstraße, im Hotel und wieder im Teehaus, auf dem Bahnhof und wieder im Hotel — während ich unterwegs in einer japanischen Schießbude mein Glück versucht hatte und einen Schreibpinsel und ein Paketchen Zahnpulver gewann. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn: Ich würde den Zug verfehlen!

Ich lächelte. „Ich fahre ja nicht."

„Nicht?"

„Nein."

Er sann nach. Was konnte wohl die Ursache sein, daß ich in diesem Nest Tsuruga bleiben wollte, während die anderen Reisenden schon seit Stunden auf dem Bahnhof warteten? Endlich kam die Erleuchtung über ihn — er sah mich an und fragte leise:

„Teahouse?"

„Yes, Sir, of course!"

Ich werde doch hier in dieser märchenhaften Stadt, in diesem kleinen Tausend-und-eine-Nacht, wo ich bei jedem Schritt über eine neue Überraschung stolpere, nicht einfach durchfahren!

Ich bin einmal hier und, verstehst du mich, gedenke einen gehörigen Schluck Japan zu nehmen. —

— — — — — — — — — — — — —







THE BEATEN TRACK.





Der Schluck fiel kräftig aus, Gott weiß es. Dieses ganze Tsuruga war ja, wie gesagt, ein einziges großes Teehaus, und es gab hier kleine liebliche Zauberinnen mit allen möglichen Talenten. Obwohl ich mir geschworen hatte, mich auf unbestimmte Zeit hier häuslich niederzulassen, reiste ich doch am nächsten Morgen ab. Denn es erschien mir ratsamer, anstatt mich kopfüber in dieses Japan zu stürzen, es langsam und allmählich auf mich zukommen zu lassen und es um so inniger zu genießen.

Den ganzen Tag lang trug mich der Zug durch Japans Landschaften hindurch. Zuerst trollten wir über ein Gebirge hinüber, an rostfarbigen braunen öden Schluchten entlang, in denen kleine Bäche plätscherten. Die eigentümliche Struktur der Fichten, wie von Bomben zerfetzte Fichten, vereinzelte Bambushaine mit rieselnden, federähnlichen Zweigen, selbst die kurzen Wellen und der Schaum der rasch fließenden Bäche, die an japanische Zeichnungen mit einem Spitzenwerk von Wasser und Gischt erinnerten, all das was echt japanisch, aber im großen und ganzen meilenweit von meiner Vorstellung der japanischen Landschaft entfernt. Die Landschaft





war eintönig, grau, braun und farblos, fast ohne jedes Grün, und selbst als wir uns durch die Ebenen des Ostens bewegten, änderte sich diese Stimmung wenig.

Ich habe so und so oft Japan durchquert, auch im glühenden Sommer, die Landschaft schwelgt nie in jenen Farben, wie wir im Westen sie uns erträumen. Ihre Glut und exotische Pracht ist auf einige Parke und Gartenlandschaften, und hier sogar auf flüchtige Wochen, beschränkt. Das Land im allgemeinen ist durchaus von einer gewissen koloristischen Kargheit. Das Olivengrün der Nadelbäume und Bambushaine und das Braun der Erde beherrschen das Bild selbst in der Zeit, da die Reisfelder grünen und der gelbe Raps blüht. Aber die feinen Abstimmungen dieser zwei, drei Töne sind imstande ein empfindliches Auge zu entzücken, und es ist sicher, daß die wunderlich feine Zeichnung und minutiöse Gliederung der Landschaft nicht ihresgleichen hat. Die Eintönigkeit der Landschaft reizte nicht zur farbigen Wiedergabe, und dieser Umstand, sowie die Farblosigkeit des japanischen Gesichtes, mögen die Ursache sein, daß die Japaner keine Maler geworden sind, während die feine Gliederung der Landschaft und die sublime Zeichnung des Gesichtes sie notwendigerweise zur graphischen Darstellung drängen mußte.

Da drinnen im Gebirge war ich so und so oft nahe daran, in einer Flucht von Tunnel zu ersticken, denn der Rauch quoll in dicken Wirbeln durch die Fensterfugen und füllte den ganzen Omnibus von oben bis unten an. Sobald wir das Gebirge hinter uns hatten und auf die Hauptlinie stießen, wurde die Reise angenehmer. Denn

hier betrat ich den Süd-Nord-Expreß, der mit einer Geschwindigkeit von dreißig bis vierzig Kilometern in der Stunde an der Ostküste dahinraste. Dieser Zug war in bedeutend kleineren Verhältnissen gehalten, als man sie in Europa gewöhnt ist. Wollte man stehend hinaussehen, so mußte man die Knie beugen, die Türdrücker waren nie da, wo man sie suchte, sondern stets tiefer unten. Die Sitze waren zur Seite angebracht wie in einer Trambahn, und was besonders auffiel, das war ein Luxus, der mit Spucknäpfen getrieben wurde. Sie waren aus Erz, mit Messingtrichtern, und standen in der Mitte der Waggons, so daß man nicht geradeaus gehen konnte. Aber gerade diese Spucknäpfe gaben den Japanern Gelegenheit, den Reiz ihrer Höflichkeitsformen zu entfalten. Wenn sie an jemand vorbeigingen, so bückten sie sich etwas, hielten die Hand mit kleinen Rucken vor und chassierten schnell vorüber, wie in einer Française. Die japanischen Reisenden hockten auf den Polstern. Sogar jene, die europäisch gekleidet waren. Die Damen und Kinder aber alle. Der Boy brachte mir hier augenblicklich kleine Lederpantöffelchen, verbeugte sich, schlürfte höflich und stellte sie vor mich hin. So kam es, daß ich in Pantoffeln nach Yokohama segelte. Den Japanern brachte er auch noch Tee, der grün und wässerig aussah. Sie schlürften ihn aus kleinen Schälchen, die sie neben sich auf den Sitz stellten. Sie sprachen wenig, aber wenn sie sprachen, lächelten sie immer.

Es saßen noch einige Europäer und Amerikaner im Waggon, mit eiskalten Gesichtern unter den Reise-





mützen, die zuweilen die Eingeborenen mit einem Blicke kühler Neugierde streiften, und deren Mienen recht deutlich verkündeten, daß sie die Verfasser dieses Expreßzuges seien und nur aus Gnade in diesem lächerlichen Lande reisten. Nur aus purer Großmut erlaubten sie es den Japanern, in Strümpfen auf den Polstern herumzuhocken! O, und die Japaner verstanden dies recht gut. So oft sie über ein Paar dieser ausgestreckten Beine in karrierten Hosen steigen mußten, verbeugten sie sich und gaben hübsch acht.

Unterdessen raste der Süd-Nord-Expreß unaufhörlich weiter, pfiff, heulte, donnerte. Jeden Augenblick wechselte die Szenerie. Wir schwirrten durch Berggelände, flogen an Seen dahin, auf denen merkwürdige, drachenähnliche Segel schwebten. Wir flogen durch Seen hindurch über Pfahlbrücken, durch weite Flächen von Sand mit spärlichen Wasseradern, an der weißen Brandung des Meeres entlang, wieder in Berge hinein.

Die Landschaft war anmutig und zuweilen lieblich, vor allem aber war sie fremd. Das ganze Land glich einem gepflegten Garten zur Zeit der Aussaat, und in der Tat, hier war die Landschaft von den Menschen geschaffen worden. Jede Fläche war in Hunderte von kleinen Gärten eingeteilt, die alle, mit schmalen Erdwällen umgeben und voll Wasser, wie Spiegelscheiben glänzten. Das ganze Land war ein Netz viereckiger und rechteckiger Teiche, in denen die Leute bis an die Knie im Wasser und im Schmutz standen. Das waren die Reisfelder. Jedes einzelne war mit mathematischer Genauigkeit angelegt, schnurgerade; die Hügel waren in Terrassen

abgebaut, in hundert wagrechte kleine Felder, Streifen, Bänder und Dreiecke, die immer kleiner wurden, je höher sie lagen, und oft nicht größer als ein Fenster waren. Die Leute arbeiteten mit langsamer Sorgfalt, und da sie sich in der Kleidung nicht von den anderen unterschieden, so sahen sie nicht wie Bauern aus, sondern wie Landhausbesitzer, die ihre Gärten mit der Hingabe von Amateuren pflegten. Diese in Wasser und Schmutz der Reisfelder stehenden Leute, dralle Mägde mit aufgeschürzten Kleidern, ein Tuch um den Kopf gebunden, flache Strohhüte auf dem Kopf, Strohmatten als Regenmäntel auf dem Rücken, sind die charakteristischste Staffage der japanischen Landschaft. Sie stehen das ganze Jahr in diesen großen Spiegelscheiben, heute, morgen und in hundert Jahren.

Die Dörfer lagen dicht beieinander, Gruppen von kleinen braunen Hütten mit Strohdächern, die aus Baumwipfeln hervorragten. Dann und wann flogen wir an Hainen vorüber, in denen sich kleine Tempel versteckten oder Friedhöfe. Auch auf den bewaldeten Hügeln sah man kleine Tempel mit Fahnen. Selbst kleine Fabrikanlagen tauchten zuweilen auf. Spielzeuge.

Und all das, Menschen und Wohnstätten, harmonierte vollkommen mit der Landschaft, den Linien der Berge, den gekräuselten Wellen der raschen Bäche, den Hainen und Baumgruppen. Die Dörfer fügten sich in die Landschaft, verschmolzen mit ihr, die Menschen in die Reisfelder, die Häuser; sie waren klein, die Stoffe, die sie trugen, schlichte graublaue Gewänder, paßten zu den Farben des Landes. Das Proportionsgefühl war so aus-

gesprochen, daß es schien, als ob jedes kleinste Ding, ein Hut, ein Schuh, ein Spaten, in genauem Geschmacksverhältnisse zu dem Ganzen stände.

Der Zug hielt in wimmelnden, lärmenden Stationen. All dieses Gezappel und Getrippel, diese Tausende von Holzschuhen, die klapperten und schabten und zusammen eine Art Konzert gaben, dieses Nicken und Lächeln und Verbeugen. All diese braunen schlitzäugigen Gesichter mit den starken weißen Gebissen; die derben braunen Köpfe des gewöhnlichen Volkes, mit starken Backenknochen, stumpfen Nasen, dazwischen die blassen, feingeschnittenen, ephebenhaften Gesichter der feinen Klasse, Brillen auf der edlen Nase. Die Verkäufer gingen am Zuge entlang mit Orangen und kleinen Speisekistchen voll Reis und fremder Dinge und riefen singend; ein ganzer Chor solch singender Rufe hallte gleichzeitig durch den Lärm.

Dann fuhr der Zug an, das Getrippel und Gezappel verschwand, die Rufe erstarben, und nur noch ein Kuli stand am Geleise und starrte mit ehrfurchtsvoller Neugierde in die europäischen Gesichter in den Fenstern.

Gegen Abend tauchte das Bild des Fuji-yama in der Ferne auf, jenes regelmäßigen Kraterkegels, der jedem aus japanischen Holzschnitten bekannt ist. Nebelschichten umlagerten ihn und ließen ihn noch höher, mächtiger und einsamer erscheinen. Ein zackiger Kranz blendend weißen Schnees umgab seinen Gipfel. Er erschien fremd in dieser Landschaft und ganz anderen Ländern und Zeiten anzugehören. Er entstand in einer einzigen Nacht, spie Feuer und donnerte und ist der

Wohnsitz der Göttin Ko-no-hama-saku-ya-hime, der „Prinzessin, die die Blüten der Bäume blühen macht".

Ihr will ich ihn gönnen, denn er ist unvergeßlich schön.

Durch die Landschaft schlängelte sich zu seinen Füßen eine verlassene, von Bäumen flankierte Straße, der Tokaido, der „Östliche Seeweg", der Kioto mit Tokio verband. Einst wimmelte es hier von Teehäusern, Karren, Sänften, Händlern, Pilgern, Daimyos mit ihrem prächtigen Gefolge, jetzt fliegt der Nord-Süd-Expreß daran vorbei und der „Östliche Seeweg" ist verödet.

## Yokohama.

Als ich abends den Zug verließ, war die Luft warm und feucht: das war der Frühling. Im Hotel öffnete ich das Fenster und sah auf das Meer hinaus. Die Lichter der großen Dampfer leuchteten draußen in der dunklen Frühlingsnacht.

Seit Commodore Perry vor etwa fünfzig Jahren mit seinen men of war in der großen Bai vor Yedo erschien, einige Schiffe in den Grund rannte und in aller Freundschaft Amerikas Wunsch, Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen, ausdrückte, ist Yokohama jener Platz, wo der Westen die Segnungen seiner Kultur, Strohhüte, Hosen, Fahrräder, Nähmaschinen, Pastoren etc. ablagert. Am Hafen entlang zieht sich das europäische Viertel, ein Dutzend Straßen nur. Hier sind die Hotels, Banken, Konsulate, Agenturen der Schiffahrtskompagnien, Verwaltungsgebäude. Auch eine Kirche steht dort; denn

wenn die Engländer und Amerikaner umziehen, nehmen sie immer gleich ihre Kirche mit. Hier herrschen die Europäer, und in ihrem Schatten leben die armen Jinrikishakuli und eine Menge von freundlichen Chinesen.

Dann aber beginnt sofort die japanische Stadt. Sie ist noch ganz japanisch. Einige Radfahrer und ein Schock Blaßgesichter und europäisch gekleideter Japaner zerstören den Eindruck nicht. Auch die vielen Panamahüte, die die Japaner tragen, die paar Schutzleute in weißer Uniform und jener junge japanische Flaneur, der vollkommen einheimisch gekleidet ist und nur rote große Glacéhandschuhe trägt — auch sie sind nicht imstande, Yokohama in eine europäische Stadt umzuwandeln.

Zwischen dem europäischen Viertel und der japanischen Stadt entdeckte ich einen kleinen Park blühender Kirschbäume. Zuerst sah ich, wie die Japaner, einer wie der andere, aufmerksam und sehnsüchtig zu den Knospen emporblickten, nach einigen Tagen mit heißer Frühlingssonne aber lustwandelten sie heiter genießend in den blühenden Alleen. Die Kinder und kleinen Mädchen waren in zarte rote Farben gekleidet, so daß sie ganz in den Blüten verschwanden und kaum zu sehen waren. Sie selbst glichen kleinen blühenden Kirschbäumen.

Es gibt Reisende, die noch warm vom Zug in Museen und Tempel stürzen, wie Fieberkranke mit Büchern in der Hand aus einer Türe heraus- und in die andere hineinrennen — zu diesen gehöre ich nicht. Das erste, was ich in einer neuen Stadt tue, ist, daß ich sie regelrecht in Besitz nehme. Ich beginne mit dem Pflaster sozusagen, besuche eine kleine Kneipe, sitze wie ein Einheimischer







auf einem Brückengeländer und betrachte neugierig die vorbeihastenden Fremden, gehe ein paar Schritte und besuche wieder eine kleine Kneipe. Und erst knapp vor der Abfahrt jage ich wie eine Pistolenkugel in ein Museum und auf der andern Seite wieder heraus.

So bestand in Yokohama meine ganze Beschäftigung tagelang darin, in den Straßen umherzugehen, und ich kam tagelang nicht aus dem Staunen heraus.

Das ganze Leben Japans liegt hier vor den Augen ausgebreitet, und man sieht in Japans Herz, das so alt und so nobel ist, wie durch ein Fenster in ein Haus.

Diese Straßen sind ein Labyrinth, ein Netz, ein Gewimmel, und ob man auch stundenlang darin wandert, immer scheinen es dieselben Straßen zu sein, die gleichen Häuser, die gleichen Gesichter. Ja, selbst die Farben sind überall gleich, ein mattes Braun der Häuser und ein verblaßtes Blau der vielen Kimonos. Überall das gleiche Gewimmel, und überall trappeln und läuten die Holzschuhe in der gleichen Weise.

Dieser Lärm ist ebenso charakteristisch für Japan, wie es das ewige Bimmeln des Droschkenpferdglöckchens für Paris ist, das den Spaziergänger dort durch alle Straßen begleitet. Merkwürdigerweise klingen diese beiden Laute ähnlich, ja zuweilen vollkommen gleich. Die Holzschuhe singen.

Die Leute trippeln dahin, lächeln, plaudern, verbeugen sich; nie sieht man einen bösen Blick oder Streit, eine friedliche, freundliche Zuneigung regelt den Verkehr. Die Jinrikishas mit den braunen schwitzenden Kuli gleiten pfeilschnell durch die Menge, Ver-







käufer mit fliegenden Läden an einer auf der Schulter getragenen Stange balanzieren mit singenden Rufen durch das Gewimmel. Die Straßen sind eng und krumm. Die Häuser haben nur ein Erdgeschoß, sie sind aus dünnem Holzwerk und Papier. Dazwischen stehen da und dort schmale, einstöckige Häuser, die wie schwere Lackkästen aussehen und chinesische Formen zeigen; kleine gepanzerte Festungen. Das sind feuersichere Waren- und Schatzhäuser. Alle anderen Häuser aber sind nach der Straße zu offen, und man sieht die Leute darin hantieren, wodurch der Eindruck des Gewimmels noch erhöht wird. Ein ewiger Jahrmarkt ist die Straße. Der Fußboden der Häuser liegt etwa in Kniehöhe über der Straße und ist mit Matten belegt. Darauf knien die Kaufleute, Gehilfen und Käufer. Sie hocken neben dem unvermeidlichen kleinen Kohlentopf, in den sie jeden Augenblick die Pfeife ausklopfen. Barbiere, Schneider, Sockennäher, Apotheker, Händler, Kuchenbäcker, Holzschuhmacher, Schreiber, Holzschnitzer. Alles liegt offen, und überall ist man emsig. Die Bäcker rühren den Teig, gießen ihn auf heiße Bleche, es kracht und knattert, sie rollen, schneiden, formen und stapeln ein Heer von kleinen gelben grünen und rosigen Kuchen auf, die wie Seife aussehen. Ein Mattenflechter reiht Halm an Halm und verknüpft sie mit zwei grünen Schnüren, ein achtjähriger Holzschneider schneidet ruhig und still die schwierigen japanischen Schriftzeichen in einen Stempel. Ein Holzwarenmacher ist mit der Herstellung eines Schöpfers beschäftigt; der Block liegt auf dem Boden, und er schlägt mit einer scharfen Hacke die Höhlung heraus,

während er das Scheit mit dem nackten Fuß festhält. Hier hat ein Zimmermann als ein Zeichen seiner Geschicklichkeit eine Art Tempeltor aus glatten geschälten Stämmen vor seiner Werkstatt errichtet, so schön und künstlerisch, daß es die beste Empfehlung für ihn ist. Sonderbar geformte Wurzelstücke und Holzklötze stehen zum Verkauf, für die Holzschnitzer, die Schnitzereien, Stöcke und bizarre Klöpfel daraus machen. An jeder Straßeneke stehen die Jinrikishas, und die Kuli kauern auf dem Boden bei einem kleinen Kohlenfeuer, rauchen ihre Pfeife und werden nicht müde, ewig zu wiederholen: Rikshaw, gentleman? Rikshaw, mister? Rikshaw, sir? Zuweilen hocken sie auch in kleinen Zelten und lugen heraus.

Die Kinder tummeln sich, die Mütter säugen ihre Kinder im Gehen. Die Mädchen haben lange, scharf gerade geschnittene Stirnlocken und kleine schwarze Schöpfe, die jüngeren Knaben sind wie Mönche geschoren, nur ein Teller blieb stehen, oft nur ein Schopf, so groß wie ein Taler. Zuweilen sieht man eine regelrechte Tonsur. Die Kinder werden in Bändern auf dem Rücken getragen, und oft sind es ganz kleine Mädchen, die ihre jüngeren Geschwister auf dem Rücken schleppen.

Sahst du sie nicht? Eben gingen zwei kleine geputzte Tänzerinnen vorüber und sahen dich neugierig an. Ihre langen Schleifen sehen wie bunte Libellenflügel aus.

Dazu sind die Straßen von oben bis unten mit verwirrenden Schriftzeichen bedeckt. Pfähle mit Schriftzeichen, Täfelchen, Papierlaternen. Und noch etwas







muß gesagt werden, will man von den Straßen sprechen: ein Wald von Telegraphenstangen zieht sich an den Häusern entlang, oft so eng, daß kaum ein Jinrikisha passieren kann. Als Telegraph und Elektrizität aufkamen, muß Japan von einer eigenartigen Krankheit befallen worden sein. Stangen! Kabelmaste! Sie träumten des Nachts von Telegraphenstangen und ruhten nicht eher, bis sie die Stadt damit überschwemmt hatten. Aber dieses Heer von Stangen, das die Häuser überragt, paßt auffallenderweise gut zu dem Bilde.

Laß die Sonne scheinen und alles wird in Farben leuchten, die Kleider der kleinen Mädchen und Kinder werden wie bunte Schmetterlinge erscheinen, die Sonne wird die blitzblanken Läden und Werkstätten erhellen und die Papierlaternen durchleuchten.

Laß es regnen, dann tauchen mächtige Papierschirme in den Straßen auf, Strohmäntel, und die Leute gehen in knappen, vorsichtigen Schritten auf den hohen Stelzenschuhen dahin. Der Abend kommt: die Straßen wimmeln von matt leuchtenden Papierlaternen und Miriaden verwirrender rätselhafter Schriftzeichen, die erst lebendig werden, sobald die Lampen brennen. Die Leute kauern lesend und schreibend in den Läden, die Basare sind belagert. Die Kaufleute haben, um Kunden anzulocken, Scharen orangeroter Lampione an langen schwankenden Bambusstäben in die Warenballen gesteckt. Die Laternen der Jinrikishakuli gleiten rasch dahin; die Theaterstraße ist angefüllt mit Volk, Fahnen und Girlanden von Papierlampen.

Später klingt ein merkwürdiges melancholisches Flöten







rings in den verödeten Straßen und Gassen, ein hoher Ton und seine Quinte, und ein Rasseln, als ob man mit einem Bündel von Eisenstäben bei jedem Schritte aufstoße: das sind die blinden Shampooer, die ihren Geschäftsgang machen.

Die Straßen in Japan haben keine Namen, und wenn sie Namen haben, kann man sie nicht lesen. Sie gleichen einander alle, und ich habe nie meinen Weg ins Hotel zurückfinden können und war gezwungen mein Jinrikisha zu benutzen. Ich sage mein Jinrikisha, denn es rollte seit Stunden beharrlich hinter mir her. Immer wird sich ein Kuli mit seinem Wagen an deine Fersen heften. Er wird dir Tag und Nacht folgen, und es ist ganz unmöglich ihm zu entschlüpfen, denn er behält dich im Auge wie ein Detektiv. Du entfliehst in ein Gäßchen, er schwenkt auch ein. Du betrittst einen Laden und wühlst stundenlang in Altertümern, er wird vor der Türe warten. Du gehörst ihm. Hüte dich stehen zu bleiben, unschlüssig und verirrt auszusehen, sofort stellt er lächelnd und höflich ächzend seinen Wagen bereit. Aber zuletzt siegt er ja doch, denn es kommt ein Moment, wo du verloren bist.

Eine einzige Straße in Yokohama fand ich allein. (Aber ich fand von hier aus nicht den Weg zurück.) Dies war die Theaterstraße. Hier standen die Theater, breite, einstöckige Gebäude aus Holzwerk, mit Fahnenstreifen an Bambusstangen davor, die sich schräg über die Straße neigten, einer Flucht von glühenden Papierlampen, und Bildern am Giebel, die Szenen aus den Stücken darstellten. Ich betrachtete sie mir einige Tage lang von





außen. Denn auch das lohnte sich wohl. Diese phantastischen Bilder kämpfender Samurais, und am meisten interessierte mich der Mann im Entrée, der vor einem niedrigen Pult kauerte und mit einem Pinsel beim Schein eines Lampions schrieb. Aus dem Theater drang Lärm, Klappern, Rufen, Beifall. Ich liebte es, darauf zu lauschen. Endlich aber ging ich hinein, und ich ging von einem Theater zum anderen. Zuerst kam ich zu Märchenerzählern und zu Fechtern, die über und über tätowiert waren, muskulöse, erregt-schielende braune Burschen, eine Mischung von Katzen und Teufeln, die mit verwirrender Geschicklichkeit Scheingefechte ausführten. Ich kam zu einem Spaßmacher, der vor einigen Arzneiflaschen saß, ein Kurpfuscher, der mit seinen Kunden, die nicht sichtbar auftraten, plauderte. An seiner Seite kauerte ein Mädchen mit einer Samisen, die wie eine geputzte Wachspuppe aussah und sich nicht regte. Aber zuweilen schlug sie einige Griffe in den Saiten und knarrte, so wie Holz in Holz knarrt.

Endlich, nachdem ich oft umsonst meine Schuhe aus- und angezogen hatte, kam ich ins Theater Hagoromo-za, und hier blieb ich.

## Hagoromo-za.

Was ich hier sah, war so wunderbar, so unerhört schön — ich werde versuchen es zu erzählen —

Der Mann vor dem niedrigen Pult, den ich so oft beobachtet hatte — heute saß eine große Hornbrille auf





seiner Nase — forderte mir nach endlosen Verhandlungen, die er japanisch und ich mit den Fingern führte, einen Yen Entree ab. Von einem Japaner verlangt man zwanzig Sen Eintritt, aber dazu kommt eine Kleinigkeit für das Kissen, eine Kleinigkeit für Tee, eine Kleinigkeit für den Feuertopf. Die Kohlen werden jede Stunde nachgefüllt, der Tee fortwährend ergänzt, und da die Vorstellungen von Mittag bis Mitternacht dauern können, so summieren sich die Kleinigkeiten zusammen. Ich ging in Strümpfen über die weichen Matten dahin, sah im Vorbeigehen ins Büro, wo zwei Schreiber pinselten — in einer Ecke arbeiten fieberhaft Kuchenbäcker — und folgte dem Theaterdiener eine Treppe hinauf; er schob eine papierne Tür zur Seite, und ich war in meiner Loge. Hier ließ ich mich auf mein Kissen nieder.

Es gab Tausenderlei zu sehen, auf der Bühne, rings um mich her. Ich sah mit hundert Augen und alles gleichzeitig. So aber kann ich es ja nicht erzählen. Das Theater war breit und niedrig, ganz schmucklos, aus braunem Holzwerk gefügt, mit dünnen Lattenverschlägen und Schiebetüren. Beleuchtet wurde es von Reihen von Papierlampen, in denen elektrisches Licht brannte. Das Parkett sah aus wie eine große Egge, und in jedem Gitter dieser Egge kauerte eine Gruppe von Zuschauern, eine Familie, Freunde. Es gab auch Logen, in dem um das ganze Theater laufenden, auf dünnen Holzpfosten ruhenden ersten Rang — wo ich mich befand — und darunter. Im Hintergrunde des Mittelrangs drängte sich Kopf an Kopf hinter einem Holzgitter; dieser Käfig war die Galerie.





Was mir aber am meisten auffiel, das waren zwei hölzerne Stege, die der Länge nach von der Bühne aus durchs Parkett liefen, ein schmaler Steg und einer der etwa einen Schritt breit war.

Ich hatte keine Zeit über den Zweck dieser Stege nachzudenken, denn gerade als ich sie entdeckte, sah ich zwei Gestalten, die aus einem Vorhang an dem der Bühne gegenüberliegenden Ende des Theaters hervorkamen, und sich über den breiteren Steg bewegten. Diese Stege waren also eine verlängerte Bühne!

Es waren ein Mann und ein Mädchen, wohl Vater und Tochter. Beide schleppten sich mit allen Anzeichen der Erschöpfung und der Verzweiflung über den Steg (den man hanamichi, „Blumenweg" nennt) und betraten scheu die Bühne, auf der eine einfache Schilfhütte im Hintergrunde stand. Das Mädchen war hübsch gekleidet, und auch das Gewand des Mannes trug Spuren verblaßter Vornehmheit. Sie waren offenbar Flüchtlinge. Der Chor begann zu singen. Denn links und rechts von der Bühne saß in Lauben aus Bambusstäben, kaum sichtbar, der Chor, etwa zwölf Sänger, deren Gesang eine Anzahl von Samisenen begleitete. Die Instrumente klirrten und schrillten, der Chor sang halblaut, wirr, mit fremdartiger Melancholie. Seht die Flüchtlinge, so sang er etwa, erschöpft lassen sie sich nieder, ohne Heimat, ohne Obdach. Da traten von allen Seiten Knechte des Gutes, zu dem die Hütte gehörte, auf und fielen mit Scheltworten und Drohungen über die Flüchtlinge her. Sie verteidigten sich entmutigt, scheu, klagend. Der Herr des Gutes trat auf. Er sah zu meiner

Beruhigung gutmütig aus, denn mir ging das Elend dieser beiden armen Leute schon sehr zu Herzen; er hörte sie an, langsam wich der Argwohn aus seinen Mienen, und endlich ließ er sich erweichen. Ja, so sprach er, ihr könnt wohl rasten hier, aber ihr müßt euch euer Obdach erarbeiten. Er ließ dem Vater ein paar Holzschuhe und einen Stab reichen, dann entfernte er sich mit den Knechten, und Vater und Tochter klagten wieder bitterlich. Ich verstand ja keine Silbe von dem, was sie sagten, aber es ergriff mich doch. Es ist bekannt, daß die japanischen Schauspieler im Kehlkopf sprechen, und dadurch klingen alle Worte fremdartig, gepreßt, eindringlich und pathetisch. Lange klagte der Vater, der mit gekreuzten Beinen auf dem Boden saß. Das Mädchen kniete neben ihm; ihr feines schmales Gesicht war bleich und krank vor Jammer. Sie saß ohne Regung, nur einmal schüttelte sie unmerklich den Kopf, aber diese kleine Bewegung des schönen Gesichtes drückte das hoffnungsloseste Elend aus. Unterdessen war ein kleiner See hereingeschoben worden, und ich fing an zu verstehen, worin die Arbeit des Flüchtlings bestehen sollte. Dieser See war ein bemaltes Stück Tuch, eine Wasserlache aus kleinen Wellen, und für die Zuschauer im Parkett hatte man vorn eine gewellte Leiste angesetzt. Zuerst erschien von rechts ein Priester, ein geputzter, hochmütiger Geselle. Er kam an den See, stutzte — und schon reichte ihm der Flüchtling mit dem Stabe die Holzschuhe, die kleine Stelzen hatten. Der Priester schlüpfte hinein und watete mit großer Vorsicht durch das Wasser. Er sprach zum Dank ein Gebet über den Flüchtling, gab die Schuhe





ab und ging, gebläht von Eitelkeit, weiter. Er spreizte sich, verdrehte den Oberkörper, wiegte sich in den Knien. Gleich nach ihm trat ein fahrender Ritter auf, mit zwei Schwertern im Gürtel, einen Helm mit Visier auf dem Kopfe, kurz, von furchterweckendem Aussehen. Aber schon an dem kleinen Erschrecken beim Anblick des Sees erkannte man, daß er ein feiger Prahler war. Nur zögernd machte er sich auf den Schuhen, die ihm der Flüchtling gereicht hatte, an das Durchwaten der Lache. Er verriet solch entsetzliche Angst, daß alles lachte, und beinahe hätte er das Gleichgewicht verloren und wäre in den See gestürzt. Sobald die Gefahr hinter ihm lag, wurde er wieder mutig. Er wollte nicht einmal die Schuhe zurückgeben, der Flüchtling mußte ihn am Rocksaum festhalten, ihn auflehen. Endlich zog er ab, und er zeigte durch die Art seines Ganges, die emporgeschleuderten Beine, die vorgereckte Brust, mit der er die Luft durchschnitt, daß er weder Tod noch Teufel fürchte. Die Saiteninstrumente in den Lauben klirrten im Takt, der Takt wurde rascher, und der Ritter segelte mit der furchtbarsten Entschlossenheit hinaus und ließ nichts zurück als ein großes Gelächter.

Ein Gong tönte. Es wurde Abend. Die Tochter entfernte sich. Als sie den Blumenweg betrat, stolperte sie und verlor den Schuh. Hu! Gewiß war das ein schlimmes Zeichen! Sie war entsetzt, kaum wagte sie es, weiter zu gehen. Der Vater schlüpfte durch die Matte in die Schilfhütte, um zu ruhen.

Der Chor drohte und prophezeite schlimme Dinge. Die Musik wurde lauter und drohender, das Schweigen im







Theater erdrückend — man fühlte, daß jetzt etwas Entsetzliches eintreten müsse. Seht! Oh, schrecklich! Auf dem Blumenweg, an dem der Bühne gegenüberliegenden Ende, erschienen zwei dämonenartige Gestalten, die Lichtschlangen in kleinen Kreisen schwangen. Geduckt schlichen sie dahin. Sie schwammen in der Luft, bald mit der Rechten, bald mit der Linken die Luft durchschneidend, wie ein Schwimmer das Wasser. So geht das Entsetzen, Furien, Mörder schleichen so, stehen so still, lauschen so, flüstern so. Beide trugen Schwerter, und langsam schlichen sie durch den dunkeln Zuschauerraum hindurch zur Bühne und schwangen dabei die Lichtschlangen, die böse-leuchtende Linien in die Dunkelheit schrieben. Sie tuschelten, verzerrten die Gesichter in teuflischer Freude — ah, sie waren Häscher, und sie hatten die Spur des Opfers gefunden. Es gab ja kein Entrinnen mehr, auch der Chor sang es, schonungslos und entsetzlich hart verkündete er, daß es kein Entrinnen mehr gebe.

Die Häscher stießen die Schwerter durch die Matte der Hütte — und der Unglückliche stürzte heraus, entsetzt, totenbleich, das Gewand mit Blut besudelt. Ja gut habt ihr getroffen, ihr Schufte. Die Häscher verhöhnen den Unglücklichen, der auf dem Boden kauert und wehklagt.

Auch dem Publikum ist das zu viel, es wird unruhig, und stößt ein lautes Krächzen aus, wie ein Schwarm Raben. Ah — ah — rah ! Plötzlich fällt die Matte der Hütte: ein Schrecklicher steht darin. Das ist ein Fürst, sage ich mir, aber ein Fürst der Hölle. Er verkörpert das





Entsetzen in der äußersten Potenz, so erhaben, daß es schön wirkt. Selbst das herrliche tiefe Blau seines Gewandes, das er bei den Knien eng zusammengezogen hat, strahlt Entsetzen aus. Seine pechschwarzen Haare sind kunstvoll frisiert, ein Schopf links und rechts, ein Schopf oben, und auch diese drei Schöpfe sehen schrecklich aus.

Langsam und lautlos nähert er sich und tritt zur Seite des Unglücklichen. Sein starres, weißes Antlitz ist das der Macht und Grausamkeit.

Da erblickt ihn der Flüchtling und — versteinert.

Aber der Schreckliche steht bewegungslos und erhaben abseits. Erst nach einer Weile beginnt er zu sprechen. Was für Worte sind doch das? Er spricht ruhig, und doch habe ich nie etwas so Furchtbares gehört. Er spricht, als ob ihm jemand die Kehle zuschnüre, er miaut und grollt, dann rollt seine Stimme lauter, seine Worte fallen wie Donner. Hierauf setzt er sich steif und ruhig auf einen Stein. Der Unglückliche windet sich am Boden, und plötzlich macht er eine Bewegung und schlägt mit dem Schwerte nach seinem Feind. Er verwundet ihn am Handgelenk. Fährt der Mächtige auf? Wird er zornig? Nein. Er reicht gelassen den Arm zum Verbinden hin, dann erhebt er sich und spricht ein paar ruhige Worte, nur seine Augen in den schwarzen Schlitzen funkeln böse. Er steht in einer wunderbaren Pose, das Schwert gelassen zur Seite ausgestreckt.

Ein Wink mit der Hand, und ein Scherge schlägt dem Unglücklichen den Arm ab. Ein blutiger Stumpf rollt über den Grund. Der Verstümmelte windet sich, dreht







sich sitzend blitzschnell um sich selbst, dann klagt er wieder.

Die Saiteninstrumente schrillen, und so hat man das Gefühl, als ob man die ganze schreckliche Szene durch ein Gitter von Blitzen sehe; und der Chor grollt wie der Donner dazu.

Endlich setzen die Henker dem Verstümmelten die Spitzen der Schwerter an den Hals, und er sinkt entseelt um.

Der Mächtige geht langsam über die Szene. Die Schergen verneigen sich und schmeicheln ihm mit devoten Worten. Nun lächelt er zum ersten Mal. Er lächelt zufrieden, hämisch, nur einen Augenblick lang, dann wandelt er majestätisch, unheimliche bezwingende Macht in jedem Schritte, den Blumenweg entlang durch den Zuschauerraum und verschwindet.

Auch die Schergen gehen.

Nun folgt noch eine kleine Szene. Die Tochter kehrt trippelnd und eilig zurück. Der Chor trauert und klagt. Sie sucht, lugt in die Hütte, ahnt, weiß. Erstaunen, Entsetzen. Sie sitzt neben der Leiche und zittert. Klage, Verzweiflung. Endlich rafft sie sich auf. Sie deutet an, daß sie mit einem Spaten ein Grab gräbt, schleppt den Leichnam dorthin und begräbt ihn. Aber im selben Augenblicke kommen die Knechte des Gutes hinzu und fallen mit Prügeln über sie her und verscharren auch sie.

Vorhang. Der Alp ist zu Ende.

Der Vorhang verschwindet, man sieht eine Meerlandschaft, die hohe Woge rollt ans Land, Brandung, mit zwei, drei Strichen meisterhaft wiedergeben.







Ein Landmann tritt auf. Einen Strohhut auf dem Kopfe, eine brennende Papierlaterne in der Hand, geht er gelassen seines Weges. Gewiß ist er ein schlichter, treuherzigen Bursche. Er hat ein gutes Herz, und man könnte glauben, er trage es in seiner Papierlaterne über das Feld und es leuchte darin.

Plötzlich wühlt es hinter ihm im Grunde, und das Mädchen, das man begrub, klettert aus dem Grabe. Sie schüttelt sich, speit Schleim aus, sie ist verstört, entsetzt, wie wahnsinnig.

Der Landmann mit dem guten Herzen eilt ihr zu Hilfe. Ja, mein Gott, Kind, was ist dir? Sie erzählt. Er nimmt sich ihrer an. Nur fort! Er führt sie und sie gehen über den Blumenweg. Da begegnet ihnen ein Vermummter. Er sieht sie an, von oben bis unten, und als sie gegangen sind, nimmt er den flachen Strohhut ab, der sein Gesicht beschattete: Das Publikum erkennt ihn und bricht in Krächzen aus.

Ah! Ah! Rah!

Gewiß wird er das Mädchen verraten, verfolgen — welches Schicksal harrt ihrer, der schönen, bleichen, rührenden Kleinen? —

Der fröhliche laute Lärm des Zwischenaktes zeigte mir, wie rasch sich die Menschen mit fremden Schicksalen abfinden.

In all den kleinen Gehäusen des Zuschauerraumes wurde es lebendig. Man plauderte, erstand Tee und kleine Speisekistchen von den hin- und hereilenden Theaterdienern. Die Mütter säugten ihre Kleinen. Die unzähligen Kinder kletterten aus dem Rost und tummelten sich auf dem





Blumenweg, steckten den Kopf durch den Vorhang, ja verschwanden auf der Bühne. Aber sobald das Klappen der Holzstäbe die Fortsetzung des Spiels ankündigte, legte sich das Gezappel und alle saßen wieder ruhig da.

Zu meinem größten Bedauern zeigte mii der erste Blick auf die Bühne, daß man das Drama nicht fortsetzte, sondern ein neues Stück spielte. Infolgedessen habe ich nie erfahren, was aus dem schönen, bleichen Mädchen geworden ist. Ich fragte alle Leute, aber die modernen Japaner, die Englisch sprechen, haben kein Interesse mehr am alten Theater ihres Volkes, und jene, die die Stücke verfolgen und kennen, sind keiner europäischen Sprache mächtig. Ich erfuhr wohl, daß jenes Drama das Motiv der feindlichen Brüder behandelte, es war drei Tage lang und hatte ein paar Dutzend Akte, niemand wußte es ganz zu erzählen.

Das neue Stück war ein bürgerliches Drama, meisterhaft mit feiner Realistik dargestellt. Es handelte von einem Ehebruch, und zuletzt tötete der Mann sein Kind, das nicht sein Kind war. Klatsch, Vertuschelung, Verplappern, Angst, Zittern, Tränen, das war alles. Wie bebte und zitterte die Gattin doch, als ihr Geheimnis nach und nach entschleiert wurde, und mit welch wunderbar verborgener Verzweiflung sah der Mann sein Schicksal näher und näher kommen. Es trat auch ein merkwürdiger Mann auf, ein wichtigtuender Einfaltspinsel, der mit einem Kästchen unter dem Arm von Haus zu Haus lief und klatschte. In dem Kästchen aber befanden sich die Beweisstücke, und sonderbar war es,







daß sie, wenn er über den Blumenweg eilte, darin klapperten. Das machte sich sehr geheimnisvoll, es war wie das Pochen des Schicksals, das diese beiden schlichten Bürgerhäuser erfaßt hatte.

Bei diesem Stücke wurde eine Drehbühne verwendet; sie bewegte sich ohne jedes Geräusch und bei offener Szene. Während das Haus, ein erhöhter Innenraum, mit den Personen verschwand, die der Mann mit dem Kästchen in Verwirrung gebracht hatte, tauchte das andere Haus auf, und der Mann mit dem Kästchen, der in der vorigen Szene nach links verschwunden war, erschien eilig auf dem Blumenweg, um der zweiten Partei rasch seine Nachrichten zu überbringen.

Ich hatte reichlich Gelegenheit, die japanischen Sitten, Eintreten, Begrüßungen, Niedersitzen, Abschiednehmen, zu beobachten. Auch den Souffleur entdeckte ich. Es war ein Knabe, der eine spitze schwarze Kappe über den Kopf gezogen hatte und sich hinter den jeweiligen Schauspieler kauerte. Bald saß er im Zimmer, bald an der Haustüre, bald im Hintergrunde, aber er störte nie.

Eine ähnliche Figur huschte durch das vorige Stück. Ein Knabe in einer schwarzen Mönchskutte, die Kapuze über den Kopf gezogen. Das bedeutete, daß er nicht zum Stück gehöre, „unsichtbar“ sei. Er hatte kleine Geschäfte auf der Bühne zu verrichten, Kerzen auszulöschen etc.

Vor dem Theater wartete mein Jinrikishakuli — jener, der sich seit dem Nachmittag an meine Fersen geheftet hatte und fünf Stunden vor dem Theater auf mich wartete — und legte Beschlag auf mich. Ich rollte durch die hundert

engen Gassen mit all den leuchtenden Papierlaternen und Miriaden Ideogrammen und dachte an die Wunder in Hagoromo-za. Dieses Volk, das sich heute vor der europäischen Dampfmaschine bekreuzt, diese schlichten, demütig lächelnden Leute waren Millionäre an Schönheit, Wunder und Kunst. Das dachte ich.

## Die östliche Hauptstadt.

Tokio ist ein wimmelnder Ameisenhaufen, eine Millionenstadt, ein Meer niedriger, flacher grauer Dächer. Ich versuchte es viele Tage lang, aus dem Gewirr von Straßen hinaus ins Freie zu finden, vergebens. Ich kam immer in neue Städte hinein, in denen es wimmelte, klapperte, zappelte. Die Kuli erbleichten, wenn ich todmüde das Jinrikisha bestieg und sagte: Imperial-Hotel. Das war eine Tagereise, gewiß waren sie noch nie in diesem Stadtteil gewesen. Auch hier waren die Hauptstraßen mit förmlichen Wäldern von Telegraphenmasten überschwemmt. Im Herzen der Stadt standen einige öffentliche Gebäude im europäischen Backsteinstil, Schlachthäusern und Hospitälern ähnlich. Die Einheimischen wiesen mit großem Stolz darauf hin, ebenso auf die elektrische Straßenbahn (Siemens & Halske), die Tokio nach allen Seiten durchzieht. Nach und nach fühlte ich mich in Japan zu Hause. Nun, hier gehen zwei Herren auf der Straße, sie plaudern, und plötzlich verneigen sie sich einigemal, aber nicht gegeneinander, sondern nebeneinander; an der Straßenecke







unterhalten sich zwei Männer aus dem Volke, sie hocken auf den Fersen und ruhen aus, während sie sprechen. Das fiel mir nicht mehr besonders auf. Ich unterschied Physiognomien, ja ich erkannte Leute wieder. Zuerst hatte es für mich nur zwei japanische Gesichter gegeben, dann zehn und jetzt tausend. Ich besaß nun eine große Technik im Besteigen von Jinrikishas und in der freundlichen Verabschiedung von chinesischen Schneidern und japanischen Kunsthändlern, die meine Türe belagerten. Einmal kam sogar ein Künstler im Tätowieren zu mir, der mir partout einen Drachen auf den Arm stechen wollte.

Ich erging mich in den Straßen, sah mir die Leute an und die Waren in den Geschäften. Noch war ich mir nicht klar darüber geworden, wovon diese Leute eigentlich lebten. Fische, getrocknete Fische, so klein, daß sie wie ein Ballen von Roßhaar aussahen, Kuchen, die an Seife erinnerten. In den Basaren sah ich Dutzende von Gebrauchsgegenständen, aus Fichtenholz und Bambus sauber und schlicht angefertigt, deren Zweck mir unverständlich war.

Dazwischen gab es allen europäischen Tand, Hüte, Schuhe, Uhren, Revolver. Meist minderwertige Artikel. Auch die japanischen Waren, abgesehen von den ganz einfachen, waren geschmacklos und häßlich, in jenem verdorbenen Stil hergestellter Schund, wie er in Schiffsladungen nach Europa kommt.

Ein einziges Mal begegnete mir in Tokio ein Wagen, ein richtiger Landauer mit zwei Pferden davor. Dies waren fast die einzigen Pferde, die mir in Japan zu Gesicht







kamen. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher ein Läufer, der bei jeder Straßenecke absprang, vorauslief und schrie, Platz zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von meinem Hotelzimmer aus sah ich einen kleinen Tempel liegen. Er war verlassen, winzig und schmucklos, und eine Allee von blühenden Kirschbäumchen führte zu ihm hin. Ich freute mich fünf Tage lang darauf, diese Allee entlang zu gehen, und am sechsten Tage führte ich es aus. Aber ich sah einen Mann vor dem Tempel stehen, der in die Hände klatschte und den Kopf neigte: er betete. Also wendete ich wieder um, denn ich war ja nicht hierhergekommen, um die Leute in ihrer Andacht zu stören. Vielleicht war er der einzige Fromme in Tokio.

Aber dieser kleine stille Tempel gegenüber erweckte in mir den Wunsch, Tempel zu sehen, Buddha und Götter, jene Welt, die mir noch ganz fremd war.

Wie lange mein Kuli fuhr, weiß ich nicht, aber plötzlich befanden wir uns in einem alten schwarzen Park, in einer Schlucht von Wipfeln. Tempeldächer lugten durch die Bäume. Der Kuli hielt vor einer kleinen Pforte, ging hinein, und ich folgte ihm in einen kleinen Hof. Zur Linken lag der Tempel. Ein Tempeldiener kam heraus, musterte mich und nickte mit dem Kopfe. Ich zog die Schuhe aus und stieg die feinen glatten Holzstufen empor. Plötzlich war ich in China . . .

Zuerst betrat ich einen prunkvollen Vorraum, dessen Wände Spuren ehemaliger Vergoldung trugen. An den Pfeilern hingen Tücher, mit chinesischen Ideogrammen bedeckt. Ein Fries von durchbrochenen Schnitzereien

lief um den ganzen Raum herum, Felder mit Blumen und Blüten aller Art, Lotos, Kirschblüten, zwischen denen Fasane, Kolibris und allerhand wunderliche Vögel kletterten, alles erhaben geschnitzt und mit matten Farben bemalt. Welche Phantasie, welche Kunst! Und welche Geschicklichkeit! Eine flache Trommel stand unten auf den Matten des Bodens. Ein paar Stufen führten empor zum Sanktum. Hier schimmerte mild und sanft das goldene liebliche Bildnis der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, beim Scheine zweier matter Papierlampen. Gold und Lack und Pracht. Einige Lackschemel standen vor den Stufen. Auf einem lag ein seidenes Kissen, auf einem einige Kupfermünzen.

Ich hatte noch nie einen japanischen Tempel gesehen, und so kam es, daß mich alles verwirrte. Die Stille und Feierlichkeit, die von dem schimmernden Bildnis der sitzenden Göttin ausströmte, bedrückte mich und ich ging.

Wir gingen um den Tempel herum und durchquerten einen stillen Hof, in dem ein Rudel von chinesischen Steinlaternen mit zackigen Hüten stand. Ein Brunnen, ein Steintrog mit einer Art von Baldachin darüber. Wir stiegen eine Flucht von Stufen empor und kamen an ein Tor mit reicher Malerei und kunstvollem Schnitzwerk. Dahinter lag ein Grabmal aus Erz, das Grabmal eines Shoguns.

Von hier oben übersah man eine Anzahl von Tempelkomplexen. Es gibt deren achtzehn in diesem Park — Shiba — und jeder umfaßt Tore, Grabmale, Brunnen, Galerien, Haupt- und Nebentempel. Die Bäume waren







hoch und wohltuend alt, dicht grün, und die Unmenge der Tempel von stumpfem, indischem Rot, die Unmenge chinesisch geschwungener Dächer lag in Schluchten von Wipfeln versteckt. Blühende Kirschbäume leuchteten in den Höfen.

Ich ging von einem Tempel zum andern. Wie sauber, wie rein und glatt waren die Galerien, auf denen es sich in Strümpfen angenehm unter den weit ausladenden, übermäßig verkröpften chinesischen Dächern wandelte.

Überall Schweigen und Feierlichkeit. Ein Trüppchen stiller Beter. Schweigende Priester kauern da und dort. Zuweilen ertönt feierlich und verloren ein Gong, ein Händeklappen. Überall glänzt es von Lack, rotem, goldenem, schwarzem Lack, Gold, überall herrscht eine Verschwendung von Kunst und Schönheit. Eine stille Papierlampe leuchtet im Dunkel. Ein Götterbild funkelt in einer Nacht von schwarzem Lack. In einem Tempel sah ich eine Reihe meisterhafter Gemälde. Sie erinnerten merkwürdigerweise, obgleich sie deutlich den chinesischen Ursprung zeigten, an unsere mittelalterlichen Primitiven. Die zarte Tönung, die groteske Perspektive der Landschaften, die Gespreiztheit der Figuren, die Heiligenscheine. Selbst ein gehörntes Ungeheuer war zu sehen, und eine Darstellung der Hölle mit allen Schrecknissen. Das Paradies war in den Wolken dargestellt. Die Seligen schwebten in den zarten Nebelwolken dahin, nebelhafte Häuser, Tempel und Gärten ruhten auf den Wolkenschleiern in der Ferne.

Dann und wann beleuchtete mir ein freundlicher Priester, der wohl sehen mochte, daß das leibhaftige Er-







staunen vor ihm stand, eine dunkle Ecke, in der Schätze verborgen waren, Zeichnungen, Waffen, Bildwerke.

Diese Tempel waren Schatzkammern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mein Droschkengaul hält vor einem winzigen Häuschen. Ich lasse ihn gewähren. Denn die Droschkenpferde spielen hier die Rolle der Vorsehung, und es ist das beste, sich ihnen vollkommen zu überlassen. Eine blaße Japanerin tritt aus dem Häuschen, ein Mädchen von jenem feinen durchgeistigten Typus mit schmalem Gesicht, schwarzen Brauen und winzigem Mund. Der Kuli unterhandelt mit ihr, und darauf trete ich auf seinen Wink durch einen Torbogen ein.

Vor mir liegt ein stattliches einstöckiges Haus in einem Garten. Ein Trüppchen schöner Mädchen zeigt sich am Eingang. Japan, du bist ein glückliches Land, schöne Mädchen allerorts! Sie kauern auf der Matte, geputzt und geschmückt und lugen heraus: ein Teehaus! Wieder. Aber die Mädchen sind so anziehend, daß ich mich augenblicklich meines Schuhwerks entledige und eintrete.

Schon nach einigen Schritten erschrecke ich: wenn dieses Haus ein Teehaus ist, so werde ich ein Vermögen bezahlen müssen. Eine junge zarte Mädchenknospe geht mir voran, und wir durchschreiten eine Flucht großer einsamer Zimmer, die in einer endlosen Perspektive vor uns liegen. Sie sind leer, aber welche Vornehmheit und welcher Reichtum zeigt sich doch in dieser Leere, den feinen Matten, dem geglätteten Holzwerk. In einem Zimmer liegen zwei verlassene Samisenen, die Mädchenknospe

macht die Bewegung des Spielens und lächelt. Plötzlich schiebt sie eine Papierwand zur Seite, und unter mir liegt das Häusermeer von Tokio, wimmelnd, flimmernd, zu meinen Füßen ein Garten, in dem Kirschbäume blühen. In einem kleinen, von Felsen umgebenen Teich spiegelt sich ein roter Busch klar wieder. Das Mädchen bringt mir ein Kissen und läd mich ein, Platz zu nehmen. Sie verschwindet.

Ein in ein Tuch eingehülltes langes Musikinstrument lehnt an der Wand, in der Ecke steht ein kleiner Wandschirm, auf den eine Anzahl vergilbter kostbarer Handzeichnungen geklebt ist.

Bald werden die Tänzerinnen kommen, denke ich.

Meine Mädchenknospe kommt zurück, sie stellt ein Schälchen grünen Tee, dünn wie Wasser, neben mich, ein Brettchen mit kleinen Kuchen, dünn und rund wie Taler, rosa und violett. Sie schmecken wie Zahnpulver. Auf den Kuchen liegt ein Blättchen Papier, Blumen sind darauf gemalt und Schriftzeichen. Sie sagt: „Japanese poem", ich danke ihr. Hier sitze ich nun und harre der märchenhaften Dinge, die kommen sollen.

Ich genieße die kleinen, schmalen Hände meiner Mädchenknospe, die neben mir kniet, die feine Linie ihres Gesichtes, den neugierigen lächelnden Blick ihrer dunklen Augen, die Formen ihres kleinen Körpers, ich genieße Tokios Häusermeer und die Spiegelung des roten Busches, die Stille in dem feuchten, warmen Frühling da draußen. Ich warte eine halbe Stunde, und als sich nichts rührt, gehe ich.

Ich begehe die Ungeschicklichkeit, der Mädchen-







knospe ein Trinkgeld anzubieten. Sie weist es höflich zurück und lächelt. Schöne weiße Zähne hat sie.

Wo war ich? Ich bekam hier Tee, Kuchen und ein japanisches Gedicht, was ist das?

War ich im Hause eines Vornehmen, der es sich zur Aufgabe macht, Fremden sein Haus und Tokios Häusermeer zu zeigen?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich beobachtete im Theater drei Kinder, kleine Mädchen von sechs bis acht Jahren. Sie kamen in die Loge getrippelt, zuerst eins, dann die beiden anderen. Sie begrüßten sich mit dem ganzen Zeremoniell der Erwachsenen, nahmen Platz und schwiegen. Dann wechselten sie einige Worte, lachten wie Kinder, um sich sofort wieder zu beherrschen und in steife Würde zu verfallen.

Im Hotel sah ich eine große Gesellschaft von Japanern, Herren und Damen. Die Damen hantierten ungeschickt mit den Bestecken und wußten nichts rechtes mit manchen Gängen anzufangen. Einer der Herren trank nach dem Diner das zum Waschen der Fingerspitzen in blauen Schalen gereichte Wasser aus. Prosit! Als sie gingen, verbeugten sie sich lange vor einander, und schließlich selbst vor den Kellnern, mit dem gleichen Anstande wie vor ihresgleichen.

Später sah ich zwei alte Exzellenzen mit riesigen Kotillonorden auf den Fräcken Billard spielen. Sie benahmen sich wie Kinder, lachten, kicherten, äußerten Freude und Erstaunen in der harmlosesten Weise.







# Die Kirschblüte.

Jetzt, da die Kirschblüte ihren Höhepunkt erreicht hat, strömt alles Volk zum Uenopark, der seiner Blütenpracht wegen berühmt ist.

Sollte man nicht glauben eine einzige rosige Wolke habe sich auf den Park herniedergesenkt? Wie man im Gebirge durch Risse in den Nebeln wunderliche und wunderbare Ausblicke auf Täler und Dörfer genießt, so sieht man hier durch die Spalten der Wolken von Kirschblüten auf Scharen des bunten Volkes, das trippelt und trappelt, auf Wege, die sich wie eine bunte Schlange zwischen den Bäumen ringeln, auf Treppenfluchten, die mit dem herabsteigenden Volk wie ein Wasserfall von Farben erscheinen, auf zierliche Teehäuser mit kleinen Gärten und Galerien, auf denen die Gäste kauern und zechen, auf Tempelgruppen, Torii, Steinlaternen und Fahnen.

Die Blüten sind zartrot. Die Zweige haben noch keine Blätter. Alle Leute tragen Blütenzweige. Die Blüten bedecken wie Schnee Wege und Rasen.

Mitten in einer Blütenwolke thront auf einem Hügel der Daibutsu, das kolossale Standbild Buddhas. Er sieht aus wie ein würdiger Hebräer, er ist kohlschwarz, seine Nase ist breit, seine Augen sind schmale Schlitze. Da sitzt er und lächelt mit seinen dicken wulstigen Lippen herab auf die Zwerge von Menschen, die ihm Blumen opfern und duftende Räucherstäbchen abbrennen. Von allen Seiten wimmelt das Volk herbei, und die kleinen Teehäuser ringsum sind dicht besetzt. Vor den Augen





des riesigen schwarzen Buddhas mit dem ewigen Lächeln bringen junge Leute dem Gotte ein anderes Opfer dar. Sake! Zum erstenmal sah ich hier Betrunkene. Es sind drei junge Herren und drei Tänzerinnen. Aber was ist ein europäischer Rausch gegen diesen Rausch hier? Nichts. Alle meine Räusche, was sind sie dagegen? Die jungen Herren trinken Sake aus Puppenschälchen. Sie trinken ihn nicht, sie verschütten ihn rings im Kreise, sie gießen ihn sich gegenseitig in den Mund. Ihre Körper sind nichts mehr als ein Bündel von Schwingungen, Zittern, Beben, kinematographische Bilder, ihre Seelen sind Verzückung, Gelächter, Kichern, Schaukeln. Und hundert Zuschauer stehen im Kreise um sie und staunen diese Glücklichen an, die im Paradiese schwelgen.

Ich höre Musik, und da ich weiß, wo Musik ist, sind Leute, so beeile ich mich. Ein schmaler Weg führt mich durch eine Flucht von Steinlaternen, in denen Unmengen von Steinchen angehäuft sind. Diese Sitte steht im Zusammenhang mit der Vorstellung, daß die abgeschiedenen Kleinen im Reiche der Todesfürstin ewig kleine Steinpyramiden aufbauen müssen. Am Ende dieser Flucht von Steinlaternen mit den rührenden Zeichen von Eltern- und Geschwisterliebe stehen schmale weiße Fahnen in einer wimmelnden Schar von Menschen. Ich sehe weiße Priestergewänder in einem Tempel und — was ist das? — Possenreißer und Tänzer dicht daneben. Die schrille Musik der Tänzer vermischt sich mit dem Lärm der Trommel, die das Opfer der Priester begleitet, und während die Priester im Tempel feierlich schreiten, tanzen Narren mit Larven in der nächsten







Nähe. Ja, die winzige Bühne ist im Stil des Tempels erbaut. Der Tanz selbst gehört zum Tempelfest. Er ist eine Reminiszenz an jenen Tanz, durch den die lichtspendende Amaterasu aus dem Versteck, in das sie sich erzürnt zurückgezogen hatte, mit List der Götter hervorgelockt worden war. Er heißt Kagura.

Die Tänzer haben weiche schwarze Kappen auf dem Schädel, Larven vor dem Gesicht, über dem Kimono tragen sie eine Art von Pumphosen, die an den Hüften geschlitzt sind. Der eine stiert blöde und stumpfsinnig mit glotzenden Augen in die Welt, der andere grinst und lächelt ewig und scheint seine Zunge in der Backe zu kauen. Er hat Ähnlichkeit mit einer heiter gestimmten Bulldogge; als ob er einen Faustschlag aufs Maul bekommen hätte, so sieht er aus. Aber er tanzt außerordentlich gut. Dahinter kniet die Musikkapelle, drei Mann stark, eine faßförmige Trommel, eine Pfeife und eine flache Trommel, auf die mit Stäbchen flach geschlagen wird. Diese drei Instrumente vollführen einen quiekenden jämmerlichen Lärm, in dem sich eine ewige primitive Melodie mühsam behauptet. Dazu tanzen die Possenreißer, und wie die ewige Melodie, so kehren bei ihnen stets die gleichen Posen wieder. Sie tanzen nicht mit den Füßen, sondern mit den Händen. Ihre kleinen Hände aber besitzen die Geschicklichkeit einer Tänzerin, und man könnte sagen, sogar jeder Finger sei eine Tänzerin. Sie biegen die Hände im Gelenk ab, sie verzerren die Finger, die Hand kann wie ein Revolver aussehen, wie der Kopf eines Schwanes und wie all jene Posen, die man den Händen zu Schattenbildern verleiht. Dazu machen







sie kleine Tanzschritte, Wendungen, Drehungen, aber eigentlich tanzen sie immer mit den Armen und Händen.

Der Schabernack, den sie miteinander treiben, ist harmlos und kindlich, mit bewundernswerter Beschränkung der mimischen Mittel und ganz köstlich dargestellt. Jede kleinste Bewegung verrät eine unglaubliche Beobachtungsgabe. Wenn sie sich die Backen reiben oder das Auge, so scheinen ihre Larven richtige Gesichter zu sein. Der eine gibt dem anderen einen leisen Klapps, d. h. er deutet es an, aber gewiß ist das eine kleine Maulschelle, nach allen Regeln der Kunst appliziert, und mit drolliger Natürlichkeit reagiert der Geschlagene darauf. Sie trinken und spritzen die Tropfen von den Fingerspitzen, und obgleich sie das Trinken ja nur pantomimisch darstellen, so sieht man die Tropfen umherspritzen, und man sieht auch den kleinen Tropfen, der dem anderen ins Auge geflogen ist. All das wird in einem gewissen Rhythmus dargestellt, den die Musik angibt.

Schließlich tritt ein kriegerisch aussehender, haariger Mann mit Pfeil und Bogen aus einem Vorhang des Hintergrundes und droht ihnen. Die Tänzer weichen zurück, tänzeln zur Seite und verraten eine komische Angst. Dann aber stehen sie ganz blödsinnig, mit den Händen auf dem Rücken, und starren den Haarigen an. Er schießt, und einer wird in den Bauch getroffen. Das heißt, er nimmt den Pfeil, setzt ihn sich auf den Bauch und hockt sich nieder. Man sieht wie tief der Pfeil in seinen Eingeweiden steckt. Der Kamerad zieht den Pfeil mit komischer Anstrengung heraus und setzt ihn sich selbst verkehrt auf den Leib.

All diese burlesken Dummheiten entzücken die Zuschauer, besonders die Kinder und mich, und sie sind auch wundervoll dargestellt. Man scherzt hier mit den geringsten Mitteln, und doch, wie unsagbar komisch wirkt es. Endlos währt der Tanz, endlos wie das Quieken der Pfeife und Bumbum der Trommel.

Ein paar Schritte entfernt ist das Opfer im vollen Gang. Hier kauern Priester in weißen Gewändern, eine ganze Reihe, andere schreiten in mathematisch genauen Abständen feierlich hintereinander und tragen kleine Holzschemel mit Opfergaben darauf. Früchte, Rüben, Orangen, delikat mit Blättern garniert wie von einem Pariser Küchenchef, kleine rote und weiße Kuchen, kunstvoll aufgebaut wie von einem Konditor. Sie schreiten langsam im Vorraum entlang bis zur Mitte, hier biegen sie im rechten Winkel ab und bewegen sich der Tiefe des Tempels zu. Dort übergeben sie mit einer Verbeugung das Schemelchen einem grün gekleideten Priester. Der Grüne trägt es ins Heiligtum, wo ein Violetter das Schemelchen in Empfang nimmt, um es auf den Altar zu setzen, der schon überhäuft ist mit Frühlingsgaben; der Violette berührt eine Weile mit der Stirn den Boden vor dem Altar.

Dieser feierliche Akt wird von einem Orchester aus fünf Musikanten begleitet. Ein Quieken und Schrillen, das die Haut schaudern macht. Glücklicherweise vermag die Musik nicht recht durchzudringen, obgleich das Orchester fieberhaft arbeitet. Die Musikanten hocken in einer Reihe im Vorraum, etwas abseits, sie haben alte sympathische Musikerphysiognomien mit Brillen

und fahlen schlaffen Lippen. Auf den kahlen Schädeln tragen sie eine Art Schmetterlingsnetz aus grauschwarzer Gaze. Ähnliche Kopfbedeckungen haben die Priester.

Das Opfer ist zu Ende. Die Priester kauern in zwei Reihen im Vorraum, in der Mitte sind Schemel mit Papierstreifen aufgestellt. Der Oberpriester neigt sich bis zur Erde. Darauf neigen sich alle Priester, wie das Gras im Winde liegen sie da. Sie klatschen zweimal in die Hände, worauf sie sich abermals verbeugen. Sie nehmen Gebetstäfelchen — schmale Holzstreifen — aus den Gewändern, führen sie gegen die Stirne und verneigen sich abermals. Endlich gehen sie, sich nochmals gegen das Sanktum verbeugend.

Vor dem Tempel steht das Volk, Kopf an Kopf, zwischen den Pfählen mit Ideogrammen, den Steinlaternen, den Fahnen. Kupfermünzen regnen auf die mit Matten belegten Tempelstufen. Hunderte von Händen klappen und Hunderte von Köpfen neigen sich.

Als ich zurückblickte, sah ich die Possenreißer noch immer tanzen. Anstatt des haarigen Bogenschützen ängstigte sie jetzt ein Fabelwesen mit spitzer Windhundschnauze und langer weißer Mähne.

Ich habe diesen Tanz verschiedene Male gesehen, immer ähnlich, mit kleinen Abweichungen und Variationen. Im Shibapark sah ich einen Tänzer mit einem Fächer. Seine Hand führte ganze Pantomimen auf, und es sah aus, als erzähle sie Geschichten. Als dem Tänzer einmal der Fächer entschlüpfte und zu Boden fiel, vollführte er erst einen langwierigen, graziösen Tanz um den Fächer herum, bis es ihm gelang, eine Bewegung einzuflechten,

mit der er den Fächer aufraffen konnte. Hier tanzte auch ein schwarzer Krieger, der sich während des Tanzes mit Sake berauschte; wunderbar gab er den schweren Rausch wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Tagen der Tempelfeste wimmelten die vielen Parke Tokios von Volk, das von der Frühlingssonne, der Kirschblüte und den Festen in stille Verzückung versetzt wurde. Man wandelte unter den blühenden Bäumen, sah Tänzern und Gauklern zu und erfrischte sich in den unzähligen kleinen Teehäusern, die unter den Bäumen versteckt lagen. In Shiba gab es ein Teehaus, zu dem man nur gelangen konnte, indem man über ein paar Steine, die in einem Rieselbach lagen, balancierte. Hier spannte sich auch eine Brücke über einen kleinen Teich, und Hunderte von Menschen ergötzten sich an dem Spiel der Goldfische, die sich um die ihnen zugeworfenen Kuchenstückchen drängten. All die kindlichen heiteren Mienen, die schönen bunten Kostüme, und eine Woge von Kirschblüten zog sich an dem Teiche hin, überragt von einer vielstöckigen roten uralten Pagode!

Nachdem ich Shiba und Ueno tagelang durchstreift hatte, fuhr ich nach Asakusa, einem Park mit einer alten berühmten Tempelanlage im Osten Tokios. Eine enge Gasse von Verkaufsbuden, zwischen denen sich die Menge drängte, führte zu dem Tempelkomplex, in den man durch ein zweistöckiges riesiges chinesisches Torgebäude eintrat. An den Seitenflügeln dieses Tores standen in Nischen zwei feuerrote Götter mit rasender, dräuender Gebärde, hervorquellenden Augen und







zuckenden Muskeln. Die Ni-o, die beiden Dêva-Könige, Indra und Brahma, welche die Dämonen verjagen. Wären nicht die kleinen roten Holzgitter vor ihnen angebracht gewesen, so würden sie sicher herausgestürzt sein. Ihre wütenden Leiber waren mit kleinen gekauten Papierkugeln über und über beworfen, von den Andächtigen, die eine Erhörung der Bitte darin sehen, wenn das geschleuderte Papierkügelchen hängen bleibt. Durch das Tor sah man einen staubigen Hof, der in der Sonne blendete, und mitten darin stand der riesige Tempel „Asakusa Kwannon". Zwischen der Allee von hohen Steinlaternen kroch eine Schlange von Menschen. Der Tempel hatte ein ungeheures graues steiles Dach, rotes Gebälk und rote Säulen; eine Flucht von Holzstufen, die seine ganze Breite einnahmen, führte zu ihm empor. Auf dieser breiten Treppe stiegen Ameisenscharen von Volk auf und nieder.

Das Innere des Tempels glich einem ungeheuren staubigen Speicher, mit riesigen roten Balken und Säulen, vollgestopft mit Menschen und Gerümpel. Bestaubte Papierlaternen, höher als ein Mann, hingen an den Balken, die Wände waren über und über bedeckt mit vergilbten Bildern und Gemälden. Scharen von Tauben flatterten ein und aus und saßen auf den Balken des Dachstuhles, den riesigen Papierlampen, den Bildern. Mitten in der Wolke von Staub, dem Geflatter und Gezappel, saß auf einem kleinen Schreine ein Hahn, ein ernstes Tier; ich beobachtete ihn lange, und erst als er blinzelte, erkannte ich, daß er lebendig war. In diesem Tempel gab es eine Menge von Ständen und

Schreinen, einen ganzen Jahrmarkt. Die Priester verkauften Amulette, Bilder, Andenken, Schutzmittel gegen Krankheiten und Zettel, die verkündigten, welchen Geschlechtes ein Kind sein würde, das nahe daran war, das Licht der Welt zu erblicken. Ja selbst das Schicksal konnte man sich hier voraussagen lassen. Mitten in dem Jahrmarktsgetümmel saß ruhig eine Holzfigur des Binzuru, einer der „sechzehn Rakan", der infolge einer galanten Bemerkung über eine Frau aus dem Sanktum ausgestoßen wurde und nun für immer seinen Platz im Vorraum hat. Gewiß machte der sympathische Gott hier bessere Geschäfte. Sein Kopf war rund und glatt wie eine Kegelkugel, seine Hände, sein ganzer Körper war glatt geschliffen und poliert von all den Händen der Gläubigen, die ihn gerieben hatten. Sie reiben die Stirn Binzurus, dann die eigene, die Brust Binzurus, dann die eigene. Binzuru heilt alle Krankheiten und ist ein Helfer des Volks. Ich sah eine Frau, die ihr kleines Mädchen von oben bis unten auf diese Weise gegen Krankheiten feite. Sie selbst rieb lange Binzurus Schoß und dann ihren eigenen; auch das hatte wohl seinen Grund.

Der Tempel beherbergt eine große Anzahl von verschiedenen Göttern und Göttinnen, die alle friedlich beieinander wohnen. Gewidmet ist er der Göttin der Barmherzigkeit, Kwannon. Ihr Bildnis aber, das auf dem mit Blumen und Gefäßen geschmückten Altar in einem Schrein aufbewahrt wird — in diesem Ungeheuer von einem Tempel — ist nicht größer als ein Däumling.

Vor dem Tempel lag ein überdachter Brunnen, um-

drängt vom Volk, und für eine Kupfermünze konnte man daraus trinken. Die Priester kassierten Haufen von Kupfer ein, sie lächelten mir zu: ein gutes Geschäft, wie? Selbst im Trog lagen Münzen. Rings im Hofe stand eine Menge von Tempeln, Tempelchen und Schreinen. Ein kriegerisch aussehender Gott mit einem Schnurrbart erregte meine Aufmerksamkeit, in einem kleinen Tempel, der einer Laube ähnelte, sah ich nichts als unzählige Papierlaternen und hohe Latten mit Schriftzeichen bedeckt, Büscheln von Speeren ähnlich. Ich verfolgte ein junges Mädchen, schön und frisch sah sie aus, und sie war sehr fromm. Sie trippelte von Tempel zu Tempel, überall zog sie an dem Glockenstrang, klappte in die Hände und warf eine Kupfermünze in den Trog.

Dieser Trog ist stets eine recht umfangreiche Sparbüchse, so groß wie ein Brunnentrog und mit einem Rost von prismenförmigen Holzstäben zugedeckt. Die Kante der Stäbe zeigt nach oben, so daß eine Münze, die geworfen wird, auf jeden Fall hineinfallen muß, aber nicht wieder heraus kann.

All die Gassen der Nachbarschaft wimmelten von Leben. Hier gab es Gaukler, Zauberer, Erzähler, die einen Kreis um sich gesammelt hatten und sich vergebens abmühten einen Sen aus dem neugierig lauschenden Publikum herauszureden, Reihen von Verkaufsbuden, Kuchenbäcker, Ausrufer, Schießbuden und selbst Buden, wo man angeln konnte. Unter den Waren, die feilgehalten wurden, sah ich einen gesalzenen Seehund, von dem Stücke abgeschnitten wurden, und einen getrockneten Affen. Die Spielwaren, Bilderbogen und all der Tand, den man hier

erwerben konnte, waren spottbillig, aber erlesener Schund. Bei den Schaubuden verblüffte vor allem der billige Eintrittspreis, sechs bis zehn Pfennig. Die Bilder aussen waren noch das beste, innen sah man nichts, weniger als das, geschmacklose Nichtigkeiten, die sich nicht einmal mit jenen unserer Jahrmärkte messen können.

Die Teehäuser ringsumher waren überfüllt. Unvergeßlich reizvoll sehen diese Häuser aus. Auf erhöhten mattenbelegten Böden kauern die Menschen und vergnügen sich friedlich und ruhig; die Häuser haben Dächer, aber keine Wände, denn die Wände sind alle herausgenommen bis auf dünne Pfosten. Schmale Stege führen von einem Haus zum anderen, und darauf balancieren die kleinen braunen Mägde, die Erfrischungen herbeitragen. In der Mitte dieser Häuser liegt stets ein Gärtchen, ohne Bäume, kaum eine Blume oder ein blühender Strauch oder Gras, aber dafür gibt es hier Teiche, kleine Wasserfälle, Steinlaternen, Felsen, Miniaturtempel und winzige Häuser.

Wenn du diesen Garten betrachtest, so sind Hunderte von Augen ringsum auf dich gerichtet und Hunderte von freundlichen Gesichtern lächeln dir zu.

## The Dynasty of Cakes.

Im Theater Kabuki-za in Kobiki-cho, dem vornehmsten Theater Tokios, sah ich ein Drama, dessen Titel mir ein Japaner wörtlich übersetzte mit „The dynasty of cakes in Sendai". In dieser berühmten Tragödie spielten zwei





Kinder die Hauptrollen, ein Knabe und ein Mädchen, kaum sechs bis acht Jahre alt. Das Motiv des Stückes bildete der Streit zwischen zwei Herrscherhäusern; der Aufbau war klar zu erkennen: Eifersucht, Kränkung, Rache und Gegenrache.

Es war ein Stück der Geschichte Japans, ein Stück des alten Japan, so prächtig und berückend wie es einst war.

In der ersten Szene trat ein prunkvoller Zug von Hofdamen über den Blumenweg ein, alle in roten gestickten Gewändern. Sie begleiteten jene beiden Fürstenkinder, die Kärrchen aus Lack, mit Blumen gefüllt, nachzogen. Die sechsjährige Prinzessin trug ein purpurnes Kimono; ihre aufgelösten Haare, die bis zur Schulter reichten und auf der Stirn wagrecht geschnitten waren, umrahmten ein süßes, märchenhaftes, gepudertes Gesichtchen. Der junge Fürst trug silbergraue Pumphosen, die bis zu den Knöcheln gingen, ein dunkles kurzes Jäckchen, seine Haare waren grau gepudert, und eine kleine schwarze Kappe saß darauf. Sie waren Fürsten, gewiß, alle anderen waren nichts als Gewürm vor ihnen. Sie krümmten sich am Boden, preßten die Stirnen auf die Matten, und wenn sie es wagten, sich zu nähern, so nahmen sie ein zusammengelegtes Blatt Papier zwischen die Lippen, damit ihr Atem nicht die Auserwählten berührte. Ein Streit unter den Hofdamen brach aus. Die Kinder saßen still, genau wie Erwachsene, mit der Würde von Fürsten; sie regten sich nicht, ganz als ob sie der Streit nichts anginge. Plötzlich drang von irgendwoher ein schrecklich aussehender Mörder ein. Gesinde eilte





auf den Ruf der Dienerinnen herbei, der Mörder wurde überwältigt und gefesselt. Die Kinder regten keine Miene. Eine Hofdame fiel auf die Anklage einer anderen hin in Ungnade.

Die zweite Szene war von unendlicher Lieblichkeit. Bis auf den Schluß war sie ganz lyrisch. Sie gab einen Einblick in das Leben eines vornehmen Hauses des alten Japan. Während der ganzen Szene, die wohl über eine Stunde dauerte, wurde fast nichts gesprochen. Die beiden Kinder befanden sich in Gesellschaft einer vertrauenswürdigen gütigen Hofdame in einem schönen, fast ganz goldenen Raum. Der junge Kavalier trug eine Schachtel herbei, und sie begannen ein Spiel mit Würfeln und Steinen. Sie spielten ruhig, ohne ein Wort zu sprechen, ohne zu lächeln, durch nichts verrieten sie, daß sie Kinder waren. Die Hofdame saß unterdessen hinter einem Wandschirm und hantierte langsam mit Lackschachteln und einem Fächer, sie bereitete mit allem Zeremoniell den Tee. Endlich schlich sich der junge rührende Kavalier näher, um zu sehen, ob sie noch nicht fertig wäre. Das Schleichen stellte er dar, indem er mit der Hand die Luft durchschnitt wie ein Schwimmer das Wasser. Die Dame bemerkte ihn, klopfte auf die Matte, und er kehrte zurück zur Freundin. Darauf schlich sich die Prinzessin näher, die Dame klopfte wieder, aber sie erschrak sehr, als sie gewahrte, daß die Prinzessin die Neugierige gewesen. Sie bat mit vielen Verbeugungen und flehenden Worten um Vergebung. Wiederum spielten die Kinder.

Diese ganze einfache Szene wurde von Gesang be-





gleitet, wenigstens schien es für japanische Ohren Musik und Gesang zu sein. Ich selbst konnte diesen Lärm nur mit dem komischen Geplärr betrunkener Bauernlümmel vergleichen. Die beiden Musikanten saßen auf einer kleinen Empore rechts von der Bühne. Die Samisen schrillte und zirpte, und der Sänger tat sein Bestes. Er reckte den Kopf in die Höhe, wie ein Hahn, der kräht, die Adern seines Halses schwollen zum Zerspringen an, er kniff die Augen zusammen, er verdrehte sie und stieß eine Reihe von Lauten aus, die zuweilen an das Gejammer einer Katze erinnerten oder das Heulen eines Hundes, der Musik hört. Zumeist aber blieben sie ihm in der Kehle stecken. Der Samisenspieler ließ dann und wann einen Glueckslaut hören, als ob ihm übel würde — jub! jub! — oder er rief wie ein Kutscher, der sein Pferd antreibt. Diese Musik war kaum zu ertragen, aber die Japaner lauschten hingerissen, und sicherlich sang der Sänger von dem Schicksal, das sich den sorglos spielenden Kindern näherte, denn zuweilen zogen alle Leute papierne Taschentücher aus den Ärmeln, schneuzten sich und trockneten sich die Augen.

Die Kinder spielen unterdessen ohne Laut in dem goldenen Zimmer, beide mit großer Würde auf ihren Kissen kniend.

Da steigen vor dem Hause zwitschernde Vögel herab, und der junge Edelmann beeilt sich sie in einen zierlichen Holzkäfig einzufangen. Aber es gelingt ihm nicht. Die Vögel umgaukeln ihn, zwitschern und steigen wieder in die Höhe. Erstaunt und erschrocken sinkt der Kleine mit den gepuderten Haaren und dem süßen, winzigen,







gepuderten Gesicht auf die Stufe nieder. Ist es ein böses Anzeichen?

Wieder weint das ganze Publikum. Schon ist das Schicksal im Gange. Ein Zug naht, eine Deputation. In einer Sänfte wird ein Geschenk für die Prinzessin und den Prinzen hereingetragen; die Nebenbuhlerin, die in der ersten Scene in Ungnade fiel, überreicht mit vielem Zeremoniell ein Körbchen voller Kuchen. Die Prinzessin bewegt die Hand — aber die gütige Hofdame zupft sie unmerklich am Ärmel. Nein! Da kommt der rührende kleine Kavalier herein, er spricht, entschlossen, mutig — ich aber muß sagen, wie diese Kinder auf der japanischen Bühne sprechen. Wie für die Erwachsenen die Kehlkopfsprache für das Pathos vorgeschrieben ist, so sprechen die Kinder mit gellenden, hohen, monotonen Stimmen, etwa wie unsere Abc-Schützen, die in der Schule ihre Sprüchlein hersagen. Nun, er spricht! Er ist wohl derjenige, der die Prinzessin beschützen muß und dessen Pflicht es ist, zu beweisen, ob es schädlich ist, diese Kuchen zu essen oder nicht! Er beißt in einen Kuchen, schleudert ihn weg, stößt den Korb mit dem Fuß um — und sinkt vergiftet nieder. — Die Nebenbuhlerin, die in Ungnade fiel, stößt ihm noch dazu ein Messer ins Herz. Und die Prinzessin? Fährt sie auf, weint sie, daß ihr kleiner Freund sterben muß? Nein, sie sitzt ohne jede Bewegung auf der Stufe. Die böse Nebenbuhlerin stößt Verwünschungen aus, und bei jeder Verwünschung dreht sie das Messer im Herzen des Erdolchten. Der kleine rührende Herr stößt Wimmerlaute aus, er bewegt die kleinen Händchen und greift müde nach der Waffe.







Diese Szene ist erschütternd, aber ihr folgt eine weitaus packendere.

Eine Frau tritt auf und überreicht der gütigen Hofdame eine Rolle. Sie ist die Mutter des erschlagenen kleinen Samurais. Ach, sie kann es ja nicht glauben, sie starrt fassungslos der Frau nach, die über den Steg abgeht. Dann folgt ein langer Schmerzensausbruch. Im Rhythmus bewegt sie klagend Körper und Kopf: es ist eine Art Tanz des Schmerzes.

Darauf folgt eine phantastische Szene, eine kurze Einschaltung. Die Handlung wird ins Symbolische übertragen. Oder stellen die auftretenden Gestalten die Geister der feindlichen Häuser vor, oder Abgeschiedene? Ein schrecklicher Dämon taucht in wilder Pose aus der Versenkung auf, in einer Dampfwolke, empfangen vom Beifallsgeschrei des Publikums — ah-rah! — Er ist kriegerisch bemalt, rotglühend wie vom Wiederschein der Hölle; ein graues Ungeheuer, eine Art Bär, ringelt sich unter seinem Fuß und zappelt unter seinem Tritt. Ein Zeichen seiner Macht. Aber aus einer Versenkung des Blumenweges steigt langsam ein gütiger, edler Geist empor, und ein kleiner Wink von ihm genügt, den Dämon in die Flucht zu jagen. Der edle Geist spricht kein Wort. Er entfernt sich über den Blumenweg. Sein Gewand ist silbergrau. Er trägt Hosen, allein sie sind doppelt so lang als es nötig wäre, so daß er mit den Füßen da geht, wo die Knie sein sollten. Stark nach hinten geneigt, die Hosenenden nachziehend, schwebt er feierlich hinaus.

Die nächste Szene schildert eine Gerichtssitzung, in der es sich um die vergifteten Kuchen handelt. Auf der





Bühne ist ein erhöhter Raum, in dem die Richter würdevoll sitzen, die Schwerter neben sich auf kleinen Gestellen. Die beiden Parteien kauern auf dem Boden zu Füßen der Richter, vier auf jeder Seite, einer hinter dem anderen. Wie Frösche sitzen sie da. Die schuldige Partei wird überführt, und die Gerichtsdiener reißen ihnen die Übergewänder ab.

In der folgenden Szene rächt sich der Verurteilte an dem Ankläger. Er stößt ihm ein Messer in die Seite. Während der Verwundete auf den Knien rutscht, um zu entweichen und der Mörder ihn verfolgt, dreht sich die Bühne. Ein anderes Gemach kommt zum Vorschein. Der Verwundete schleppt sich von der der Bühne gegenüberliegenden Seite des Theaters über den Blumenweg; sein Gesicht ist fahl, sein Gewand blutig. Erschöpft erreicht er das Gemach und hat gerade noch Zeit, sich hinter einem Wandschirm zu verbergen, als sein Verfolger auf dem Blumenweg auftaucht.

Dieser Verfolger ist nicht nur ein Mörder, er ist die Personifikation des Mordes selbst. Sein schwarzer Haarschopf steht auf seinem Kopfe wie der Schopf eines wütenden Vogels, Federn hängen ihm über die Ohren. Seine Augen schielen und funkeln Wahnsinn. Sie sind von Ruß umgeben, der Ruß der ganzen Hölle scheint an seinen Wimpern zu hängen. Zwischen den Zähnen trägt er das blutige Messer. Mit den Fäusten schürzt er das Gewand und geht eilig und bebend dahin. Seine leise keuchende Brust, der Tritt seiner nackten Füße, das Beben seiner Nüstern, jedes Haar an ihm ist Mordgier. Nicht ein Heer von himmlischen Geistern wäre imstande,









ihn zurückzuhalten, denn seine schielenden, rot unterlaufenen Augen würden sie nicht sehen. Bewaffnete Diener treten ein. Sein Aussehen, sein Blick entmutigt sie augenblicklich, das Schütteln seines Haarbusches allein genügt, sie in die Flucht zu jagen.

Er entdeckt das Opfer im Versteck. Er zieht den Feind hervor und labt sich an der Angst seines flackernden Blickes. Dann gräbt er ihm das Messer in die Seite, und das ist nicht mehr Mord, das ist Wollust.

Ein Theaterdiener kommt herein und breitet eine Decke vor dem Erschlagenen aus. Der Tote läuft hinter der Decke hinaus. Das stört keineswegs. Er mag laufen, wie er will, er ist trotz alledem tot, tausendfältig wurde er ermordet.

Eine Szene jagt die andere. Lieblich wie das Lachen eines Kindes, grauenhaft wie das Gurgeln eines Erdolchten können sie sein. Die ganze Kultur eines alten Volkes entrollt sich in einer Reihe lieblicher und grauenhafter, stets faszinierender Bilder. Zeremonien, Trachten, phantastische Pracht. Tänzerinnen in wattierten Gewändern, mit Kronenreifen und kleinen klirrenden Blüten aus Gold in den Haaren, Frauen in weiten Hosen, Edelleute in großkarrierten, sonderbaren Trachten, ein Fürst, in die Farben des roten Feuers gekleidet, die mich noch stundenlang nachher blenden ....

All das ist mir fremd, ich verstehe es nicht. Ich bin Millionen Meilen von Europa entfernt, auf einer anderen Erde. Das sind Wesen mit anderen Gehirnen und einem anderen Herzen. —

Und nicht nur das Spiel facht mein Erstaunen stets







aufs neue an. Auch der Raum, in dem ich mich befinde, die Zuschauer, die Pausen, alles.

Unaufhörlich sind die Schiebetüren in Bewegung, und die geschorenen Köpfe der Theaterdiener lugen nach den Winken der Herrschaften aus. Familien begrüßen sich mit umständlichem Zeremoniell, Verbeugungen hier, Verbeugungen dort. Schöne junge Mädchen mit gemalten Lippen und glänzenden Frisuren trippeln in den schneeweißen Tuchsocken umher. Sie sehen mich erstaunt und neugierig an und tauschen ein Lächeln. Drunten im Bureau malen die Schreiber mit Pinseln, die Köche streichen Speisen mit roter Farbe an, denn, bei Gott, sie dürfen nicht einfach wie Speisen aussehen! Im Hof gibt es Verkaufsstände, Flechtarbeiten, Postkarten, Zigaretten, Spielsachen, Fächer.

Es sind Stunden vergangen, und in diesem ewigen Stück zeigt sich nirgends ein Ende. Ich bin steif und verhungert. Verzweifelt deute ich auf eines dieser hübschen Speisekästchen, und der Diener eilt. Ich öffne voller Spannung meine kleine hübsche Fichtenholzkiste, in der die Speisen hübsch säuberlich zwischen grünen Blättern liegen. Ein Stückchen transatlantisches Kabel aus Guttapercha, ein Fleck Leder mit einer Pechkugel darin, ein zweites Stückchen Kabel und noch ein kleiner gelber Lederbeutel mit einer Pechkugel, eine schwarze Seife. Schön. Nun, es geht mir nicht schlecht, wie man sieht. Ich habe meinen kleinen Ofen, Tee in Hülle und Fülle, all jene Leckerbissen, und ein halbes Hundert von Zuschauern um mich her, die ein rührendes Interesse für das Debüt dieses weißen, ungelenken Ungeheuers









in der Handhabung von Eßstäbchen zeigen. Oh, ich kann warten. Ich wende mich der Bühne zu — ein festlicher Aufzug in einem Lustgarten — und gleichzeitig bemerke ich, wie ein fetter, glänzender Japaner, ein Buddha, die Eßstäbchen benützt. Sie müssen eine Art Zange bilden, deren einer Hebel auf dem Daumen ruht, während der andere mit dem Zeigefinger bewegt wird. Unter den grünen Blättern entdecke ich noch ein Stück Hering, und damit fange ich an. Er ist mit kaltem Reis gefüllt. Auch meine Kabelstücke entpuppen sich als Fischhäute, die mit Reis ausgestopft sind. Die Lederklappen sind zähe Omeletten aus Reismehl, die schwarzen Pechkugeln erinnern mich an Quitten. Das ist in der Tat nicht das schlechteste, was ich je zu essen bekam — ich möchte nur wissen, weshalb die zwei hübschen Tänzerinnen an meiner Seite in ihre Fächer kichern. Gott sei Dank wird es dunkel, und während ein Geist auf der Bühne erscheint, esse ich rasch alles auf. An die schwarze Seife wage ich mich nicht heran. Ich stecke die Eßstäbchen in sie hinein und da stehen sie, zur großen Belustigung meiner schönen Nachbarinnen.

## Yoshiwara.

Als ich in der Nähe der Gärten des Kaiserlichen Palastes in die Betrachtung eines verstaubten chinesischen Tores versunken war, dessen Verschnörkelungen und Wellenornamente mich auf den epochemachenden Gedanken brachten, daß das Rokoko ein illegitimes Kind





der chinesischen Kunst sei, sprach mich Herr Oshima an, ein Student.

Derselbe Student Oshima, der jeden Fremden in Japan anspricht und der mich in allen großen japanischen Städten angesprochen hat.

Herr Oshima hatte ein starkknochiges braunes Gesicht, freundliche dunkle Augen und ein weißes Gebiß, er trug eine billige graue Mütze auf dem geschorenen Kopf, ein blaues ausgewaschnes Kattunkimono und an seinen nackten Füßen abgescheuerte alte Getas. Er sah aus wie ein Schuhmachergehilfe. Unter dem Arm hatte er eine kleine Mappe.

Herr Oshima sprach mich an und er sagte genau das gleiche wie alle Oshimas im ganzen Lande.

„Good morning, Sir" sagte er. „Do you speak English?

„Yes, Sir, I do."

„I am a student of the Imperial University and I want to exercise my English knowledges. My English is very poor."

Ich sagte ihm eine kleine Höflichkeit über seine englischen Kentnisse.

Herr Oshima fuhr fort: „You are very kind. What is your country?"

„Germany."

„A great country. The Germans are very manlike. The Japanese army is educated in German style. How do you like Japanese people?"

„I am charmed with them!"

Herr Oshima verbeugte sich hier und sagte: „Thank you, Sir."

Wir schlossen Bekanntschaft und ich lud Herrn Oshima







ins Hotel ein. Seitdem belagerte er das Hotel. Er war sehr demütig und höflich, zuweilen aber von einer naiven Frechheit. Er schlürfte beim Essen, pfiff durch die Zähne, sog mit der Zunge die Fleischfasern aus den Zahnritzen, fuhr sich mit der Gabel in die Zähne, aber er erzählte mir viel Wissenswertes, wofür er tausend Dinge auf einmal wissen wollte. Wenn wir einen Ausflug machten, so gebrauchte er stets eine rührende Redensart: „Ja, aber ich habe mein Geld vergessen".

Dann schlug er mir vor, Stunden auszutauschen. Und zwar wollte er sofort eine deutsche Stunde nehmen, während wir in einer Trambahn fuhren. Ich sagte ihm darauf, daß Englisch und Deutsch fast ein und dasselbe seien, Haus, Maus, Laus, alles ist gleich. Sofort zog er einen Bleistift heraus und begann zu schreiben. „Ich schreibe das nieder", sagte er, „für den Fall, daß ich nach Deutschland komme."

So ist der Student Oshima, der dich in allen Städten Japans anspricht.

Eines Abends gingen wir zusammen nach Yoshiwara, der Luststadt Tokios. Zuerst fuhren wir bis ans Ende Tokios mit der elektrischen Tram, jener kleinen Bahn, die immer vollgestopft mit Menschen ist und wo das Billett allein schon eine Zauberei vorstellt. Kürzlich hatten die Geishas die Lederknöpfe der Trambahnen abgeschnitten, die sie als Amulette gegen Krankheiten, unglückliche Liebe und für gute Geschäfte verwendeten; das nebenher. Dann fing Herr Oshima an, mit den Jinrikishakuli zu feilschen, bis sie krank und bleich vor Entsetzen wurden und uns für einen Schandpreis fuhren.







Es ging kreuz und quer durch verödete Gassen und Felder. In einer engen Gasse begegneten uns viele Wagen, in denen satte, befriedigte Männer saßen und halb schliefen. Unsere Kuli bellten wie kleine Hunde. Hai! Hai! Und besonders mein Alterchen kläffte drollig, wie ein kleines heiseres Hündchen. Dann passierten wir ein Tor und bogen in die Märchenstadt ein.

Die Nacht war wunderbar still, warm und mit Sternen übersät.

Welche Pracht und Schönheit, welche Verschwendung! In Tokio standen Hütten mit einem Erdgeschoß, grau und schmucklos, hier aber standen Reihen von Palästen, einstöckig, ja sogar zweistöckig, vornehm, geschmückt mit geschnitzten Friesen und Galerien. Ein breiter, endloser Boulevard mit einer doppelten Girlande rotglühender Papierlaternen, die in der Ferne zu einem Lichtstreifen verschmolzen, führte zwischen den vornehmen Teehäusern hin. An den Häusern hingen zum Schmuck meterbreite Tücher, mit Schriftzeichen bedeckt. In der Mitte des Boulevards zog sich ein schmaler Gartenstreifen mit blühenden Büschen, grünem Rasen und kleinen fahlen Papierlaternen hin. Es wimmelte von buntem Volk, das den Seitenstraßen zuströmte, denn hier gab es die Hauptsache zu sehen.

Hier nämlich saßen Tausende von schönen Mädchen in goldenen Käfigen, geputzt, inmitten von Pracht und Glanz, wie Blumen in der Sonne. Es ist falsch, zu sagen: Käfige; Missionäre reden so. Es sind Kemenaten, deren Vorderwand durchbrochen ist, das ist alles. Die Stäbe sind viereckige Holzstangen, eine Spanne weit von ein-





ander entfernt, so daß die Gemächer offen vor den Blicken daliegen. Diese Räume sind zumeist ganz vergoldet, und die riesigen goldenen Wände sind mit prächtigen, großzügigen Schnitzwerken und Malereien geschmückt. Oft meisterhaften Arbeiten; Blumen, Bäume, Störche, Pelikane, Drachen, Kirschblüten, Fichten. Ein einziger knorriger Fichtenast mit Nadelbüschen spannt sich über die ganze goldene Rückwand, drei, vier ungeheuere Chrysanthemen mit Blattwerk, oder es ist eine Gruppe von blaßen Bambusrohren zu sehen, in denen ein Tiger schleicht. So waren diese Gemächer.

Die Mädchen saßen im Hintergrund der prunkvollen Räume, in einer Reihe und in gleichen Abständen, hier zwanzig, dort zehn, dort dreißig. Alle hatten Blumen in den schwarzen Haarkunstwerken, schönfarbige Seidengewänder, glänzende Gürtel, gepflegte Hände. Sie waren gepudert, selbst der Nacken, und mit der kunstvollen Frisur, den nachgemalten Brauen, den gepuderten Gesichtern und gemalten Lippen — nur die Unterlippe war bemalt mit einem roten Halbkreis — sahen sie künstlich und zuweilen wie Puppen aus. Sie knieten gelassen auf den Matten, und jede hatte eine Bronzeurne mit glimmenden Kohlen vor sich stehen und rauchte eine lange Pfeife mit Messingknopf. Da und dort war eine Schönheit beschäftigt, sich zu putzen wie ein Kätzchen. Sie blickte in einen kleinen Spiegel, neigte den Kopf zur Seite, sie rückte am Haar, ordnete eine Blume, malte sich, leckte sich die Lippen. O wie schön bist du doch, du kleine silberne Mondsichel! Die Verehrer traten an das Gitter heran und sprachen

hinein. Zuweilen kam ein Mädchen näher und kauerte sich dicht am Gitter nieder, um mit dem Freund zu plaudern. Da und dort sah man auch eine Schönheit, die ganz in der Nähe des Gitters saß, ihre kleine Pfeife ausklopfte und den edlen weißen Nacken der Straße zuwandte. Wollte sie ihre prächtige Gürtelschleife zeigen?

Ich sah hier Mädchen von außerordentlicher Anmut und Schönheit, und manche hatten etwas Ergreifendes in der Art, wie sie saßen und herausblickten. Es gab hier weder lautes Sprechen noch lautes Lachen. Die Mädchen selbst schwiegen, ja sie regten sich kaum. Sie blickten mich verstohlen an. Eine reichte mir ihre Pfeife durchs Gitter, eine andere lächelte und begann mit ihrer Freundin über mich zu reden. Ich verstand nur das Wort hana und oki. Es konnte „große Blume" und „große Nase" bedeuten, je nachdem. Meistens aber hoben sie nur die weißgeschminkten Gesichter, zogen die gemalten Brauen in die Höhe und sahen mich aufmerksam mit den dunklen, glänzenden, lidlosen Augen an, während die eine Hand in reizender Pose auf der Feuerurne lag und die andere langsam die Pfeife zum Munde führte.

In jedem Hause trugen sie die Kostüme in gleicher Farbe, hier braun, dort violett, da rot und dort blau, so daß sie als Gruppen wirkten. Zu meiner großen Verzweiflung waren die Reihen zuweilen schon sehr gelichtet; gewiß waren die schönsten fort. In einem Gemach hing über einem auffallend mit Blumen geschmückten jungen Ding ein Zettel und ich fragte Oshima, was darauf stände.

„Just new arrived", sagte er, „sie ist eine Jungfrau".

Unter dem Eingang saßen würdige Grauköpfe vor

einem kleinen Pult. Die Besitzer. Sie taten, als ob sie das alles gar nichts anginge.

Wir gingen hin und her, durch ein Netz von Gassen. Schöne Mädchen links und rechts, vorn und hinten — Japan, du bist ein glückliches Land! Wohl eine Stunde könnte man hier gehen, um alle Straßen zu durchwandern, denn Yosiwara ist eine vollkommene Stadt.

Oh, Yoshiwara, du bist ein Märchen aus schönen Mädchen, Gold, Musik, Blütenduft und Mondschein, du bist Indien und das Paradies der Türken, und keine westliche Phantasie wäre imstande dich zu erträumen! Du bist — alles in allem — ein preisgekröntes Bordell!

„Oshima, mein Freund, wir wollen h i n e i n!"

Oshima ist entzückt von der Idee, aber er hat, wie immer, sein Geld zu Hause vergessen.

„Wir wollen hinein und tanzen sehen!"

„Tanzen — ?"

„ Yes!"

Oshima beginnt endlose Unterhandlungen mit vielen Teehausbesitzern auf dem lichterstrahlenden Boulevard. Sie verlangen fünfzig, achtzig Yen. Endlich schließt er einen Vertrag ab, der vorteilhafter ist und wir wandern hinein. Hundert Neugierige laben sich an dem Anblick, wie ich die Schuhe ablege. Augenblicklich ist alles im Gange.

Ich sitze auf der Matte, die Mägde, die Tänzerinnen, das ganze Haus um mich im Kreise .... Alle sind heiter, wir kennen uns seit Jahrhunderten, es gibt hier kein Unbekanntsein. Sake, kleine Kuchen, Orangen, Tee, Feuerurnen, Lackschälchen, die Musikantinnen stimmen







die Samisenen. Drunten lacht und klappert die Menge, die Reihe der roten Papierlampen leuchtet, Samisenen klirren in der Ferne, Gesang hallt, zuweilen sehe ich eine Tänzerin gegenüber in einem Teehaus tanzen, der Fächer schwirrt in ihrer Hand; Ausrufer, ein gemalter Spaßmacher, Frauen, Kinder, Verkäufer. Ein wunderbares blühendes Kirschbäumchen vor dem Hause, der Vollmond am Himmel, und Sternschnuppen sausen über das flimmernde Firmament! Was willst du noch mehr? Fuyoko und Kameko tanzten, Man und Yoshiko spielten die Samisen. Die Tänzerinnen waren liebliche Kinder von fünfzehn Jahren, kleine Blütenzweige waren sie, nichts anderes. Sie legten einander die Händchen auf die Schultern, verdrehten die Hälse und klatschten in die Hände, sie pflückten etwas aus der Luft, ließen es fallen, dann knieten sie einander gegenüber auf einem Knie — die Musik verstummte — und sie sprachen mit feinen fremden Stimmen einen Dialog, den sie mit Gebärden der Hände begleiteten. Die Samisenen setzten wieder ein, und wieder tanzten sie, zierliche Posen, anmutige Verzerrungen der Körper, Hälse und Hände, leise Schreie, Rhythmus, Schweben und kleines Lachen.

Sie spielten dann die tsutsumi, kleine Trommeln, Sanduhren ähnlich, die mit den Fingerspitzen geschlagen werden. Wieder tanzten sie.

Am besten gefiel mir Kameko, sie war lieblich und zart, und alle ihre Bewegungen und Posen waren fremd und schön, japanisch —

Wir lebten und waren guter Dinge. Der Vollmond schien herein ins Zimmer. Hier gefiel es mir. Ich feierte





Triumphe mit meinem Japanisch, ich riß die Gesellschaft durch Liebenswürdigkeit hin, und alle kamen aus dem Lachen nicht heraus, wenn ich es versuchte, mit den Stäbchen zu essen. Plötzlich verliebte ich mich in die eine Samisen, Man. Kameko war schöner, zarter, jünger, aber Man hatte so schwarze Brauen, so glühende Augen, eine schmale Nase, und ihr Gesicht war persönlicher als das der meisten Japanerinnen. Es drückte Erfahrung und Leiden aus. Ich glaube, sie war schwindsüchtig.

Wo aber steckt Oshima? Von Zeit zu Zeit macht er eine Exkursion in die Nebenzimmer, und dann kehrt er mit feuchten Augen und erhitzt zurück. Gewiß hatte er eine besondere Klausel in seinen Vertrag gesetzt. Als er sich das drittemal hinausstehlen wollte, rief ich ihn zurück. „Stop, boy, we go!" sagte ich und alle lachten, obgleich sie meine Worte nicht verstanden. Unser Abschied war stürmisch und heiter. Ich küßte die Tänzerinnen und Musikantinnen, das ganze Haus und trug Fuyoko und Kameko auf den Armen die Treppe hinunter; sie waren federleicht. Dann ging ich. Ich bekam eine wunderbare Rechnung mit drei roten Stempeln, ein ganzes Bilderbuch.

„Kaerimas!" „Kommen Sie wieder!"

Ja, ich werde wiederkommen und dann mit Man ein Wort sprechen, so ist es. Ich werde sie frei kaufen und mit ihr in einem Haus aus Papier leben, da kann sie dann vor dem Feuertopf sitzen und ihre Pfeife rauchen. Die Mädchen hatten noch eine kleine Überraschung ausgeheckt und sich mit Oshima verständigt. Als ich

das Haus verließ, riefen sie alle wie aus einem Munde mit schmeichelnden weichen Stimmen: „Ei-öw-ju, ei-öw-ju!" I love you, I love you! Sie überhäuften mich mit Güte, Freundschaft, Liebenswürdigkeit.

Nun, es war schön, das war Yoshiwara, Tokios Luststadt.

Eine kleine runde Magd begleitete uns zum Tor der Zauberstadt hinaus, und die Sitte erlaubte ihr nicht uns eher zu verlassen, als bis wir wohlversorgt in unseren Jinrikishas saßen. Dann rollten wir unter den Sternen dahin, durch die warme Nacht. Oshima schlief.

## Die westliche Hauptstadt.

Mein Jinrikishakuli, der wie ein dünnschenkliges Insekt dahinschnellte, fuhr mich augenblicklich vom Bahnhof aus mitten in eine Prozession hinein. Inmitten der Menschenhaufen stand ein Schutzmann und winkte uns ab. Aber das Insekt war nicht anzuhalten. Wir fuhren durch: Hai! Hai! Vorsicht! „Mate!" sagte ich (Halt!) und stieg aus.

Über den Menschenhaufen schwankte etwas Goldenes, in der Ferne rechts und links, Getöse und Geschrei erfüllten die Luft, die lange Gasse, ganz Kioto erzitterte. Ich wurde erregt vor Freude, daß ich mitten in das von ekstatischem Lärm bebende Kioto geraten war.

Zuerst kam eine Schar von Knaben, nackt, mit braunen, gerösteten Körperchen und weißen Lendengürteln, in weißen Kitteln, ein weißes Band um die geschorenen





Köpfe geschlungen. Sie liefen durch die schmale, auf beiden Seiten vom Volk gepolsterte Straße entlang, in Reihen, zu Paaren, zu Dreien, engumschlungen hüpften sie in Tanzschritten und schrien: „Hai! hai! ai-ai-i-i-hai-hai!" Und weg waren sie.

Nun kamen Männer, die rasch, aber würdevoll dahinschritten, halbnackt, mit wunderbaren bronzenen Körpern und Muskeln, weißen Lendentüchern und weißen Gewändern.

Hinter ihnen wälzte sich unter wahnsinnigem Getöse und Geklirr eine Woge von Köpfen, Armen, Beinen, weißen Tüchern, schweißtriefenden verzerrten Gesichtern, schielenden Augen, aufgerissenen Mäulern; und auf dem Rücken dieser kochenden Woge schwankte ein goldener klirrender Schrein. Ein kleiner Tempel, die genaue Kopie eines großen, mit Toren, geschwungenem Dache, sich kreuzenden Giebelbalken; die Wände waren mit klingenden Goldnetzen behängt, am Gebälk schwankten Schellen so groß wie Kinderköpfe, auf dem First spreizte sich ein stilisierter Adler aus Gold. Dieser goldene Tempel ruhte auf langen, dicken Balken, Dachbalken, und wurde von einem Haufen junger Männer auf den Schultern geschleppt. Geschleppt, wie sagst du, er wurde auf- und abgeschleudert, gerissen, gezerrt, hin- und hergestoßen— denn er mußte klirren! — Die Goldnetze an den goldenen Wänden, die großen runden Schellen klirrten und klangen, an den Tragbalken selbst waren große metallne Ringe angebracht, und auch sie klirrten. Die fanatisierten Träger, zuweilen ganz nackt, nur mit einem Schamtuch bekleidet, rammten die Schultern dagegen, die Nacken,







schrien, taumelten, stürzten, wurden zertrampelt, und neue stürzten in ihre Lücken. Kopf drängte sich an Kopf, schreiende Köpfe, strömend von Schweiß, mit klebenden Haaren, die Adern an den Schläfen blau geschwollen, verzerrt, grinsend, mit vor Anstrengung kranken Augen, entstellt von Raserei. Und alle diese Köpfe schrien: „Hai! hai! hai, ai-i-ai- hai, hai!" Die erregten Zuschauer schrien, und wie in einer Wolke von Schweiß und fanatischem Geschrei, Geklirr und Getön, in einer hohen bebenden Säule von Raserei schwankte der in der Sonne funkelnde goldene Schrein auf dieser Woge von Köpfen und braunen schweißtriefenden Leibern dahin, die Straße hinab. Oft glaubte man, der Schrein würde niederstürzen, ein Rudel neuer Träger warf sich unter die sinkende Bahre und ein einziger tausendstimmiger Schrei hob den Schrein wieder in die Höhe. So zogen die Götter durch Kiotos Straßen.

Vier solche Schreine klirrten und rasselten an mir vorüber, golden, bemalt mit Fasanen, Drachen, Blumen. Knaben hüpften vor ihnen her, Knaben folgten ihnen. Dazwischen kamen Gruppen weißgekleideter Männer mit rotgebrannter, haariger Brust und braunen Beinen, einige fett wie Enten und glänzend wie Buddhas. Viele trugen europäische Strohhüte.

Dem letzten Schreine folgte ein Landauer ältester Konstruktion, ein jämmerlicher Fiaker. Der braune Kutscher trug einen Radmantel und einen Zylinder. Le dernier cri! In dem Fiaker aber saß der Oberpriester, ein ausgemergelter, versteinerter Greis mit einem dünnen Bart aus Moos.





Hinter ihm kam ein Küster, dann ein Priester zu Pferd in herrlichem gestickten Gewande, die schwarze Gazekappe mit der im Wirbel emporstehenden kurzen Röhre auf dem Kopf. Dann folgten ein paar Pferde, am Zaum geführt, mit gestickten langen Satteldecken, ganzen Gemälden, von denen Bänder bis auf die Erde herabhingen. Die Sättel waren klein und steil, Damensätteln ähnlich. Den Zug schlossen Männer, die allerlei fremdartige Geräte trugen. Trommeln, große Lackbüchsen, Kasten. Sie trugen sie zu zweien an einer Stange auf den Schultern, oder allein, gebückt und trippelnd.

Über den Köpfen der hinter dem Aufzuge hereinbrechenden Menge schwankten in der Ferne zwei, drei der stilisierten goldenen Adler in Wolken von Staub und Sonne, und immer noch bebten die Gassen von Jubel und Geschrei.

## Miyako odori.

Noch am selben Abend fuhr ich ins Theater, um den berühmten Kirschblütentanz zu sehen. Gassen hin, Gassen her, links, rechts, über Brücken, über schmale geländerlose Stege, der Kuli fliegt, bellt. Wie Tokio, denke ich, ein wimmelnder Herd von Bazillen, ein Sack voller Flöhe. Diese verwirrenden Reihen matter Papierlaternen mit den Hieroglyphen! Ist das nicht eine Stadt von Gespenstern, die Schriftzeichen eine Geisterschrift? Ich lese zuweilen, es gibt Schriftzeichen auf diesen matten Lampen aus geöltem Papier, die auf mich wirken wie



beschwörende Zauberformeln. Es gibt stille Straßen, Kanäle von dunkler Nacht, auf denen die Seele hinrudert, Gott weiß wohin, verschwiegene trauliche Gassen mit ein paar Lampen, in die die Seele hineinpilgert und an den Türen lauscht. Holzschuhe klappen, ein Mädchen weicht uns aus, drückt sich an die Hauswand und sieht mir ins Gesicht: wie schön sie ist, bleich und zart wie der Mondschein auf einer weißen Rose. „Mate!" Aber der Kuli hört mich nicht.

Eine Gasse mit Ballen roter Papierlaternen an hohen Stangen, trippelndes Volk, Geschwirr und Geklapper: da waren wir.

Ich wurde zuerst in einen schmucklosen Empfangsraum geführt, wo schon eine Menge von Besuchern, auch Fremde darunter, an den Wänden entlang saß und wartete. Ich kam gerade im richtigen Moment, denn der Empfang nahm seinen Anfang. Kinder trippelten herein, eines nach dem anderen. Es waren kleine fünfjährige herausgeputzte Mädchen in bunten Kleidern, sie sahen wie Feldblumensträuße aus. Diese Blumensträuße mit pechschwarzen Augen trippelten und schaukelten hinter einander her, jeder trug ein kleines Tellerchen mit einem Kuchen darauf und setzte ihn vor den Besuchern ab. Sie verneigten sich, wenn sie den Teller abstellten, und die Leute erwiderten ihren Gruß mit derselben Ehrerbietung, die Erwachsenen gebührt. Auch zu mir kam einer der kleinen Blumensträuße mit kleinen, verschmitzten Schlitzaugen und wunderschönen Haarbüscheln — ich gestehe, mein Herz schlug — verbeugte sich und segelte wieder hinaus.





Neben mir saß eine kleine Engländerin, ein Mädchen von acht Jahren, und es war rührend zu sehen, wie die beiden Kinder sich gegenseitig verneigten. Die kleine Engländerin wurde totenbleich, faltete die Hände und verbeugte sich, daß ihr die Locken über das Gesicht fielen, feierlich, langsam und lange, wie vor dem lieben Gott. Der kleine Blumenstrauß dagegen machte es vorschriftsmäßig, blickte die blonde Dame gar nicht an, und schon war er weg.

Eine Geisha trat ein. Schön und fremd wie eine Orchidee sah sie aus, ganz Seide, Lack, Puder. Selbst ihre Augen sahen lackiert aus. Ihre Unterlippe war rot gemalt, sie blinzelte, auch ihre Wimpern waren gepudert. Sie neigte sich tief nach allen Seiten, und wir alle waren hypnotisiert und wagten uns nicht mehr zu rühren. Die prächtige Geisha war gekommen, um uns die Zeremonie der Teebereitung vorzuführen, eine der obligatorischen Künste der Tänzerinnen. Sie nahm Platz vor einem kleinen Lacktischchen, auf dem allerlei rätselhafte Gerätschaften lagen, und begann lautlos zu hantieren. Da gab es Schalen, Schöpfer usw. und eine Urne, die ein Loch hatte, in dem Kohlen glühten. Zuerst wurde die Teeschale gereinigt, Extrakt hineingegeben, dann Wasser aufgegossen. Man könnte glauben, das ginge rasch, was versteht ihr von solchen Dingen, es dauerte eine halbe Stunde. Jede Bewegung ist vorgeschrieben und tausendfach geübt, die Etikette des ganzen China in einer Tasse Tee! Man irrt sich, wenn man glaubt, die Schale werde einfach ergriffen. Nur keine barbarischen Tölpeleien! Die Schale wird nun

und nimmer ergriffen. Die bleiche kleine Hand der Geisha gleitet langsam, ganz langsam nach vorn, der Schale entgegen, halt, Geduld, sie nimmt die Schale noch lange nicht. Sie ruht eine winzige Sekunde, die weißsamtenen Finger öffnen sich — halt! — diese Finger nehmen eine sanfte Pose an, nur keine Übereilung, sie warten eine winzige Sekunde, sie berühren die Schale und — halt! — oh, einen Augenblick! — die bleiche schöne Hand gleitet zurück, und es ist ganz zufällig, daß die Schale der Liebkosung der weißsamtenen Finger folgt. Ergriffen, so ganz im allgemeinen, wird hier nichts. Pause. Wieder gleitet die Hand langsam nach vorn, um den Schöpfer zu erfassen. Pause. Sie schöpft, kehrt mit dem Schöpfer voll heißem Wasser zurück — gießt ein —. Nicht zu langsam, nicht zu schnell. Pause. Der Schöpfer wandert zurück an seinen Platz. Er hat seinen vorgeschriebenen Platz, und auf den Millimeter genau ruht er an derselben Stelle. Auch der Lappen, ein geometrisch gefalteter Lappen, mit dem die Schale ausgewischt wurde, er durfte nicht ohne weiteres genommen werden. Was für Vorstellungen sind doch das! Er lag links, im rechten Winkel wurde er von der kleinen Hand geholt und auf dem gleichen Wege zurückgebracht. Der Tee wurde hierauf gequirlt. Gütiger Himmel, das ist nicht so einfach. Es wurde erst schnell gequirlt, Pause, dann langsam, dann wieder rasch. Der Quirl kehrte auf die angemessene Art auf seinen Platz zurück. Die Schale mit dem fertigen Tee wurde auf der rechten Hand gehalten, auf der Krone der weißsamtenen Finger. Während der ganzen Zeremonie regte sich die Geisha





nicht. Sie bewegte nicht den Kopf, nur die Hände. Wir saßen alle mit aufgerissenen Mäulern da.

Ein kleiner Blumenstrauß nahm die Schale von der Krone der weißen Hand und trug sie zwischen den Fingerspitzen der kleinen Händchen zu dem Gast, der am vordersten in der Reihe saß. Mein Himmel, Kleine, Vorsicht, es würde deine Karriere kosten. Die Geisha bereitet mit derselben Ruhe die zweite Schale. Hätte sie für uns alle Tee bereitet, so würde ich jetzt noch in diesem Empfangszimmer sitzen. Die kleinen Blumensträuße trugen jeder eine Schale für uns herein, und als wir alle versorgt waren, erhob sich die schöne Tänzerin, neigte sich und schwebte hinaus. Die Ausländer atmeten auf: was sollten sie mit so viel Anstand machen? Die Amerikanerinnen bekamen wieder Mut. Aber mit welcher Grazie erhoben sie doch die Teeschalen, sie hatten rasch etwas gelernt. O, diese Frauen, dachte ich, wie schnell sie begreifen!

Den Tee konnte man nicht trinken. Er war dick und grün, eingekocht. Auch die Kuchen, wüßte ich doch, wie ich sie fortschaffe! Ich gab sie einer kleinen Japanerin. Die Japaner aber genossen Tee und Kuchen mit himmlischem Behagen — sie steckten sogar die Tellerchen ein. Das ist erlaubt.

Darauf wurden wir in das Theater geführt. Es war schon ganz voll, und der Miyako odori konnte beginnen. Links und rechts in langen Logen, die die ganze Länge des Theaters einnahmen, saßen die Musikantinnen. Links die Handtrommeln und Becken, rechts die Samisenen. Die Mädchen waren alle rot gekleidet, wie Puppen sahen sie







aus, wie Automaten spielten sie, ganz gleich bewegten sich Arme und Hände. Die Musik war schön, ich unterschied eine fremde Melodie, Rhythmus; schöner noch war der fremdartige, wehende Gesang, der den Einzug der Tänzerinnen begleitete.

Die Tänzerinnen traten in zwei Reihen ein, über schmale Stege, die durchs Theater auf die Bühne führten. Erst sah man eine Frisur rechts unten, eine Frisur links, dann zwei schneeweiße Nacken, dann zwei und drei Frisuren und viele Gürtel mit mächtigen Schleifen. Ganz langsam bewegten sich die zwei Reihen über die Stege, alle in roten Kimonos, langen Schleifen, schwarzen Haarfrisuren mit Blumen und Tand darin, weißen Tuchsocken. Jede trug einen blühenden Kirschzweig in der Hand. Ergreifend waren sie anzusehen, wie sie feierlich dahinschritten; denn es hat immer etwas Ergreifendes, die Zeremonien eines fremden Volkes zu sehen, welches es auch sei, all die Feierlickeit, Tradition, Kultur. Die Reihen bogen auf die Bühne ein, stießen zusammen, schritten aneinander vorbei, verschlangen sich, lösten sich. Ein feierlicher Reigen, das war der ganze Miyako odori.

Herrlich war es, wenn sie alle am Boden knieten, mit einem Knie, sechzehn links, sechzehn rechts, all die Frisuren, gepuderten Gesichter, die langen Schleifen, die fremden Posen. Kleine zierliche, gebogene Stege stiegen aus Versenkungen herauf, und die Tänzerinnen bewegten sich darüber. Der Hintergrund verwandelte sich, Vorhänge stiegen, eine herrliche Landschaft, ein Meer schwankender Kerzen, eine Wand von Kirschblüten.

Und während der Reigen sich reizvoll schlang, be-





wegten sich in den Logen der Musikantinnen all diese kleinen Hände im Takte, und die Sängerinnen stießen kleine allerliebste Gluckslaute aus: iu, iu, i-m-iö-iö-iu, iu . .

Der Reigen löste sich, und die Tänzerinnen schritten in zwei Reihen wieder langsam und feierlich über die Stege hinaus, so daß man Gelegenheit hatte, sich ihre Gesichter genau zu betrachten. Die letzten Töne der Saiteninstrumente verschwebten, und alle Musikantinnen stießen einen langgezogenen, leisen, wehenden Schrei aus, so hoch wie ein Quieken. Ju-iuuu . . .

Wie der Wind klang es, der schon fern ist, wenn man ihn hört.

## Die heidnischen Göttinnen.

Ganze Karawanen von Jinrikishas mit Fremden und Japanern rasselten durch die Stadt, um den feierlichen Umzug der „Geishas" zu sehen. Die Straßen, durch welche sich die Prozession bewegen sollte, waren vollgestopft mit braunen Köpfen, die Häuser, Galerien, Dächer, die Bäume, überall Köpfe, Köpfe. Nur in der Mitte der Straßen blieb eine schrittbreite Gasse frei, durch Bambusstangen abgegrenzt. Die ersten Reihen hinter den Bambusstangen kauerten und knieten am Boden, dann standen sie, darüber kamen die Köpfe in den Häusern und darüber die auf den Dächern. Die zwei oder drei europäischen Hotels hatten kleine Tribünen für ihre Gäste errichtet.





Der Zug der schönen Frauen war lang und dauerte Stunden.

Vor jeder Geisha trippelten zwei winzige Mädchen einher, geschmückt wie Puppen, die Haare viereckig um die gepuderten Gesichtchen ausgeschnitten, kleine Blumensträuße mit einem Wort. Die Geishas selbst waren eine Auslese der schönsten Frauen der „westlichen Hauptstadt". Sie waren wie Madonnen geschmückt. Sie trugen wattierte, steife Seidengewänder und bunte Gürtel, die vorn und hinten eine mächtige Schleife, doppelte und dreifache Lagen von Schleifen, hatten. Die Gewänder prunkten in allen prächtigen Farben uud waren mit kostbaren und märchenhaften Stickereien bedeckt; Fichtenzweige, Chrysanthemen, Pfingstrosen, Lotos, Fasane, Reiher, Tempel, Meereswogen etc. Ihre Frisuren waren Kunstwerke. Ein Rad aus Schildkrotpfeilen, zusammengedrehte bunte Tücher, goldene Reife, von denen Kettchen herabhingen, die silberne und goldene Münzen und glitzernden Tand trugen, all das war in sie hineingeflochten. Sie sahen aus wie schwarzlackierte Pagoden, aus denen nach allen Seiten Lanzen und goldene Fahnen starren. Die runden Gesichter mit den Lackaugen waren angeweißt, besonders die untere Hälfte, gegen die Stirn zu schlug die braune Haut durch. Die Lippen waren rot, die Zähne pechschwarz, die Brauen waren kühne, schräge Fittiche. So sahen sie aus. Auffallend waren noch zwei scharfe braune Spitzen (die Hautfarbe), die von den Schläfen herab bis in die Wangen liefen, und ein Paar ebensolcher Spitzen im geweißten Nacken. Diese Zacken, deren braune Tö-

nung sich mit dem Ansatz der Haare verschmolz, bewirkten, daß die Frisuren wie eingerammt in den Kopf erschienen, wie Helme. Die prächtigen heidnischen Göttinnen bewegten sich langsam dahin, automatisch, ohne eine Miene zu rühren. Sie gingen auf schwarzlackierten Holzschuhen mit drei Stegen, die eine Spanne hoch waren. Eine Art Seiltänzerei. Zuerst setzten sie den Fuß einwärts, dann drehten sie ihn nach außen, hierauf zur Mitte, und dann erst machten sie den nächsten kleinen Schritt. Sie gingen so langsam, daß sie kaum vom Fleck kamen.

Hinter ihnen schritt ein halbnackter Kuli, ein ausgedörrter Affe, der an einem langen Bambusrohr einen riesigen Papierschirm mit roten Streifen und Schriftzeichen über die Geisha hielt. Die Sonne leuchtete durch den gelben geölten Schirm, flimmerte in dem goldenen Tand des Haares, zuckte über die starre Seide, die Fasane, Störche, Blumen, Meereswogen. Neben der Geisha schlich eine Frau in Alltagskleidung, eine Dienerin, die einen Pfeil oder eine Falte zu richten hatte. Aber weshalb von ihr reden? Sie kroch wie ein Schatten dahin, man sah sie gar nicht.

Kinder, Geisha, der gedörrte Affe mit dem Schirm, diese gleiche Gruppe zog unzähligemal vorüber, und links und rechts in der Gasse sah man die leuchtenden Schirme über den Köpfen der gaffenden Menge wandern.

Das japanische Volk war fasziniert und entzückt von dem Anblick. In vollkommener Ruhe und Ordnung kauerte und stand es mit offenen Mäulern. Nur die Fremden hatten als Gäste Kiotos keine Ursache, sich







anständig zu betragen, sie benahmen sich so flegelhaft wie zu Hause. Die Amerikanerinnen kletterten rudelweise über die Bambusbarrieren, zerrissen sich Röcke und Hosen, einerlei, pflanzten sich vor den Geishas auf und hielten ihnen den Kodak wie einen Revolver eine Spanne weit vors Gesicht, tick! Dabei waren sie nicht einmal hübsch, schlechte Jahrgänge, ich würde mich schämen, fools.

Die geputzten heidnischen Göttinnen aber regten keine Miene.

Sie waren keine Tänzerinnen, das ist ein Irrtum. Vielleicht hätten die begeisterten Amerikanerinnen sie nicht photographiert, hätten sie gewußt, wer sie waren. Über mir nämlich stand auf dem Dache ein fetter Japaner, der mehr und mehr liebestoll wurde, er scherzte, machte Gesten — und so kam es, daß ich mich an einen japanischen Fremdenführer wandte. Er flüsterte mir ängstlich ins Ohr, daß die schönen Göttinnen Kiotos Freudenmädchen waren. Ein uraltes Fest — ein Frühlingsfest —

## Musik für Buddha.

Ich höre es noch immer! Wo ich auch sein mochte, im Hotel, im Theater, in dem Gewirr der Gassen, überall hörte ich jene feierlich dumpfen, leise hallenden Glockentöne, die immerzu über Kiotos Wüste von flachen Dächern dahinstrichen, wie große stille Vögel, die aus den Wäldern kamen und nach den Wäldern der fernen







Berge zogen. Nicht Glockengeläute war es, sondern vereinzelte Töne. Sie rührten von den riesigen Glocken her, die allerorts in den Tempelhöfen aufgehängt sind. Diese Glocken haben keine Klöpfel. Aber Baumstämme hängen an Seilen wagrecht vor ihnen, man schwingt sie mit einem Strick, schwingt und schwingt, bis der Baumstamm den Körper des schwarzgrauen alten Glockentieres trifft und ihn erzittern macht. .... Diese summenden Glockentöne ließen mich Kioto lieben. Wie eine heilige Stadt erschien es mir.

Kioto ist rings von Hügeln eingeschlossen, in der Ferne ragen kahle hohe Gebirgszüge, nur nach Süden zu liegt es offen gegen eine weite grüne Ebene. Die Hügel sind dicht bewaldet, und in den Wäldern und Hainen liegen die Tempel. Hunderte, und zählt man die kleinen Tempelchen und Schreine, Tausende. Hier wohnen all die unzähligen Götter und Göttinnen, deren Namen und verschiedene Darstellungen nicht einmal ein Gelehrter merken kann. Du gehst und entdeckst sie alle selbst. Die geschwungenen Tempeldächer ragen aus den Wipfeln, Pagoden. Oft sind die Tempel arm und öde; ein Seil mit dem Glockenbecken, ein einzelner Beter, das ist alles. Aber gewiß steht dann hier ein uralter Kampferbaum oder ein blühender Kirschbaum. Ich erinnere mich eines kleines Tempelhofes, in dessen Ecke ein blühender Kamelienbaum stand, und der ganze Hof war mit roten Blüten beschneit. Kleine Friedhöfe mit krummen, eingesunkenen Steinen; kleine Schreine, die mit Kinderkleidern behängt sind: Kleidern gestorbener Lieblinge, damit sie in der







Unterwelt nicht frieren; Bäume, an deren Zweigen Papierstreifen mit Inschriften hängen, Gebete von Frauen, auf daß ihr Gatte genese. Ein Hof mit einem Glockentier. Eine kleine malachitgrüne Pagode, verstaubt und alt, auf deren Galerie Kinder spielen. Verstaubte graue Tempel, in deren Gebälk eine verschwenderische Anzahl von herrlichen Gemälden und Zeichnungen hängt, halb vergilbt und vermodert: Prozessionen, kämpfende Samurais, Pferde. Die Tempel stehen in kleinen Schluchten oder hoch oben auf schwindelnden Pfeilern und Brücken in einem schweigenden Wald aus Bronze. Sie stehen auch in der Stadt, überall ragen ihre hohen Giebeldächer über die niedrigen Häuser empor. Höfe übersät mit Steinlaternen, mit Bronzekühen, Treppenfluchten, kleinen und großen Tempeln. Sie stehen in Gassen und Gäßchen, in Höfen, neben den lärmenden Theatern, überall.

Ich entdecke einen Tempel und trete ein. Ein Priester begleitet mich und erklärt mir alles, ob ich verstehe oder nicht. In einem Zimmer s i n g t er seine Erklärung, während er niederkniet. Der Tempel enthält eine Flucht fürstlicher Räume; sie sind einfach, leer, mit Matten bedeckt, aber die Wände sind mit erlesener alter Kunst geschmückt. Das Storchzimmer, Störche sind an die Wand gemalt, das Bambuszimmer, das Sperlingszimmer. Er nennt die Namen der Künstler. Schlingpflanzen, riesige Chrysanthemen, Fichtenäste, ein Adler, der sich über einem Abgrund auf einem Aste wiegt, Karpfen, die gegen einen Wasserfall springen. Stets die gleichen Motive. Die Schiebetüren der Korri-





dore sind bemalt, auf braunem Holze verblassende Blüten, Lotos, Vögel, Wogen, unvergeßlich schön.

Dieser Tempel ist nur Dämmerung, Lack und Gold. Auf einer Riesenlotos sitzt das Bildnis einer lieblichen Gottheit. Vor dem Altar stehen Schemel aus Lack, und auf einem Kissen liegt eine Trommel, einer großen Schelle ähnlich, rot, mit Drachen und phantastischen Linien. Davor kauert ein Priester und schlägt mit einem dünnen Klöpfel in gleichen Zwischenräumen auf die Trommel, die einen feierlichen, summenden Ton gibt.

Ich frage einen jungen Japaner, der mich begleitet, nach der Bedeutung dieser Zeremonie, und er, dessen Englisch ziemlich poor ist, erwidert: „Music for Buddha".

Weshalb fragte ich? Der Gesang der Kinder, das Zwitschern der Vögel, weshalb? Music for Buddha!

Ich trete ahnungslos durch den Vorhang eines alten, verstaubten Tempels: vor mir erhebt sich das kolossale Haupt des Daibutsu. Kopf und Schultern eines schwarzen Riesen, der, wenn er aus der Erde stiege, so groß wie ein Turm wäre, und mit drei Schritten würde er durch Kioto sein, ohne die Brücken zu benützen. Sein viereckiges, barbarisches Gesicht mit den langen Ohren, die nahezu die Schultern berühren, schimmert mattgolden in großen Flächen, wie vom Schein eines erlöschenden Feuers. Er versucht zu lächeln, während seine schwarzen Augen aus den goldenen Schlitzen auf die Mücken von Andächtigen herabschielen, die sich vor ihm beugen. Dies ist das Bildnis des Shaka Muni, den wir Buddha nennen, der fünfhundert Millionen Menschen eine Religion gab. Seine Braue ist acht Fuß lang.







Im Hof hängt eine jener Riesenglocken. Sie ist geformt wie ein Fingerhut und so groß, daß, wenn sie über einen herabfiele, man bequem in dem Kerker leben könnte. Drei Schläge kosten einen Sen. Ich ziehe am Sturmbock, ziehe und schwinge, und die große Glocke dröhnt und brummt. Die Luft erbebt, die Töne surren durch mich hindurch, den Dächern Kiotos entgegen.

Ganz in der Nähe steht ein Tempel, in dem sich Käfige mit Affen, Füchsen und Kaninchen befinden.

Ein paar Schritte weiter liegt das lange schmucklose Gebäude des San-ju-san-gen-do, des Tempels mit den 33 333 Bildnissen der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit. Eine Armee goldener Statuen mit Rädern von Armen und Händen und Köpfen. In der Mitte sitzt eine große gütige und schöne Kwannon auf einer goldenen Lotos, umgeben von ihren achtundzwanzig Begleitern. Links und rechts von ihr stehen die zwei Flügel ihrer goldenen Armee. Sie stehen da wie Soldaten in Reih und Glied, auf Stufen, ein Abhang von goldenen Köpfen und Armen. Sie alle gleichen einander, und doch sind sie verschieden. Die Gesichter sind flach und gütig, die Augen geschlitzt, über dem sinnlichen schönen Mund haben sie ein Bärtchen, eine kleine Locke links und rechts. Ihre Hände sind mit den Flächen ineinander gelegt, und darunter haben sie wieder Arme und Hände, deren Fingerspitzen sich berühren. Außer diesen großen Armen haben sie noch kleine, die nach allen Seiten im Kreise herauswachsen, und auf den Händen tragen sie kleine Tempel, Geräte, Blumen und Getier. Eine Krone sitzt

auf ihrem Haupt, und aus dieser Krone wachsen kleine Köpfe heraus.

Da stehen sie und lächeln und sehen herab auf die Trüppchen der Pilger mit weißen Hüten, weißen Gewändern und roten Hosen, die vor ihnen haltmachen und beten. Sie haben nichts zu tun, als auf das Händeklappen zu lauschen und auf den feierlichen Ton des Metallbeckens, das ein Priester schlägt.

In den Korridoren und Gängen der Rückseite liegen, sitzen und stehen ganze Scharen von Göttern. Solche mit riesigen Bäuchen und Wasserköpfen, solche deren Vergoldung von den vielen Händen der Gläubigen abgerieben wurde, bis auf den herrlichen Lackgrund, mit Perlenschnüren in den Händen, durchlochten Kupfermünzen und Reiskörnern auf den Schemeln; Götter mit vier und fünf böse funkelnden Glasaugen und rasender Gebärde, Donner- und Windgötter. Alte Priester sitzen in den Gängen, verkaufen Beschreibungen des Tempels, Talismane, schlürfen, ächzen, lächeln, verneigen sich. Alle haben sie gütige Augen.

In der Nacht, nachdem ich den Tempel mit den 33 333 Bildnissen besucht hatte, hatte ich einen merkwüdigen Traum. Da geriet ich in eine Stadt, in eine chinesische Stadt, mit einem Labyrinth von Gassen, Straßen und Plätzen. Aber siehe da, ich ging und ging, und die ganze Stadt war von goldenen hundertarmigen Kwannons bewohnt. Die Kinder, die Kuli, die Kaufleute, die Soldaten, wohin ich blickte, ringsum wimmelte es von hundertarmigen goldenen Kwannons.

Übrigens sind es nicht 33 333 Bildnisse. Die Asiaten





zählen anders. Gewiß sind es viele, viele Tausende, aber erst wenn alle kleinen und kleinsten Figürchen, die auf den Händen der großen getragen werden, die aus den Köpfen herauswachsen, aus den Stirnen, mitgezählt werden, dann kommt diese Anzahl heraus. Und zwar genau, nicht mehr und nicht weniger, so zählen die Asiaten.

In der Stadt selbst, verborgen im Meer der Häuser, liegen Kiotos größte Tempel. Sie sind schwer zu finden, nur zuweilen passiert man eine günstige Gasse und sieht ihre riesigen grauen Dächer.

Ich versäumte es nie, Higashi Hongwanji und Nishi-Hongwanji zu besuchen, so oft ich in diese Gegend der Stadt kam. Ich liebte es, auf den gebohnten Galerien in Strümpfen zu gehen und in der grüngoldenen Dämmerung des Tempels unterzutauchen.

In dem Wald hoher starker Säulen knieten stets einige Beter, Kupfermünzen lagen auf den Matten. Links und rechts vom Altar waren Malereien auf Goldgrund, Bambus, ein Fichtenast mit Schnee bedeckt. Darunter kauerte ein Priester, den man kaum sah. Hier war es still und kühl, und ich ließ mich oft auf den Matten nieder, genoß Ruhe und Vornehmheit, den Fichtenast mit Schnee, das Holz der Säulen und den goldenen Glanz der Matten.

Außen auf dem gebohnten Korridor lag ein zusammengerolltes dickes Tau aus Menschenhaaren, das zum Bau des Tempels verwendet worden war.

Die Trüppchen der Pilger kamen über den in der Sonne glühenden Hof, dicke, kugelrunde Frauen, braungebeizte Männer, legten die Sandalen ab und trippelten hastig

und mit freudeglänzenden Gesichtern die Stufen empor.

Nishi Hongwanji, ganz in der Nähe, hat die herrlichsten Fürsten- und Priesterzimmer Japans, von den großen Dichtern der Grashalme, Vögel und Blüten geschmückt. Bambus, Sperlinge, Blumenkärrchen, Löwen, Drachen, Pferde, Wildgänse, Wasserfälle etc. etc. Das Quieken des Bodens der Galerie — so wird man dir sagen — wird dem Gesange einer Nachtigall verglichen.

Es gibt in Kioto einen Tempel, der der „goldene Pavillon" heißt, ein dreistöckiger Bau im chinesischen Stil, der sich in einem stillen See spiegelt. Goldfische spielen darin, und Schildkröten recken ihre Köpfe übers Wasser. Es gibt hier einen Tempel mit vierhundert Toren, zwei lange Tunnel aus roten Torii. Wenn du Lust hast, kannst du Wochen in Tempeln verbringen, und immer wirst du neue entdecken.

## In den Strafsen.

Es war Mai. Die Sonne brannte schon empfindlich, die sandigen Straßen glühten. Oft dachte ich: wenn du nur noch den Schatten jener Telegraphenstange erreichst... Die Kuli gingen halbnakt, die Kinder sprangen oft ganz nackt umher und ließen sich von der Sonne backen. Die Damen trippelten mit kleinen bunten Sonnenschirmen durch die Sonne, und die rotglühenden Männer ließen den Fächer schwirren.

Ich streifte Tag für Tag in den Straßen Kiotos umher.







Immer gab es tausend Dinge zu sehen und zu erleben.

Draußen in einer Vorstadt entdeckte ich in einem winzigen Laden eine kleine Steingutvase mit Bambus geschmückt; ich trat ein um sie zu kaufen. Im Laden war niemand. Ich klatschte in die Hände, und eine junge Frau mit einem Säugling an der Brust trat aus dem Vorhang. „Ich möchte diese Vase kaufen, verstehen Sie ?", „Hai, hai", — „Ikura desu ka ?" — Hier aber begann die Schwierigkeit. Soll mir Gott beistehen, diese Frau gebrauchte eine Zahlenreihe, die ich nicht gelernt hatte. Es gab drei, ich hatte nur die allgemein übliche chinesische gelernt, diese Frau aber gebrauchte eine der beiden japanischen, in denen ich nicht zu Hause war. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie brachte eine kleine Kommode herbei, nahm die Schreibutensilien heraus und begann fieberhaft Tusche anzureiben. Nur Geduld, Herr, wir werden uns verständigen, Sie sind bei Gott der einzige Käufer seit einem Monat! Sie spitzte den Pinsel, schrieb, malte einen langen Streifen der Papierrolle voll, während das Kind auf dem Boden lag und schrie. Ich nahm das Dokument, las. Nicht so, Herr! Ich hatte es verkehrt gehalten. Dann legte ich eine Note hin. Sie wechselte, gab heraus und schrieb eine neue Rechnung, eine Quittung, die sie obendrein mit drei roten hübschen Stempeln versah. Der Kauf war abgeschlossen, nach allen Regeln der Kunst, und ich zog mit meinen beiden Rechnungen und der Vase, die achtzig Pfennig kostete, ab.

Jede Kleinigkeit wird hier ein reizendes Erlebnis.





Ich trete in einen Barbierladen, ich liebe es, mich den Sitten des Landes gemäß bedienen zu lassen. Eine Menge von Kindern sammelt sich um mich an. Der Barbier empfängt mich mit höflichem Schlürfen in seiner einfachen Werkstatt, wo es nur einen Steintrog, ein Becken, einen kleinen Hocker und einen winzigen Spiegel gibt, in dem man vollkommen betrunken aussieht. Der Barbier wirft einen prüfenden Blick auf mich, wie ein Arzt auf den Patienten, und macht sich einen Plan zurecht, wie ich zu behandeln sei. Er feuchtet die Fingerspitzen mit Wasser an, streicht über meine Wange, dann nimmt er ein Atom Seife, streicht wieder über den Bart und beginnt zu schaben. Sein Messer ist ein einfaches Obstmesser, nie geschliffen, stumpf, und er rasiert ja auch nicht, er schabt. Er erobert meinen Bart in Provinzen und nimmt alle Stellungen eines Akrobaten an, wenn er ans Kinn kommt. Er benutzt fast gar keine Seife, sondern er massiert fleißig. Aber — was ist das? — Hier hat er noch ein Härchen auf der Wange entdeckt, er ist bestürzt, betrachtet es voll Erstaunen, er feuchtet es an, fertig. Er schabt mir die Schläfen und die Ohren ringsum ab, als er aber die Ohrmuscheln innen schaben will, sage ich: danke. Er zieht den Scheitel und stellt seine Augen auf Sehschärfe eins ein, wie ein Chirurg, der den Kaiserschnitt ausführt. Meinen Lippen entschlüpft ein Lächeln, er ist verdutzt, augenblicklich verwischt er den Scheitel wieder und zieht ihn von neuem, so scharf und genau, daß ich fühle wie mein Schädel langsam in zwei Hälften zerfällt. Er beobachtet meine Miene durch den Spiegel — ich nicke, und er lächelt, jenes rasche japa-







nische Lächeln, das die ganze Liebenswürdigkeit und Güte dieses Volkes enthüllt.

Ich gehe, Flammen lodern um mein Gesicht, ich blute aus drei Wunden; im Hotel könnte ich es ja bequemer haben — aber würde ich so viel dabei erleben?

In der Nähe des großen Tempels Higashi Hongwanji sah ich, wie man einen riesigen Baumstamm, eine geschälte Zeder fortschaffte. Sie war zur Renovierung des Tempels bestimmt. Etwa zweihundert Männer und Frauen hatten sich davor gespannt. Sie sangen, während sie zogen, ein Mann klappte mit zwei Hölzern den Takt dazu, und der riesige Baumstamm lief über die Walzen. Sie strengten sich nicht an, sie schwitzten nicht, sie trippelten auf ihren Stelzenschuhen dahin, sangen, und der Baumstamm marschierte; er lief von selbst hinter der Schlange von Männern und Frauen her, hinein in den glühenden Hof von Higashi Hongwanji.

In Yokohama sah ich einmal, wie man einen großen Steinblock einen Berg hinaufschaffte. Man machte es ganz einfach, und gewiß haben die Ägypter ihre Blöcke ähnlich transportiert. Mit Gesang ging es vor sich. Oben wurde in die Straße ein Pflock gerammt, um ihn lief ein Rad von vier Speichen, und das Seil wickelte sich um den Pflock auf. Der Steinblock lief über die Walzen ganz leicht den steilen Berg hinauf.

Viele Stunden brachte ich in den Läden der Altertumshändler zu. Sie lauern den Fremden in der Straße auf und ziehen sie an den feinen, aber unzerreißbaren Seilen der asiatischen Höflichkeit ins Geschäft. Nichts kaufen, nein, nein, aber sehen, Herr! Nun, man kann







stundenlang sitzen, bekommt Tee aufgewartet, wühlt in alten Seiden- und Brokatresten, Holzschnitten, Kästen voll kleiner Schnitzereien, netsuke, geht herum im Magazin und betrachtet sich alles. Das kostet nichts, man braucht nichts zu kaufen, man wird mit der gleichen Freundlichkeit entlassen: Kommen Sie wieder!

Oder man wird in ein Privathaus geführt, wo es herrliche Wandschirme oder Lackkästen mit Marabus, Störchen etc., Arbeiten Korins zu sehen gibt, die ein Vermögen kosten. Auch hier bekommt man Tee aufgewartet. Man sitzt auf der Matte, betrachtet, genießt — man ist hier zu Hause. — Mit Freundlichkeit wird man empfangen, mit freundlicher Miene entlassen. (Natürlich spekulieren die freundlichen Leute im Geheimen doch auf ein Geschäft.)

Von allen Straßen Kiotos aber liebte ich die Theaterstraße am meisten. Wie es hier wimmelte und trippelte! Werde ich dieses Gewimmel und Getrippel je beschreiben können? Nein, niemals. Die Theaterstraße war an heißen Tagen mit Segeltuch gedeckt, das an Bambusstangen befestigt war. Man kam sich wie in einem Zirkus vor, und draußen scheint die Sonne. Durch die Spalten fiel glühendes Feuer, über den Weg, die Kuli mit den Jinrikishas, die geputzten Tänzerinnen, die spazieren gingen, die Kinder und Frauen. Aus den Theatern klang das Klappen der Holzstäbe, die erhobenen Stimmen der Schauspieler, miauender Gesang. Daneben lag die Straße der Nahrungsmittel, Früchte, Gemüse und Fische. Tintenfische, Klumpen von Polypen, Quallen, Gott weiß was für Dinge. Hier lag ein Häufchen Delikatessen, eine







kleine Pyramide von Fischköpfen mit einem großen Fischauge obenauf. Dort wurde ein Fisch geräuchert. Ein einziger Fisch! Unter ihm glimmte ein Kohlenstückchen wie ein Räucherkerzchen, und es nahm wohl viele Tage in Anspruch, bis der Fisch richtig geräuchert war.

Am Abend aber wurden die Segeltücher weggezogen, und der dunkle Nachthimmel mit den Sternen war die Decke der Theaterstraße. Die Straße fieberte. Aus allen Richtungen drang abgerissener Lärm, Klimpern, Sprechen, Gesang. Die Verkäufer schleppten ihre Läden auf den Schultern durch die Menge, in den Ecken standen die Eishobler und schabten fieberhaft Eis, um die durstigen Kunden zu befriedigen. In den vielen kleinen Restaurationshöfen trippelten Scharen kleiner rundlicher Mägde, die mechanisch im Chor ihr Sprüchlein plapperten — wie Kinder, die etwas auswendig hersagen — so oft ein Gast kam oder ging. Es gab Leuchtkäferchen zu kaufen. Sie waren billig. Zehn Stück kosteten zwanzig Pfennig. Dazu erhielt man noch einen kleinen Drahtkäfig. Die Verkäuferinnen nahmen die Leuchtkäferchen aus einem Säckchen — mit dem Mund. Mein Himmel, kleine reinliche entzückende Tierchen. Sie nahmen zehn in den Mund, dann spieen sie sie nacheinander in den kleinen Drahtkäfig, und man zog ab mit seiner kleinen grünschimmernden Laterne und war glücklich. Manche Leute trugen sie auch in Papier nach Hause. Sie leuchteten durch die Hülle hindurch.

Was ist das? Ein Zauberkünstler, ein Wahrsager. Auf seinem winzigen Tischchen brennt eine kleine rußende Lampe. Er hat Zeichen aufs Papier gepinselt, Reihen





von Punkten, Kreise, Monde, Ideogramme. Auch eine Schale mit weißen Bohnen steht neben ihm. Sein Kopf ragt kaum über den Tisch und ist angerußt von der Lampe. Er studiert lange, blinzelt, tupft mit dem langen Fingernagel, den ein Wahrsager haben muß, auf die Zeichen und beginnt leise und hohl, wie durch ein Rohr, das Schicksal zu verkünden.

Reihen von roten Papierlaternen schwingen sich quer über die Straße, Reihen von Papierlaternen hängen vor den breiten mit Bildern übersäten Fronten der Theater. An diesen Laternen sind unten Streifen von Silberpapier oder Blech befestigt, die ewig schwirren und flimmern und sich drehen. Alles ist Licht, Farbe, Flimmern und Fiebern.

Ich trete in ein Theater ein. Ein Märchenerzähler. Ich gehe wieder. Ich verstehe nichts. Ich trete in das nächste ein. Ein Märchenerzähler. Ich gehe. Im nächsten gibt es kleine Tänzerinnen zu sehen. Daneben Fechter und Ringkämpfer. Sie hecheln wie Katzen, sie winden sich wie Schlangen, springen wie Tiger, verzerren die Gesichter, schielen. Sie sehen aus wie Indianer, und das Haar tragen sie zu einem Knoten gebunden, nach Art der professionellen Ringer. Ihre Leiber sind braun, muskulös, nackt bis auf ein Lendentuch, winden sich aalgleich durcheinander. Auch ihre Zehen bewegen sich, krampfen sich, stemmen sich wie Finger. Fechter treten auf. Sie schlagen mit Bambusstäben auf einander los. Ein Kampf zwischen Mann und Frau. Beide haben Drahtkörbe über den Köpfen. Der Mann schwingt ein Bündel dünner Bambusstäbe, die Frau verteidigt sich mit einer





Lanze. So oft sie zum Angriff vorgeht, pfeift sie wie eine Dampfpfeife, ihre breiten Zähne blitzen hinter dem Visier, und wie eine Furie, ein fauchender Teufel geht sie vor. Ein Keulenschwinger tritt auf. Achtzehnmal schwingt er eine riesige Keule um den Kopf und hält sie jedesmal im Schwunge an. Beifall.

The foreign acrobatic theatre. Weshalb sollen wir nicht eintreten? Der Ausrufer schreit sich heiser, der Vorhang geht in die Höhe, so daß man von der Straße aus hineinsehen kann. Aber er wird sich senken, wenn da drinnen der Höhepunkt der Nummer erreicht wird. Beifall. Was war es? Ja, da muß man hinein.

Hier kam ich merkwürdiger Weise immer, wenn — aber das muß man selbst sehen. — Ein Mädchen liegt auf dem Rücken und balanciert eine Pyramide von Tortenschachteln und Kisten, darauf ruht eine runde Tonne, eine Art Ölurne. Ist das schwer? Nein, kinderleicht. Aber — gib acht — siehst du nicht? Da rührt sich etwas in der Urne, ein Händchen kommt heraus, ein kleines Köpfchen — ein kleiner dünner vierjähriger Knabe windet sich heraus und klettert vorsichtig und langsam auf die Urne. — Er richtet sich auf, hebt die Ärmchen in die Höhe. Er ist so dünn und klein wie eine Sardine, das ist keine Lüge. Aber das ist noch nicht das schwerste. Siehst du? Er setzt sich, er kriecht wieder in die Urne hinein, wie eine Schlange, hoch oben auf den Tortenschachteln; erst verschwinden seine Beinchen, sein Körper, nun siehst du nur noch seine Händchen, er dreht den Kopf und piept mit seiner hohen Stimme: „seiyonara" (leben Sie wohl!) Er ist verschwunden.







Dann gibt es hier einen dackelbeinigen Zwerg mit einem Kopf wie eine Walze. Er balanciert ein langes Bambusrohr auf der Schulter, und daran klettert ein Knabe empor und legt sich mit dem Rücken darüber. Der Ausrufer hält eine lange, gakernde Ansprache, endlos. Das Publikum hockt und glotzt hingerissen. Der Ausrufer aber spricht rasend schnell, spitzt die Lippen dabei wie zum Kusse, zwickt bedeutungsvoll die Augen zusammen; bei den Glanzpunkten — wenn die Akrobaten mit den Zehen an der schwingenden Schaukel hängen — klatscht er in die Hände, und das Publikum fällt ein.

Nun kommt die Nummer mit den dressierten Hunden, die Puppenkleidchen anhaben, vorgeführt von einer Dame in europäischer Kleidung (the foreign acrobatic etc.!) — gehen wir. — All das kann man auch in Europa sehen, aber den kleinen „seiyonara" gibt es dort nicht.

Die Holzschuhe tönen, die Eishobler schaben. Die Reihen der Papierlaternen glühen. Aus dem Theater tönt Beifall, Klappen der Holzstäbe, das Pathos der Schauspieler: die Schwerter blitzen, denke ich, du bist verloren, es gibt keine Rettung mehr.

Aber zwischen den Theatern, in all dem Lärm und Getrappel, liegen stille Tempel versteckt. Ich blicke durch ein Tempelgitter und lausche dem gedämpften feierlichen Gesang von Priestern da drinnen in der heiligen Dämmerung. Eine dumpfe Trommel tönt gedämpft.

Ein anderer kleiner Tempel in einem Hofe zwischen den Theatern sieht aus wie der Laden eines Obsthändlers.





So viel Opfergaben sind auf dem Altar und überall aufgestellt. Die weißgekleideten Priester sitzen im Kreise und heben in regelmäßigen Intervallen eine Art Schlotter mit kleinen klingenden Glöckchen in die Höhe. Und zuweilen schlagen sie mit einem Hämmerchen auf ein kleines Metallbecken, das einen hellen Ton gibt. Manchmal nehmen sie einen Schluck Tee, ohne daß dadurch die Feierlichkeit gestört würde. Zuweilen steht ein Priester auf und verkauft gegen eine Kupfermünze ein Amulett. Und ewig klingen die Schlottern und tönt der feierliche helle Ton der Metallbecken dazwischen.

Die Andächtigen klappen in die Hände, neigen den Kopf, eine alte Frau mit einem glänzenden Schädel, ein Student, eine Mutter mit dem Kinde auf dem Rücken.

Nebenan fiebert es und der Lärm der Straße vermischt sich mit der feierlichen Musik des Gottesdienstes.

Sadda Yako spielte hier mit ihrer Truppe den „Kaufmann von Venedig". Die Dekorationen waren schlecht. Die Schauspieler sahen in den Renaissancekostümen komisch aus. Man glaubte ein Wachsfigurenkabinett zu sehen. Das Publikum regte sich nicht und war enttäuscht. Gleich darauf spielte dieselbe Truppe einen Akt aus einem alten japanischen Drama und riß uns alle hin.

Ich sah im Theater ein endlos langes, historisches Drama, dessen Inhalt der war, daß ein Edelmann für die Beschützung eines verbannten Samurais mit dem Tode bestraft wurde. Sein Weib aber wurde in ein öffentliches Haus gebracht. Dieses Drama war voll interessanter Merkwürdigkeiten. Zum erstenmal sah





ich hier eine Art von Prolog auftreten. Ein Mann saß vor einem kleinen Pult mit zwei Kerzen, sprach und sang krächzend, in der Kehle, mit der Fistel; er erzählte die Geschichte des Dramas. Er schloß die Augen, reckte den Hals, wenn er besonders ausdrucksvoll sein wollte, und klopfte dazwischen mit einem Holzstäbchen auf das Pult. Zu seiner Seite saß ein Mädchen, klimperte dann und wann in der Samisen und skandierte den Vortrag des Prologs mit einer Reihe von kleinen drolligen und hübschen Glueckslauten: iu - mm - iu - a - mm - a - iu - iuu - a - ja - m - ja - m - o - m - iu - am - iu ha, iiu - aam - i - a - m - ha - ha - iuu - iö - o —

Der Prolog sang und winselte eine Stunde lang. Dann begann das Drama. Der ganze Apparat der japanischen Bühne spielte. Der flüchtige Samurai, ein Mann mit einem edlen, schönen, vom Leid verklärten Marmorantlitz betrat das Haus eines Edelmannes. Die Frau empfing ihn mit Vorsicht, Argwohn, der Edelmann kam hinzu, der flüchtige Samurai gab sich zu erkennen. Der Edelmann schwankte, aber endlich nahm er ihn auf und verbarg ihn.

Diese edle Handlung kam ihm teuer zu stehen.

Die Tragödie rollte. Häscher. Späher. Habt ihr den Flüchtling nicht gesehen? Fort, weiter. Spione. Sie erschienen in der Verkleidung von Bauern, die Öl zu verkaufen hatten, Reis. Sie sprachen mit der Frau, dem Edelmann, sie stellten sich einfältig und dumm und horchten mit ihren feinen Ohren nach allen Seiten. Es erschienen Tölpel und Betrunkene. Sie gaben die Spur nicht auf, und man zitterte, denn man wußte, daß der

Augenblick nicht ferne war, da das Geheimnis des edlen Retters enthüllt sein würde. Ein Spion l a g auf dem Blumenweg, das bedeutete: ihr seht mich nicht. Er lauschte: ein unvorsichtiges Wort, und alles war verraten.

Ein fremder Samurai trat auf. Seine Miene war finster und kalt, und die Frau ahnte alles, denn sie hieß ihn bebend willkommen. Er enthüllte den beiden das Urteil. Es gab kein Leugnen mehr, sie waren überführt. Und sie versuchten auch nicht zu leugnen. Der finstere Gast erhob sich, zog eine Papierrolle aus dem Gewand und schleuderte sie in die Luft, daß sie wie eine Flagge wehte.

Die Frau sang klagend und schmerzlich, und obschon ihr Gesang für meine Ohren klang wie ein schlechter Phonograph, ergriff er mich doch. Es galt Abschied zu nehmen. Der finstere Samurai drängte, und endlich erfaßte er die Frau und führte sie weg. Sie jammerte. Er erfaßte ihre Schleife, löste sie auf und zerrte sie an der Schleife fort. Der Edelmann klagte nicht. Er saß gefaßt auf dem Kissen; als die Frau gegangen war, erhob er sich, trat vors Haus und warf einen Blick über den Blumenweg. Dann ließ er sich wieder auf das Kissen nieder. Vorhang.

Die nächste Szene zeigt den Gerichtshof der Edelleute. Endlose Verhandlungen. Sie klingen wie das Pochen eines Eisenbahnzuges, wenn man im Coupé sitzt und träumt. Ich hörte gar nicht darauf, sondern betrachtete das Publikum, das Theater; in der Ecke war ein kleines Bureau, von einem winzigen zerknitterten Lampion beleuchtet; ein Schreiber pinselte dort. Das gefiel mir am meisten. Der edle Beschützer des Flüchtlings wird ver-





urteilt. Die versammelten Samurais demütigten ihn, indem sie ihm eine Schale Tee reichten, in die sie alle gespieen hatten. Und der, der sie ihm reichte, gab sie ihm nicht mit der Hand, sondern mit den Fuße, er klemmte die Schale zwischen die Zehen. Der Verurteilte nahm die Demütigung an, trank, schleuderte die Schale weg und zog sein Obergewand aus. Er trug ein weißes Untergewand, die Sterbekleider. Die Samurais zückten die Schwerter und fielen über ihn her, er wich zurück. Die Szene drehte sich, der Verfolgte und all die blanken Schwerter drehten sich mit ihr. Ein Hof mit einem Brunnen erschien. Der Verfolgte, der aus vielen Wunden blutete, schleppte sich an den Trog, nahm den Schöpfer, trank. Seine Henker stürzten herein, er hatte nichts als den kleinen Holzschöpfer, um sich zu verteidigen. Eine ergreifende und schreckliche Szene. Er fiel. Der Leichnam wurde hinaus geschleppt. Gliedmaßen, blutige Stumpfe wurden hereingeworfen und der Kopf des Erschlagenen auf eine Lanze gesteckt.

Jener Samurai, den der Unglückliche beschützte, tritt auf. Er erkennt den Freund. Er nimmt das Haupt, klagt, jammert, beweint ihn. Sein schönes bleiches Marmorantlitz verzerrt sich vor Schmerz. All diese verzerrten Posen; diese tausend Qualen, die sich in einem Gesicht spiegeln können.

Pause. Ich trete auf die Galerie, denn ich bin gerädert von dem stundenlangen Sitzen auf der Matte. Drunten in einem winzigen Hof sehe ich einen rührenden kleinen Shintotempel, vor dem drei Kerzen brennen. Still und einsam liegt er da.





Die nächste Szene zeigt den Eingang eines öffentlichen Hauses. Der Teehausbesitzer singt und preist seine Ware an. Er singt hübsch — zum erstenmal gefällt mir der Gesang wirklich — aber das Publikum zischt, und auf der Galerie werden Stimmen laut; er zieht sich eilig zurück. Die Samurais, all die Richter, treten über den Blumenweg in heiterer Laune auf. In Vermummungen, den Sitten früherer Zeiten gemäß, denn sie wollen sich einen vergnügten Abend bereiten. Sie treten in das Teehaus ein. Zwei dagegen scherzen zuvor mit einem blinden Blumenverkäufer, belustigen sich wie betrunkene Studenten, streuen seine Blumen auf die Straße. Der Samurai mit dem schönen bleichen Marmorantlitz erscheint. Er fordert sie heraus. Die Herausforderung geschieht durch eine drohende Pose, bei der man dem anderen den Rücken halb zuwendet und das Gewand über ein Knie emporhebt. Ein Schütteln des Kopfes, ein böses Schielen, ein Griff ans Schwert. Es sind ja diese Posen, die den Reiz des japanischen Theaters ausmachen. Aber die beiden Übermütigen sind feige, und nun behandelt er sie wie Hunde. Sie müssen ihm zwischen den Schenkeln durchkriechen. Nur zögernd tun sie dies, ängstlich, und der Samurai hilft mit dem Schwertknauf nach.

Ein Mädchen kommt aus dem Teehause: sie ist die Frau des erschlagenen Samurais. Der ehemalige Flüchtling erkennt sie. Sie gehen ins Haus: die Mörder deines Gatten sind ja bei dir!

Die Bühne dreht sich, und ein drolliges Bild tut sich auf. Zwei der vergnügten Samurais liegen im Bett am





Boden, oben und unten an den Polstern sehen ihre Köpfe heraus. Sie richten sich verwundert auf. Wo ist das Mädchen hingekommen? Aber schon tritt sie ein, höflich, heuchlerisch.

Ich gehe. Denn jetzt kommt die Abrechnung, und ich will mir diesen Genuß auf morgen aufheben. Oh, was für ein Fest wird das für die Frau sein, mit den Mördern ihres Gatten ins Gericht zu gehen!

Leider aber fand ich am andern Tage das Theater geschlossen, auch am nächsten Tage. Die Truppe war fortgezogen. Ich war unglücklich. Gerade jene Szene sollte ich versäumen!

Wie wird es euch wohl ergangen sein bei der schönen Frau, ihr Schandbuben und Mörder? Habt ihr vergiftete Kuchen bekommen und euch geringelt wie Nattern — zog sie einen kleinen Dolch aus der Brust — oder was mag euch sonst geschehen sein?

## In der Provinz.

Der Wunsch nach Erlebnissen und Abenteuern trieb mich fort aus dem alten heiligen Kioto. Ich kaufte mir einen hübschen Fächer und war damit gründlich ausgerüstet für eine Entdeckungsreise in die Provinz.

Zuerst kam ich nach Osaka. Von dieser Stadt kann ich weiter nichts sagen, als daß sie am Meer liegt, eine Unmenge europäischer Gebäude enthält und ein einziger großer Schuhwarenladen ist.

Dann trug mich der Zug langsam über die Berge, der







Westküste Japans entgegen. Das Land erschien wie ein Garten. Die grüne Reissaat stand steif und dicht auf den sauber geklatschten, schnurgeraden Beeten. Selbst kleine Täler und schmale Furchen und Mulden waren angebaut, in Terassen, denn der Reis will immer unter Wasser stehen. Oft waren diese Terrassen nicht größer als eine Tischplatte. Jeder Zoll des Bodens muß ausgenutzt werden in einem übervölkerten Berglande, von dem nur der zehnte Teil nutzbar gemacht werden kann.

Die Genauigkeit der Beete, die winzigen übereinanderliegenden Terrassen erweckten den Eindruck, als ob hier ein Ameisenvolk tätig wäre, das abmaß und schliff und Sandkörner zählte; alles war blitzblank und neu und schien mehr zum Spiele angelegt zu sein als zur Nützlichkeit.

Wir fuhren durch Bambuswälder und Orangenhaine, und da der Zug keine Eile hatte, konnte man alles mit Muße betrachten. Niedrige, mit Stroh gedeckte Hütten, kleine braune Dörfer. Wir fuhren den ganzen Tag, und da es weder einen Speisewagen gab, noch Restaurationen auf den kleinen armseligen Haltestellen, kam ich am Abend halbverhungert in der Endstation an.

Diese Endstation hieß Maizuru, und mein Ziel Miyazu war noch viele Meilen weit entfernt.

Die Jinrikishakuli, die ein ungeheuer scharfes Auge für ein weißes Gesicht haben, stürzten sich auf mich, und ehe ich es mich versah, luden sie mein Gepäck auf ihre Kutschen. Nach einer langen Unterhandlung brachte ich heraus, daß nach Miyazu keine Tetsudo führte, sondern ein Fune, ein Dampfer, der eben abgefahren war. In-







folgedessen bestieg ich ein Jinrikisha, und die Kuli prasselten los. Sie fuhren mich im Triumph zum Hotel.

Das Hotel lag wie ausgestorben. Die Kuli klatschten in die Hände, und eine Stimme antwortete im Innern — wie stets — mit einem langgezogenen fernen: haiii. Ein paar Mägde kamen heraus, knieten im Flur nieder und verneigten sich: „Irasshaimashi, irasshaimashi, (willkommen)!" leierten sie mit langgezogener Stimme.

Ich entledigte mich der Schuhe, und ein Mädchen führte mich stumm in mein Zimmer. Bei jeder Ecke der verzweigten Korridore sah sie sich um, ob ich ihr auch folgte. Endlich schob sie die Papierschiebetür eines Raumes zur Seite, und ich war zu Hause.

Mein Zimmer war rein und vollkommen leer, bis auf ein billiges Kakemono im Alkoven — Sperlinge auf einem Zweig — aber es ging auf einen kleinen hübschen Garten voll blühender Büsche hinaus. Die Magd verschwand und brachte Kissen und die Urne mit glimmenden Kohlen, und somit war ich eingerichtet. Hier saß ich nun in diesem Zimmer, das ganz aus Papier war, und kam mir vor wie eine einsame Kerze in einer Papierlaterne; aber ein Entzücken über die reinen Matten, meinen Feuertopf, das blühende Gärtchen und die sonderbare Situation durchrieselte mich. Die Magd kam wieder, sie kniete vor dem Zimmer auf der gebohnten Holzgalerie, legte die braunen runden Hände auf den Boden und begann zu sprechen. Sie sprach und sprach, und ich hörte mit der Miene gespanntester Aufmerksamkeit zu. Ich verstand kein Wort.

Die Magd erhob sich, trippelte, verschwand, eine







andere Magd kam. Sie gefiel mir besser, ich sah sie mir genau an, ich lächelte und hörte ihr zu. Ich verstand nichts. Ich spreche nicht Japanisch, sagte ich.

„Nihon no hanashimasen!"

Sie starrte mich an, lauschte, sie war entzückt, japanische Laute zu vernehmen, aber da ich kiotoer Japanisch sprach und wir hier in einer fernen Provinz waren, konnte sie auch das nicht verstehen. Sie ging, und eine Magd löste die andere ab. Schließlich versuchten sie durch die Masse zu wirken und kamen alle zusammen und knieten vor meinem Zimmer. Ich kam mir nun nicht mehr wie eine stille Kerze in einer Papierlaterne vor, sondern wie ein Affe in einem Käfig, der von plappernden Leuten umgeben ist, und er sieht hinaus, blinzelt und sucht zu verstehen, was sie reden.

Ich antwortete im höflichsten Japanisch, aber sie verstanden mich nicht. Plötzlich brachen sie in lustiges Gelächter aus, um rasch wieder zu verstummen. Endlich gelang es mir, ein immer wiederkehrendes Wort zu erhaschen: furo. Ah, das Bad stehe bereit. Hätten sie kurz gesagt: Vorwärts, Bad! so hätte ich sofort verstanden, aber gewiß bedienten sie sich der allerhöflichsten Ausdrucksweise: der erhabene Gast wolle geruhen — —

Eine Magd, ein kleines rundes Ding, führte mich ins Badezimmer, dessen Reinlichkeit und Einrichtung mich überraschte. Es gab Hähne, eine Dusche, allen möglichen Komfort. Die Wanne aber war eine hölzerne Kiste, in der man nur kniend Platz nehmen konnte. Die Magd war mir beim Auskleiden behilflich, und ich war







gespannt, bis zu welchem Punkte sie hier bleiben würde. Endlich machte ich eine kleine Verbeugung und öffnete ihr die Türe. Sie lief hinaus, und die Mägde lachten. Es war mir weniger darum zu tun gewesen, dem Mädchen die Sensation nicht zu gönnen, als darum, einen Augenblick allein zu sein. Ich genoß diese Minuten, während ich mir alles genau ansah. Das Wasser dampfte, aber als ich es nahe betrachtete, sah es nicht unbenutzt aus. Ein nasses Handtuch lag am Boden, Fußspuren. Es ist ja bekannt, daß die Japaner dasselbe Bad nacheinander benützen; diese Menschen baden unaufhörlich, sie sind rein, gesund, naiv, also können sie es wohl tun.

Ich aber zog es vor, mich auf eine Waschung zu beschränken. Allein in diesem sonderbaren Lande sind die einfachsten Dinge kompliziert. Die Aufschriften an den Hähnen waren japanisch, ich versuchte mein Glück und verbrühte mich, die Brause zischte, endlich gelang es. Darauf hüllte ich mich in das helle Kimono, das die Magd zurechtgelegt hatte, und wiegte mich mit nackten Füßen auf den glatten Korridoren. Gewiß sah ich jetzt aus, als ob ich Japanisch spräche. Denn die Mägde stürzten sich augenblicklich mit neuer Zuversicht auf mich. Merkwürdigerweise verstand ich jetzt sofort, und wir machten uns daran, meinen Speisezettel zusammenzustellen. Es nahm eine Stunde in Anspruch.

„Bifustiku ?" fragten die Mägde und wandten damit eines der zwei Wörter an, mit deren Hilfe der Engländer die Welt bereist.

Die Verhandlungen waren endlos; ich fühlte wie ich





langsam dahinschwand und von Hungerhalluzinationen ergriffen wurde. Ja, ich hatte „the beaten track" verlassen, um nicht jeden Augenblick mit einer zähnefletschenden Angelsachsin zu karambolieren, nun mußte ich sehen, wie ich weiter kam. Nur die Erwägung, daß jetzt meine Ankunft in der ganzen Stadt bekannt sein mußte, hielt mich aufrecht. Hier, so schloß ich, gibt es ganz sicher einen englischsprechenden jungen Mann, der dir zu Hilfe eilen wird. Er wird kommen, um dem Fremden einen Dienst zu leisten, sich von seinen Landsleuten anstaunen zu lassen, aber der Hauptgrund ist der, er wird sich üben wollen, er wird vom Eifer hierhergetrieben werden, einen neuen Ausdruck zu hören und sich ihn augenblicklich zu notieren.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Während die Mägde die Vorbereitungen zum Diner trafen, die eine weitere Stunde beanspruchten, verdunkelte sich plötzlich der Eingang, und ich sah zwei Männer, die vor dem Zimmer kauerten und sich verbeugten. Ich machte ihnen ein Zeichen, einzutreten, und hierauf verneigten wir uns wie die Ähren im Felde, wenn der Wind im Kreise geht. Der alte hatte eine Rolle Papier bei sich und einen Tuschkasten, und ich begriff, daß er eine Art Schreiber war. Der junge aber begann, nachdem unsere Begrüßungszeremonie zu Ende war, Englisch zu sprechen. Der alte rieb Tusche an, spitzte denPinsel und malte, halb knieend, halb liegend, alles auf die Papierrolle, was sein Begleiter übersetzte; woher ich kam, meine Absichten, Name, Vaterland, Alter.

Ich sah ihm zu. Ich kam mir wichtig, ja geehrt vor:





so also sah mein Name im Japanischen aus! Ein Streifen der sonderbarsten Zeichen und Schnörkel. Deutschland aber war ein Gitter, ein Käfig mit allerlei Getier darin.

Die Mägde kamen wieder, und ich erfuhr, daß sie sich abermals erkundigten, was ich zu essen wünschte. Sie hatten es nicht gewagt, die Verantwortung auf sich zu nehmen.

Ein kleiner Tisch wurde hereingebracht, aus Lack, wunderbar, aber nicht viel größer als ein Teller und kaum so hoch wie ein Fußschemel. Saß man davor mit gekreutzten Beinen, so war der Tisch zu weit weg, und die Füße wurden steif vom Gewicht des vorgeneigten Körpers, kniete man davor, so war man groß wie ein Leuchtturm, und der Tisch lag tief unten. Ich versuchte es mit einer Mischung sämtlicher Stellungen, zu denen der menschliche Körper geneigt ist und kam endlich zu dem Resultat, daß es am besten war, ein Bein zu kreuzen, das andere aber unter dem Tischchen, das so herrlich anzusehen war, gestreckt durchzuschieben. Diese Art zu sitzen brachte die Magd zum Lachen und die beiden Männer unterdrücken ein Lächeln.

Nachdem ich die leidlich schlechten Speisen verschlungen hatte, gingen wir ins Theater, der junge Mann, Herr Shimoni und ich. Obwohl die Stadt klein war, hatte sie doch ein Theater und eine Teehausstraße, in der die Samisen erklang und die Trommel dröhnte. Die Nacht war vollkommen schwarz, und die spärlichen Laternen mit den japanischen Aufschriften führten uns im Zickzack durch schmale verödete Straßen.





Das Theater war klein und alt, ein wenig unordentlich und geschwärzt, aber mit all den Papierlaternen und den Beeten von andächtig der Bühne zugewandten Köpfen gab es ein Bild des alten Japan, das selbst die beiden billigen Petroleumlampen, die die Szene beleuchteten, nicht zu zerstören vermochten. Gleich bei meinem Eintritt, der ein ungeheures Aufsehen erregte, fesselte mich das Spiel. Eine Mutter sollte sich von ihrem Kinde, einem Säugling, trennen, und das wollte ihr fast das Herz brechen. Shimoni erklärte mir das Stück: Ein Samurai besaß ein außergewöhnlich schönes Weib, für das auch sein Bruder in Liebe entbrannt war. Das Weib erwiderte die Leidenschaft des Schwagers, und sie zeugten ein Kind. Der Geliebte aber tötete ihren Mann, seinen Bruder, um Weib und Schloß des Bruders zu besitzen. Alles gelang ihm. Aber dann wurde der Mord ruchbar, das Geheimnis des Ehebruchs drohte entschleiert zu werden, Ehre und Leben stand auf dem Spiel. Da entschloß sich der Mörder und Ehebrecher, seine Zuflucht bei einem Arzt zu suchen.

„Einem Arzte?"

„Ja. Er läßt sich operieren."

„Ich verstehe nicht."

„Cut off —"

Freund Shimoni ist mit seinem Englisch zu Ende. Ich bitte ihn, mich bei der spannendsten Wendung nicht im Stich zu lassen, und er gibt sich alle Mühe, Worte zu finden und denkt nach.

Wie oft habe ich mich schon über dieses asiatische Nachdenken gewundert! Es ist nicht wie das euro-

päische. Es ist ein in die Tiefe Tauchen, ein sich Hineinstürzen in das Gedächtnis, ein Hinabsteigen in seine entlegensten Höhlungen. Das ganze Gehirn des Denkers kreist im Schädel, sein Gesicht erscheint schlaff und idiotisch, er sinkt in sich zusammen, während sein Gedanke wandert und sucht. Das Nachdenken dauert viele Minuten und erschöpft seinen Mann vollkommen.

Shimoni erwacht und sieht mich mit kranken Augen an und lächelt. Er hat die Worte für die Umschreibung gefunden, und nun verstehe ich ihn. Ich sehe mir das Publikum an: Frauen, Kinder — welche unerhörte Naivität! —

Aber die Nemesis läßt nicht auf sich warten. Auch in Japan sind die Götter im Theater gerecht.

Der Mörder und Ehebrecher wird vor ein Samuraigericht zitiert. Ein alter prachtvoller Edelmann schleudert ihm die Anklage ins Gesicht.

Da steigt der Angeklagte die Stufen zum Sitz der Richter empor und tritt den Unschuldsbeweis an. Hinter einem kleinen Wandschirm nehmen die Richter die Untersuchung vor: er ist unfähig ein Kind zu erzeugen. Ist der Alte noch würdig, im Rat der Edelleute zu sitzen? Nein, hinunter mit ihm!

Hier aber naht sich das Verderben. Was kommt da über den Blumenweg, was klappert, was eilt? Es sind zwei Männer, jener Arzt, der seinerzeit die Operation vornahm, und sein Diener, der ihm eine verkapselte Flasche nachträgt.

Der Entlarvte wird mit einem Fußtritt auf den Boden

hinabgeschleudert und kauert hier in stummer Zerknirschung, mit bösen haßglühenden Augen. Der alte prachtvolle Edelmann, sein Ankläger, steigt wieder zu seinem Sitz empor. Die Richter alle aber sitzen ohne Bewegung, sie kennen die Verirrungen der Menschen, und nichts wird ihre Beherrschung zu erschüttern vermögen.

Die Schauspieler dieser armseligen Provinzstadt spielten überraschend gut, und ich verließ berauscht das Theater.

Ich sah hier noch eine Szene, die ich nicht wieder vergaß. Es war der Abschied eines alten treuen Dieners, den der Herr wider seinen Willen verbannen mußte. Es war erschütternd. Kein Wort, nur Blicke, Gesten, Bewegungen, ein Schluchzen. Und wie der Verbannte zurückblickte, als sich die Bühne langsam drehte und der Herr und seine eigene Tochter allmählich verschwanden; und wie er dann über den Blumenweg eilte — dieses verstörte, verzweifelte Eilen! — Fort, Fort! Sobald der Verzweifelte zögert, holt ihn das Entsetzen ein.

Ich ging durch die laue Nacht, begleitet von Shimoni und der Magd des Gasthauses, die mich mit einem goßen Schirm vor dem Theater erwartet hatte.

Shimoni aber wollte noch nicht nach Hause. Er glühte vor Verlangen, mir die größte Errungenschaft seiner Vaterstadt, Maizurus Triumph, zu zeigen — ein Billard. He was a passionate player, und ich spielte eine Partie aus Dankbarkeit mit ihm. Das Billard war klein, die überlebensgroßen Bälle wurden mit Prügeln gestoßen und donnerten. Es war mir unmöglich, den armen Shimoni gewinnen zu lassen.







Zu Hause warteten die Mägde auf mich und legten mich zu Bett. Mein Kopf war erfüllt von Samurais, Schwertern, Schluchzen und donnernden Billardbällen, und ich schlief ein bei dem Zirpen einer einsamen Zikade in meinem betäubend duftenden Gärtchen. Sie ang wie ein Vogel und immer dasselbe kleine Lied, ganz kurz, süße flötende fremde Töne, wie singendes Glas. Sie sang die ganze Nacht, erst gegen Morgen verstummte sie.

In früher Stunde schon kamen die Mägde und schoben die Türen und Verschläge zur Seite. Ich kleidete mich an, während die Mädchen ungeniert aus- und eingingen. Meine Kuli warteten seit dem Morgengrauen vor dem Hotel. Sie stampften wie Hengste, als sie mich erblickten, ihre Gesichter waren rot von der Morgenfrische, und ihre Augen sprühten Freude und Kraft. Im Nu hatten sie mein Gepäck und mich aufgeladen, und die kleine Karawane brach vom Start, während sich die Familie des Wirtes und die Mägde endlos verneigten. Wir flogen dahin mit einer ganz lächerlichen Eile, die Passanten taumelten zur Seite, wir schnitten einige durch und durch. Meine Kuli verstanden keinen Scherz. Hai! Hai! bellten sie. Aufgepaßt! Platz gemacht! Seht ihr nicht, ihr Leute, daß wir ihn fahren, den hohen Herrn, der im Auftrage des großen Paul Cassirer reist!

Ein winziger Dampfer brachte mich nach Miyazu. Wir fuhren durch eine wunderschöne labyrinthische Bai, in der irgendwo Shin-Maizuru, der bedeutendste Kriegshafen am japanischen Meer, versteckt ist. Noch kein Europäer hat ihn gesehen. Im Russisch-japanischen Krieg wurden hierher einige verdächtige europäische

Schiffe geschleppt, die nach dem Friedensschluß wieder ausgeliefert wurden. Die Kapitäne und Matrosen wurden mit verbundenen, sicherlich außerordentlich verbundenen Augen im Hafen an Bord gebracht, die Japaner setzten Dampf auf, fuhren hinaus, und auf offener See nahmen sie die Binden ab und verabschiedeten sich. Gewiß sehr freundlich.

Japan hütet seine Geheimnisse mit lächerlicher Besorgnis; fast an allen Plätzen der Küste ist Zeichnen und Photographieren verboten, und auch ich bewegte mich nicht so ohne weiteres in diesen Gebieten. Ein Schutzmann reiste mit mir. Weshalb sollte solch ein hoher Würdenträger erste Klasse fahren, wie? Er begleitete mich zur Vorsicht, blinzelte zu mir her, verstohlen, oh, das höfliche Volk! Er legte sich auf eine Bank und stellte sich schlafend, aber gewiß behielt er mich in der Spiegelung eines Uniformknopfes im Auge. Sobald ich einen Brief aus der Tasche zog, wurde er von unruhigen Träumen gequält und legte sich auf die andere Seite. Als wir auf offener See waren, schlief er ein. Ich räusperte mich, starrte ihm in das schöne junge Kriegergesicht: er schlief wirklich. Er hatte seine Sache vortrefflich gemacht!

Wir steuerten um ein ungeheures Kap herum und glitten in die spiegelglatte See einer anderen großen verzweigten Bai, an deren Ende Miyazu lag. Mein Begleiter erwachte augenblicklich wieder und machte sich an seinem Fahrrad zu schaffen. Als ich in Miyazu vor dem Hotel eintraf, war er schon da, aber er sah mich gar nicht an, plauderte, scherzte. Er verabschiedete sich erst, als ein anderer







Schutzmann auf dem Fahrrad eintraf, dessen Obhut er mich übergab.

Ein vortreffliches Spionagesystem im Ausland und ein vortreffliches System zur Verhinderung der Spionage im eigenen Lande ist ein halbgewonnener Krieg — sagen sich die japanischen Strategiker.







# EINE KLEINE JAPANISCHE STADT.

Ich habe hier die schönste Zeit meines Aufenthalts in Japan verlebt, und ich will von ihr erzählen wie von einem Freund ...

Die Stadt ist alt, und Japans alter herrlicher Geist lebt noch in ihr. Die Leute werden dich hier von oben bis unten betrachten und deine Kleider und Schuhe betasten; wenn es regnet, so wird einer aus dem Hause eilen und mit zwei Händen einen großen Papierschirm über dich halten; wenn du aus dem Bade kommst und ein Fischer steht am Strand, so wird er rasch die Sandalen von den Füßen streifen, sich verbeugen und sie vor dich in den Sand stellen, damit du nicht barfüßig über die Straße zu gehen brauchst. Pilger ziehen hier durch, die auf der Wanderung zu den hundert Tempeln unterwegs sind. Die alten Götter haben es gut hier. Zur Zeit des Totenfestes im Herbst brennen Feuer am Strande; mit einer Fackel weist man dem geliebten Toten den Weg zu seiner Hütte; er wird hier weilen und mit den Lebenden das Mahl einnehmen, am dritten Tage aber läßt man ein Miniaturboot mit einem Licht







darin ins Meer gleiten, und die Seele wird den Weg in ihr unirdisches Reich zurückfinden. Wenn die Fischer hier durch Zufall eine Schildkröte mit dem Netze ans Land ziehen, so geben sie ihr Sake zu trinken und senden sie, indem sie um ihre Gunst flehen, ins Meer zurück.

So ist diese Stadt.

Sie ist grau und, wenn man vom Meere her kommt, kaum zu sehen. Alle japanischen Ansiedlungen sind so. Ich habe mich in dieser Beziehung oft getäuscht und Felsen für Ansiedlungen, Häuser für graue Felsen angesehen. Die Häuser sind alle niedrig, zumeist bestehen sie nur aus einem Erdgeschoß, die Gassen sind krumm und eng. Die Stadt erscheint klein, aber je öfter man sie durchstreift, desto mehr Straßen und Gassen entdeckt man, und noch nach Wochen habe ich neue Straßen gefunden. Von den Hügeln und Bergen aus gesehen erscheint Miyazu mit den vielen grauen, schindelgedeckten Dächern schuppig, wie eine große Schildkröte, die sich am Strande sonnt.

Ich liebte es im Gewimmel und Geklapper der Straßen umherzuwandern und in die Häuser hineinzusehen, wo die Leute saßen und rauchten und geschäftig waren. Denn die Häuser waren ja offen, am Tage wurden die Holzwände zur Straße weggeschoben. Alle diese Laternen mit schwarzen Hieroglyphen, dachte ich jedesmal, diese Haustüren, durch die nur ein Kind schlüpfen kann, diese Lattenverschläge, und die Dachrinnen sind aus Bambusrohr, siehst du! Es gab ruhige Straßen, wo die Leute faulenzten, aber in den Geschäftsstraßen waren sie vom Morgen bis zum Abend





fieberhaft tätig. Sie schnitzelten und klebten und kneteten den ganzen Tag. Die Kuchenbäcker gossen den Teig über das erhitzte Backblech, zerschnitten ihn, formten, rösteten und stapelten ganze Haufen der braunen würfelförmigen Kuchen auf. In vielen Häusern bewegten sich die Leute in Rauch und Qualm, sie rösteten Fische, Sardinen, Mägde knieten am Boden und schleißten kurzgeschnittene Bambusrohre in dünne Stäbchen. Hier waren Weiber beschäftigt, kleine Fische zu häuten und auszugräten. Andere zerstampften sie und andere kneteten sie mit Reismehl in einem großen runden Steintrog mit einem dicken Holzklöpfel, der an der Decke befestigt war und im Kreise gedreht wurde. Dann saßen Männer da, die den zähen grauen Teig zu Kuchen formten, mit einer Art Maurerkelle. Diese Kuchen waren etwa so groß wie eine Hand, länglich, trogförmig, und wurden hübsch gelb und rötlich gebacken. Aber sie waren entsetzlich zu essen. Noch eine andere Art von Kuchen wurde hier fabriziert. Aus einem ähnlichen, mit Fisch vermengten Teig wurden sie an Bambusstäben in Röhrenform geröstet. Ich habe es nie versucht, sie zu genießen. All diese Kuchen wurden in großen Mengen hergestellt, denn wir exportierten sie. Sie sind berühmt in ganz Japan. Ein anderer wichtiger Exportartikel waren unsere getrockneten Sardinen und Tintenfische. Fische, nichts als Fische, ja, in unserer Hauptstraße roch es immerzu wie in einer Heringsbraterei.

Man ging und sah! Hier wurden kleine Körbe für die getrockneten Fische geflochten, dort war ein Lampionbauer am Werke. Er konstruierte das Gerippe





einer Papierlaterne aus dünnen Bambusstreifen, die er zu Kreisen bog. Dann überklebte er das Gerüst mit Papier. Oder er ölte fertige Laternen, oder ich sah ihm zu, wie er getrocknete Lampen geschickt mit Schriftzeichen versah. Wir hatten viele Lampionbauer in der Stadt, aber noch mehr Schirmmacher. Solch ein japanischer Schirm ist ein vollkommenes Bauwerk, eine Art Karussell aus Papier, Bambus, Leim und etwas Draht, aber von einer unfaßbaren Widerstandsfähigkeit. Zu den Stäbchen werden schmale Bambusstreifen benutzt, die durchlocht werden, wo der Knoten des Rohres das festeste Holz bietet. Die ganze Werkstatt ist voll von langen Bambusstangen, von ausgewählten Rohren für die Schirmstöcke, von halbfertigen und fertigen Schirmen, die von der Decke herabhängen. Armdicke kurze Rohrstangen, die als Behälter und Vasen gebraucht werden, sind angefüllt mit Büscheln von Schirmstäben, langen und kurzen. Die Schirmmacher hocken auf der Matte, setzen Schirme zusammen und bekleben die Gestelle, die schräg in einen Pfosten gesteckt sind und sich drehen lassen, so daß sie der Arbeiter bequem bepflastern kann, ohne je den Platz verlassen zu müssen. Erst werden mehrere Streifen von Papier auf das Gestell geklebt, ringsherum, oben und in der Mitte. Dann wird das Gestell mit Papier überzogen. Wenn der Leim trocken ist, wird der Schirm geölt und nach einigen Tagen wird der Name des Bestellers und seine Wohnung mit großen Zeichen daraufgemalt, ein reizendes Ornament. Es gibt auch viele Schirme, die dazu noch schwarze oder rote Kreise







haben. Im allgemeinen sind die Schirme gelb und farblos, nur die kleinen anmutigen Sonnenschirme der Damen werden mit buntem Papier bespannt. Sie werden nicht geölt. Die fertigen Schirme bekommen aber noch eine Kappe aus Papier oder Leder und eine Schlinge zum Tragen. Ein Schirm kostet fix und fertig eine Mark, und wenn er ganz außerordentlich ausgestattet ist fünfzig Pfennig mehr. Die Arbeit erfordert eine große Geschicklichkeit, aber in den Händen der Japaner erscheint sie wie ein Spiel.

Es gab Mattenflechter in der kleinen Stadt und Zimmerleute. Sie wirtschafteten mit blitzblanken Werkzeugen, barfüßig, halbnackt, lachten und zeigten die weißen Zähne, wenn ich ihnen zusah. Sie führten die Streiche nicht auswärts wie unsere Zimmerleute, sondern in der Richtung auf den Körper zu. Dabei hielten sie noch die Bohle, die sie mit der Axt bearbeiteten, mit dem nacken Fuße fest.

Die Kaufleute hockten ruhig auf ihren mattenbespannten Tritten und warteten auf Kunden. Sie hatten den unvermeidlichen Feuertopf vor sich stehen, ein Schälchen Tee, die Pfeife in der Hand. Trat man in ihren Laden, so regten sie sich nicht. Man konnte herumgehen, alles betrachten, betasten, sie rührten sich nicht. Man ging wieder hinaus, und sie bewegten keine Miene. Ballen von Stoffen, Seide, Spezereien, getrockneter Seetang und getrocknete Fische in allen Größen, vom Tintenfisch bis herab zu winzigen Sardellen, die wie Holzwolle aussahen. Schuhe. Sandalen und Stelzenschuhe. Es gab auch Basare mit europäischen Waren, und wenn





ich vor einem derselben stehen blieb, so beobachteten mich alle Leute und das Herz der Straße schlug stolzer. Haben wir nicht alles wie ihr? Ja, sie hatten, weiß Gott, allen europäischen Trödel, Schuhe, Hüte, Schirme, deutsche Nähmaschinen, französische Uhren, amerikanische Fahrräder.

Ich konnte nie die Stadt betreten, ohne von einer Menge Leute angestarrt und angesprochen zu werden. Scharen von Kindern folgten mir, aber sie liefen weg, sobald ich mich umdrehte, sie fielen vor Schrecken um, und die kleinsten heulten. Es gab ungeheuer viele Kinder in dieser kleinen Stadt, und in jedem Hause wurde gesäugt. Die Hunde kläfften und fuhren auf meine Schuhe los, die sie verdutzt anglotzten. Ich traf Bekannte, eine Magd, den „washman", eine kleine Tänzerin. Ich hatte keine Langeweile.

Und immer mehr und mehr entdeckte ich die kleine Stadt. Wunderhübsche Gärtchen, Badehäuser, Brückchen Durchgänge, Brunnen, unzählige kleine Schreine mit dem verwitterten Bildnis des Iizo, des Gottes der Kinder, die große Bronzestatue Buddhas, der mit geschlossenen Augen auf der Lotosblüte saß und in der Sonne schlummerte; Friedhöfe, Bambushaine und Tempel, Tempel.

Zuerst waren es nur drei, aber dann wurden es zwanzig, und gewiß hatte ich sie noch nicht alle gefunden. Sie lagen versteckt in den Hainen und Wäldern der Berge, die unmittelbar hinter der Stadt steil anstiegen. Die Götter lieben es, einsam und idyllisch zu wohnen, und der Andächtige soll ungestört sein, fern von den Wohnstätten der Menschen und dem Alltag. Schmale Wege





und Steige führten zu ihnen zwischen Bambushainen empor, eine Flucht eingesunkener, bemooster Stufen, auf denen sich Eidechsen und Schlangen sonnten. Kein Laut störte den heiligen Ort, nur die uralten hohen Zedern rauschten und eine kleine Quelle gluckste. Gleich in der Nähe meines Gasthofes entdeckte ich eine Gruppe von Tempeln, zu welchen sich ein schmaler Pfad durch Gebüsch emporwand. Ich mußte durch eine Anzahl von kleinen roten Torii schlüpfen; auf einem dieser Tore lag der Kopf eines Hahnes, die fromme Gabe eines Gläubigen. Vielleicht eine Reminiszenz der ursprünglichen Bedeutung dieser Shintotore, die, aus zwei senkrechten und einem wagrechten Pfosten gebildet, dem Hühnervolk als Sitzstange dienten. Das Federvieh hatte die Pflicht, den Göttern den Tagesanbuch zu verkündigen. Ich aber sah keine Hühner mehr, nur Raben, die frech und räuberisch dasaßen und die verödeten Tempel mit Krächzen umflatterten. Hinter den Torii lag ein kleiner Schrein, und als ich durch das Holzgitter hineinsah, starrten mir zwei schlanke gipsweiße Füchse mit spitzen Schnauzen und dünnen schwarzen Schnurrbärten entgegen. Demnach war der kleine Schrein ein Tempel der Inari, der Reisgöttin, deren Diener die Füchse sind. Ganz in seiner Nachbarschaft lag ein vollkommener Tempelkomplex im Halbdämmer riesiger Zedern und Fichten. Hier war es kühl und still. Eine Quelle rieselte irgendwo. Die Tempel waren klein und sahen winzig in dieser Schlucht von Bäumen aus. Der Haupttempel zeigte Spuren eines Schnitzwerkes, Fische, die einen Wasserfall hinaufspringen. Daneben lag ein bedachter





Brunnentrog und ein kleiner Pavillon, in dem die große tonnenförmige Trommel aufbewahrt war, rechts eine kleine Bühne für den Kagura-Tanz, halbverfallen, aber merkwürdigerweise mit einer Drehbühne versehen, die kaum größer als ein Wagenrad war. Auch ein Stall stand da, aber das heilige Pferd war verschwunden. Ein paar Stufen führten zu den Torii herab. Sie waren bewacht von Ama-inu und Koma-inu, den beiden Steinlöwen, die an keinem Shinotempel fehlen, dicken drolligen Tieren, die ihre viereckigen Kinnladen mit den goldenen Zähnen fletschten und mit den goldenen runden Augen funkelten. Einer hatte eine Steinkugel im Maul, die man drehen konnte. Ich verfolgte den Pfad und kam an kleinen Friedhöfen vorüber; die schlichten, schmalen Steine mit den rätselhaften Inschriften waren von Blumen und Kräutern überwuchert. Wieder und wieder traf ich auf das Bildnis Iizos, verwittert und zuweilen formlos, halb in die Erde gesunken, aber Nacken und Hände, geschmückt mit Ketten farbiger Perlen, Kinderlätzchen auf der Brust und Häufchen von Steinen auf dem Schoß. Weihgeschenke von frommen Müttern und Geschwistern an den gütigen Kindergott, damit die Mühsal der dahingeschiedenen Kleinen erleichtert werde, die, von der Hexe Shozuka-no-Baba ihrer Kleider beraubt, an den Ufern des buddhistischen Styx, Sai-no-Kawara, unaufhörlich Steinhäufchen aufschichten müssen.

Der Pfad führte mich durch Bambushaine, tief unten lagen die grauen Dächer der Stadt und die leuchtende Bai; ich sah in Höfe gepflegter Tempel hinein, aus denen der monotone Gesang der Priester hallte und der ge-







dämpfte Ton der Trommel. Der Haupttempel war von majestätischen Zedern umstanden. Im Hof stand ein halbverfallener Baumstrunk, durch Bastseile gekennzeichnet als die Wohnung eines Gottes. Wehe dem, der sich an dem Baumstrunk vergreift. Der beleidigte Gott wird ihn vernichten.

Ich stieg einige Stufen hinab und schlug einen schmalen Weg durch Gebüsch ein. Plötzlich stand ich auf Schutt und Geröll und in einer halbzerstörten Anlage eines alten Tempels, den ein Bergbach verwüstete. Nur einige Seitentempel, eine Halle und das Haupttor hatte die Flut verschont. In einem kleinen Stall stand ein hölzerner steifer Schimmel mit rotem Maul, ein Gespenst von einem Pferde. Im Haupttor wachten noch die beiden erschreckenden Gestalten, die Ni-o. Sie waren halbzerfallen, geschändete Götter, dem einen fehlte eine Hand, dem andern die Unterschenkel, ihre Augen waren herausgefallen, und die Löcher gähnten, aber sie standen noch mit wilder und furchterweckender Gebärde, die Dämonen zu verjagen. Sie waren Prachtwerke japanischer Skulptur, grandios in der Bewegung, mit wunderbar geformten Brustkörben und Gliedmaßen, die Muskeln von Kraft und Zorn geschwellt. Schreckliche Ruinen und Symbole einer untergehenden Kunst und ersterbenden Religion.

Die Hallen waren voller Sand und Staub. Unter dem Dache hingen halbvermoderte Bilder. Zwei kämpfende Samurais, ein wildes Pferd, das von einem Ritter gebändigt wird, die Darstellung eines Tempelfestes mit hundert kleinen Figuren, und ein prächtiges Bild: ein





Gott mit langem Barte, der auf Bergen lagert. Welche Unmenge von Kunstwerken vermodert in Japan. Auch die beiden prächtigen Ni-o werden verfaulen, sie werden umfallen, und man wird sie wieder aufrichten, aber ein Tag wird kommen und niemand wird sich mehr um sie bekümmern. Viele gestürzte Bildnisse habe ich in Japan gesehen. Ich näherte mich einem abseits stehenden kleinen Tempel und lugte durch das Holzgitter in das dunkle Gehäuse: eine wunderliebliche goldbraune Kwannon blickte mit schmalen weißen Augen auf mich heraus und lächelte.

Ich stieg hinunter in die Stadt, und auch hier entdeckte ich einen neuen Tempel und zu meiner Überraschung in einer Straße, die ich schon hundertmal passiert hatte. Er war klein und befand sich in einem gewöhnlichen Wohnhause. Ein Priester in weißem Gewande kniete auf der Matte und verrichtete die Gebete, wobei er von Zeit zu Zeit in die Hände klatschte.

Die schönste Straße in unserer Stadt war die Straße der Teehäuser. Die Chayas sahen im Vergleiche zu den gewöhnlichen Wohnhäusern wie Villen aus, sie waren einstöckig, mit Galerien, Gärtchen, hübschen Eingängen versehen. Im Vorbeigehen sah man stets etwas von der Vornehmheit und dem Reichtum der Häuser, einen alten prächtigen Wandschirm, Rehe darauf, Fische, Vögel, oder einen hübschen Lackkasten, der auf den Matten eines leeren Zimmers stand, die in der Dunkelheit golden erschienen. Eine Samisen klimperte, man hörte die Trommel oder fremdartig klingenden Gesang. Eine kleine Tänzerin trippelte die Straße entlang, gepudert,







mit gemalten Lippen, die schwarzen Augen der Dirnen lugten durch eine Spalte heraus.

Aber sobald es dunkel wurde, wimmelte die Straße von hellen Laternen und erwachte zu einem phantastischen bunten Leben wie die Städte in den Märchen von Tausend und Eine Nacht.

Am besten aber gefiel mir die kleine Stadt bei Regenwetter. Alles war dann grau. Die flachen Häuser, das Meer, die Boote und der Wald von Stangen, an denen die Netze hingen, die Berge, die halb im Nebel verschwanden. Und Leute mit großen Papierschirmen wanderten in den grauen schmalen Gassen.

## Araki-ya.

Araki-ya hieß das Gasthaus, in dem ich lebte. Es lag außerhalb der Stadt, am Meer.

Es war ein einstöckiges Gebäude, zierlich trotz seiner Größe, ein Kunstwerk aus dünnen Brettchen und Papier, mit Galerien, einer Brücke und weitausladenden chinenesisch geschwungenen Dächern, die viel zu schwer für das dünne Balkenwerk erschienen. Dicht hinter dem Hause stieg der Berg an, so hoch und so nahe, daß man glauben konnte, die Bäume wüchsen auf dem Dache.

Ein schmaler krummer Weg führte von der Straße aus durch ein Gärtchen zum Haupteingang. Vor den Stufen stand immer eine Reihe von Stelzenschuhen, zierliche kleine Dinger, die gewöhnlichen Getas der Mägde, die feineren der Gäste, die Strohsandalen eines Kulis, und







auch meine Schuhe standen hier, jeden Tag, ob ich ausging oder nicht, als eine Art von Reklame. Das Entree war ein großer, luftiger, mattenbelegter Raum mit einem hohen Wandschirm, auf den spielende Fische getuscht waren. Eine schmale, steile Treppe führte zum oberen Stockwerk empor; hier war ein breiter mattenbelegter Gang, der an allen Räumen vorbeiführte, und an seinem einen Ende leitete eine hölzerne Brücke zum höhergelegenen Flügel des Gasthofes.

Ich bewohnte zwei Zimmer im Erdgeschoß, und anfangs befand sich absolut nichts darin. Ich saß auf meinem Kissen in der Gesellschaft meiner kleinen Kohlenurne und hatte Zeit, alles genau zu betrachten. Die Matten gefielen mir außerordentlich. Sie waren gerahmt, sorgfältig ineinander gefügt und sechs solche Matten bildeten den Boden meines Zimmers. (Man gibt die Größe eines Raumes durch die Anzahl der Matten an. Dies also war ein Sechs-Matten-Zimmer.) Sie waren aus gelben Halmen geflochten, dünnen Streifen von spanischem Rohr ähnlich, nicht zu weich und nicht zu hart, und es war ein Vergnügen darauf zu gehen. Meine Wände bestanden aus Papierfenstern, die sich verschieben ließen. Es stellte sich heraus, daß ich alle Wände wegschieben und ganz in freier Luft sitzen konnte. Die Rückwand dagegen bestand aus vier Papierschiebetüren, die undurchsichtig waren, weiß, in schwarzen Lackrahmen. Ich konnte an jeder beliebigen Stelle eintreten. Im Anfang gelang es mir selten, diese Türen richtig zu schließen. Ich schob sie in der Mitte zusammen und dachte: nun gut, jetzt bist du zu Hause; aber wenn ich mich zufällig um-

wandte, sah ich, daß an der Seite eine breite Spalte klaffte. Oder ich schloß die Türen an den Seiten, dann standen sie in der Mitte offen. Ich bewunderte das Holz der Pfosten. Es war Zedernholz, glatt geschliffen, ungebeizt und ungestrichen. Die Japaner benutzen es als das kostbare Material, das es ist, wie wir den Marmor verwenden. Um mein Zimmer lief eine glatte hölzerne Galerie ohne Brüstung, auf der es sich angenehm wandelte.

Wenn ich sagte, mein Zimmer sei vollkommen leer gewesen, so ist das eine Lüge. Denn in einer kleinen Nische, einem winzigen Alkoven, saß auf einem Lackschemel eine kleine Statuette, das Bildnis einer schönen schlanken Kwannon. Zu ihren Häupten hing ein Kakemono, einen Wasserfall, der über Felsen stürzt, darstellend. Zu ihren Füßen aber stand eine Fichte, eine vollkommene Fichte mit Wurzeln, einem Stamme, Ästen und Nadeln, allein nur einige Zoll hoch. Diese Zwergfichte wuchs übrigens nicht so ohne weiteres, es wäre ein Irrtum, das anzunehmen. Sie stand auf vielen dünnen Wurzeln, die höher waren als die Krone, der Stamm nämlich krümmte sich tief herab, bevor er die Äste aussandte.

Über den Schiebetüren hing ein schmales gerahmtes Manuskript, ein Gedicht in schwarzen kunstvoll gezeichneten chinesischen Charakteren.

Das alles gefiel mir sehr gut. Die Reinheit, die Glätte, die Genauigkeit der Kanten und Fugen, meine elastischen Matten, meine verschiebbaren Wände und Türen, die glatte Galerie. Ich beschloß Wochen, ja Monate hier zu bleiben.





Glücklicherweise ließ sich jener hübsche junge Mann wieder sehen, der die Freundlichkeit hatte mich am Kai zu empfangen und Englisch sprach. Ich äußerte ihm mein Entzücken über das Haus, meine Zimmer, die Landschaft, und daß ich mich noch auf keinem Flecke der Erde so wohl gefühlt hätte wie hier.

Er lächelte und verbeugte sich leicht.

Nur möchte ich gerne dem Wirt dies und jenes auseinandersetzen, ob er vielleicht den Dolmetscher machen wolle?

„Ich bin ja selbst der Wirt!“ sagte der junge Mann und lächelte.

Das traf sich gut. Im Augenblick hatte ich ihm meine Wünsche offenbart, und er versprach sie sofort zu erfüllen.

„Vielleicht sitzen Sie nicht gut auf dem Kissen?" fragte er.

„Oh, danke, vorzüglich. Aber vielleicht — ?"

Ja, er versprach augenblicklich einen Stuhl zu bringen.

Da saß ich dann und wartete und träumte von einem hübschen Stuhl, denn meine Beine wurden so steif, daß ich weder sitzen noch stehen konnte. Schon am anderen Nachmittage traf der Stuhl ein, und nun saß ich auf dem Stuhle, und meine Möbelstücke, mein Feuertopf, mein kleines Lacktischchen, mein Kissen lagen tief unter mir auf den Matten.

Der Wirt hatte mir auch einen Tisch versprochen. Ich hatte mir vorgenommen wie ein Japaner zu leben, auf den Matten, aber es ging nicht. Der Wirt verstand, daß ich einen Tisch brauchte, zum Arbeiten, zum Essen,







er wollte den Tisch ebenfalls augenblicklich beschaffen. Ich sprach tagtäglich mit ihm darüber. Er sandte sofort die Dienstboten weg, die Dienstboten eilten — aber der Tisch kam nicht. Erst am vierten Tage traf er ein. Nun war ich betrübt, denn er verdarb mir das ganze Zimmer.

Es waren viele Tage nötig, bis ich mich mit dem Hause und der fremden Umgebung zurecht fand, und auch dann kam ich nicht ganz über die Verwunderung hinweg, die mich erfaßt hatte, als ich hier eintrat.

Ich liebte es, im Hause umherzuwandern, in Strümpfen oder barfüßig, auf den weichen, reinen Matten, und in alle Räume hineinzublicken. In jedem Zimmer war etwas Hübsches zu sehen, die am Boden hockenden Gäste, schöne Japanerinnen, allerlei sonderbare Gerätschaften, kunstvolle Kakemonos, Wandschirme, Lackkästen, Ornamente an den Türen kleiner Wandschränke. Und Blumen. In allen Zimmern, auch den unbewohnten, standen fortwährend Blumen, Sträuße oder blühende Zweige, und diese stillen Blumen in den stillen Zimmern erweckten den Eindruck, als ob freundliche Geister darin hausten. Ich setzte mich oft lange in ein leeres Zimmer, und es kam mir vor, als sei ich in der besten Gesellschaft.

Ich fühlte mich wohl in all der Leere, Reinlichkeit, frischen Luft und Sonne.

Auf der kleinen Brücke, die zum höhergelegenen Flügel des Gasthofes führte, standen unsere Waschbecken, drei in einer Reihe. Dort hingen auch die vielen kleinen Handtücher, mit Schriftzeichen, Blumen, Schmet-







terlingen geschmückt. Ganz in der Nähe befand sich unser Badezimmer, das sehr rein und kühl war.

Das Hotel besaß drei Gärtchen. Eines vor dem Hause, eines im Hof, eines vor dem höher gelegenen Flügel. Das war das schönste. So klein es war, hatte es doch eine Menge gewundener Wege, die sauber gepflegt waren, sonderbar geformte Steine lagen da zum Schmuck. Es besaß einen winzigen See, der mit einer Leitung gespeist wurde, die in einem hohlen Baumstrunk versteckt war. Eine Muschel hing daran, aus der Farnkräuter herabrieselten, kleine Fische tummelten sich im klaren Wasser. Die Gärtchen waren voll von hundert kleinen Spielereien, die man erst nach und nach entdeckte, denn der Blick wollte dafür erzogen sein. Das Gärtchen im Hof bestand eigentlich nur aus einem kleinen See von wohlberechneter romantischer Form mit Steinen, Felsen, Brücken. Zwei grüne Frösche hausten darin. Gleich hinter dem See führte ein winziger Tunnel durch den Berg.

Kehrte ich in mein Zimmer zurück, so wunderte ich mich wieder über die niedrigen Türen, durch die man gebückt gehen mußte, über die feine Arbeit der Fensterrahmen, das delikate Papier, die akkuraten, scharfen Falze, in denen die Fenster liefen, das Holz. Ich schob meine Wände hin und her, um besonders hübsche Ausblicke auf die Bai, blühende Büsche, den Wald zu gewinnen. Schloß ich die Schiebefenster, so war mein Zimmer erfüllt von gelbem, mildem Licht, wie es in Räumen herrscht, die der Wiederschein der Abendröte erhellt.

Am Abend wurden meine Bettpolster aus einem ver-







steckten Wandschrank genommen und in der Mitte des Zimmers ausgebreitet. Draußen auf der Galerie wurden Holzverschläge vorgeschoben. Sie liefen in Falzen, aus einem schrankähnlichen Kasten, der an der Seite des Hauses angebracht war, heraus und hinein, sie liefen fast von selbst und polterten. Nun war es dunkel und dumpf, und ich fühlte mich, wie sich ein Käfer in einer Zigarrenkiste fühlen muß. Mein Zimmer war wie ein geräumiger bequemer Sarg.

In aller Frühe kamen die Mägde herein, schoben die Verschläge fort, und nachdem man von allen Seiten hereinsehen konnte, kleidete ich mich an. Die Bettpolster verschwanden im Wandschranke.

## Die Besuche.

All die vielen Wochen lang, die ich in dem freundlichen japanischen Gasthof verlebte, bin ich nur wenige, seltene Stunden allein gewesen.

Die ganze Familie hockte bei mir im Zimmer. Der Großvater, die Großmutter, der Wirt, die Wirtin, die Kinder, der Koch, der Laufbursche und die vier Mägde. Gingen die einen, so kamen die anderen. Sie kamen zur Tür herein oder vom Garten her, über die Galerie. Sie brauchten ja nur aus den Getas zu schlüpfen und schon waren sie da. Dazu kamen noch die Gäste, die im Hotel abstiegen, sie alle wollten den Fremden sehen und mit ihm ein Wort tauschen.

Schon am frühen Morgen machte der Großvater seine

Aufwartung. Er war ein würdiger Alter mit kurzgeschorenen grauen Haaren und hieß Kinbe Araki: Wächter des Goldes des Waldes. Mit von der Morgenfrische gerötetem Gesicht kam er an die Galerie meines Zimmers, und wir begrüßten uns.

„O hayo!"

„O hayo de gozaimas!" erwiderte er und schlürfte höflich.

„Konnichi wa yoi tenki de gozaimas."

„Taiso yoi o tenki!"

Nachdem wir, wie gewöhnlich, hinzugefügt hatten, daß es schön sei oder warm oder kühl, kam er herein und brachte mir Blumen, die er geschickt in die Vase ordnete. Das nahm lange Zeit in Anspruch, und meistens war der Großvater nicht zufrieden. Er ging und kehrte nach einigen Minuten mit einem Zweig zurück. Ja gewiß, nun war der Strauß schön, dieser Blütenzweig, so und genau so gesteckt, vollendete die Wirkung!

„Arrigato, taiso arrigato!"

Der Großvater schlürfte. „Do itashimashte!" Und mit einigen kleinen Schlürf- und Ächzlauten der Höflichkeit entfernte er sich. Aber er kam bald wieder, er hatte hundert kleine Geschäfte. Er trug meine Zwergfichte ins Freie und brachte dafür ein anderes Zwergbäumchen. Einmal brachte er mir sechs kleine Ahornbäumchen in einer Schale nicht größer als ein Teller. Sie stellten eine Allee vor, und gewiß war das eine vollkommene Allee in Taschenformat, grüne Wipfel, Schatten.

Oder er wechselte das Kakemono, denn dieser Schmuck des Hauses lag in seinen Händen. In einem japanischen







Zimmer darf nur ein Kakemono hängen oder ein Paar, was seltener ist, und der Platz des Kakemonos ist die kleine Nische. Damit ist das Zimmer vollkommen geschmückt. Der Großvater wechselte das Kakemono einmal in der Woche; er kam mit einer Rolle und einem Stäbchen herein, mit dem er das Kakemono vom Nagel nahm. Alles hat seine genauen Regeln. Er rollte das Bild zusammen und verschnürte es kunstgerecht, denn so muß es gemacht werden. Er war in überraschendem Maße kunstverständig, er verstand sich auf Holzschnitte und Zeichnungen und verblüffte mich stets durch die Feinheit und Sicherheit seines Geschmacks. Dabei war er absolut kein Museumsdirektor, sondern ein Wirt in einer kleinen Stadt.

Ich habe den „Wächter des Goldes des Waldes" beobachtet und bin vollkommen über seine Tätigkeit unterrichtet. Stundenlang saß er auf meiner Galerie, ohne sich zu regen, und betrachtete unseren herrlichen roten Busch, der über und über mit Blüten bedeckt war und den prächtige samtschwarze Falter umgaukelten. Er stand auf, besah sich eine Stelle im Garten und begann mit dem Spaten zu wirtschaften. Er hatte herausgefunden, daß gerade an dieser Stelle eine kleine Pflanze sich herrlich ausnehmen müsse. Er verschwand, kam mit einer Schere zurück und stutzte einen Busch zurecht, indem er zwei, drei winzige Zweigchen abschnitt. Er entdeckte ein Stückchen Papier, hob es auf und trug es fort. Er stellte meine Schuhe hübsch in Ordnung auf der Stufe, die von der Galerie in den Garten führte.

In den Mittagsstunden sah ich ihn in seinem Zimmer





schlafen. Am Nachmittag nahm er aber wieder seine aufreibende Tätigkeit auf.

So oft er an meinem Zimmer vorbeikam, verbeugte er sich und grüßte. Ob ich hinsah oder nicht. Ach, schon wieder waren die Schuhe verrückt, und ein Streichholz lag im Garten! Dann wechselten wir auch einige Worte. Er sagte mir die Namen der Blumen und Sträucher, die er alle kannte. Das ist diese Hana, das ist jene Hana. Er brachte mir eine Blüte, damit ich daran röche. Wie?

Nachdem Kinbe am frühen Morgen seine Aufwartung gemacht hatte, kam Mine, der „Berggipfel", die Großmutter mit dem dreijährigen Enkel, Kindaro, die „Sardine", auf dem Rücken vorüber.

„Warum haben Sie doch Ihrem Jungen einen so sonderbaren Namen gegeben?" fragte ich Nao-san, den Wirt, den „starken, aufrichtigen Mann".

Er lächelte und erwiderte: „Kindaro ist eine Sardine, die in unserer Bai gefangen wird. Sie ist berühmt in ganz Japan, und deshalb gab ich dem Knaben diesen Namen. Er soll so berühmt werden wie diese Sardine."

Kindaro hockte wie ein Frosch auf dem geduldigen Rücken der Großmutter; er war ein kleines hübsches Bürschchen mit braunen Schlitzaugen und kreisrund geschnittenen Haaren; er trug ein drollig kleines Kimono mit einem winzigen Gürtel und war immer barfüßig. Ging er aber aus, so schlüpfte er gewandt in kleine Getas, die kaum größer als eine Streichholzschachtel waren. Er bewegte sich schon wie ein Erwachsener, und ich habe ihn oft beobachtet, wie er stundenlang auf einem Kissen





hockte oder geschickt mit den Holzstäbchen aß. Er konnte niederkauern und sich verbeugen wie ein echter Japaner. Gewöhnlich stapfte er mit einem alten kleinen Schwert im Gürtel auf den Galerien hin und her.

Jetzt aber ist Kindaro gekommen, um mir guten Morgen zu sagen. Er plaudert mit mir, aber es wird mir schwer, selbst die mir geläufigen Ausdrücke zu erfassen; denn diese Sprache, die an und für sich schon an eine Reihe unartikulierter Laute erinnert, ist in seiner kleinen Kehle nichts als ein drolliges Geräusch. Die Großmutter, deren Zähne alter Sitte gemäß schwarz gebeizt sind, lacht und macht ihn verständlich.

Kindaro hatte zuerst Angst vor mir und verkroch sich. Später durfte ich ihn aber anfassen, wenn jemand dabei war; ja, er ließ sich aufs Knie setzen, aber da hielt er es nur einen Augenblick aus, dann kehrte sein Unbehagen zurück. Einmal kam er sogar in mein Zimmer; die Schiebetüre öffnete sich lautlos, und Kindaro kam herein, ganz allein, um mir sein Schwert zu zeigen. Als ich ihn aber anfaßen wollte, retirierte er ängstlich, wenn auch mit Würde, und brachte in seiner Kehle eine ganze Menge von Geräuschen hervor. Sobald er jedoch draußen war kehrte sein Mut zurück, er zeigte sein Schwert und plapperte.

Jeden Tag kommen auch Kindaros Tante und Onkel zu mir, zwei Kinder von etwa zwölf Jahren — die Großeltern sind ja noch rüstige, tatkräftige Leute — sanfte, stille Kinder, die ich sehr liebte. Fukiko, die „Gesunde“, in ihrem bunten sauberen Kleid, anmutig und schüchtern, und Sue-o, der „letzte Held“, in seinem blauen Kattun-







kimono und der weißen Schülermütze. Er bringt mir Blumen, Steine, Muscheln, Frösche, Krabben, Fische und Schildkröten, Schlangen, lauter interessante Dinge, ich bin ihm sehr verpflichtet. Oft sitzt er lange still im Zimmer und besieht sich meine Sammlung von Photographien und Holzschnitten, er hat es sich auch zur Aufgabe gemacht, meinen Tisch in Ordnung zu bringen und meine Blumen mit frischem Wasser zu versorgen. Sue-o ist sehr zärtlich mit mir, er schlingt den Arm um mich, wenn wir zusammen ausgehen, und sieht mich mit schwärmerischen Blicken an.

Die Frau des Wirtes habe ich seltener bei mir gesehen, zuerst war sie schwanger, und dann hatte sie mit dem Säugling zu tun. Dagegen besuchte mich Nao-san häufig. Er erzählte mir, ich erzählte ihm von Europa, er zeigte mir seine Reichtümer an Kasten, Sakesschalen, Lackarbeiten, Kakemonos und Kleidern. Begreifst du, nun bin ich derjenige, der die Stoffe betastet! Er hatte ein Festtagskimono, eine Art Überrock aus feinster dunkelgrauer Seide, innen am Rücken mit einer prachtvollen Stickerei versehen, Drachen, Fichtenzweige, Tod und Teufel. Wenn man in ein Haus tritt, sagte er, so legt man den Überrock ab — er zog ihn aus und hatte ihn im Nu so geschickt auf die Matte geworfen, daß die Stickerei meilenweit funkelte.

„O, look at that!" rief ich verblüfft und hingerissen aus.

Das war die Familie, es waren aber noch etwa acht Dienstboten im Hause. Yoshiko, die Gute, Hanako, die Blume, und Kameko, die Schildkröte, bedienten mich. Kameko war eine plumpes Mädchen mit braunem,





dickem, verschwollenem Gesicht, kleinen Schweinsäuglein und ungeheuren Backenknochen, die schon bei den Schläfen anfingen. Ich nannte sie deshalb mommo, Kürbis, aber sie war nicht erzürnt darüber; denn ich hatte mich getäuscht, mommo hieß nicht Kürbis, sondern Pfirsich. Yoshiko, die Gute, war die einzig Fleißige, sie war ein gutmütiges Geschöpf mit den etwas derben Zügen der arbeitenden Klasse. Ich nannte sie Kawazu, denn sie erinnerte mich an einen Frosch, wenn sie am Boden kauerte und die Kohlen anbließ. Der Name ist ihr geblieben.

Hanako dagegen war eine Prinzessin! Sie arbeitete nichts. Sie trug zuweilen wohl ein Kissen in ein Jinrikisha oder ein Boot, aber das geschah sehr selten. Sie arbeitete mit den Fingerspitzen und auf den Zehen, und wenn man ihr einen kleinen Auftrag erteilte, so kam sie sicher nicht zurück. Sie war schön, blaß, ein hübsches Mongolenweibchen mit feinem ovalen Gesicht, schrägen glänzenden Augen und weißen Zähnen. Ich liebte es, sie zu sehen, weil sie so hübsch war, so sauber gekleidet, so kunstvoll frisiert. Sie ging nicht, sie trippelte, sie lachte nicht, sie lächelte, sie sprach nicht, sie sang ganz leise wie ein Vogel. Ihre Stimme war das schönste an ihr. Schon am ersten Tage machte ich ihre Bekanntschaft. Als ich verlassen auf meinem Kissen saß, glitt die eine meiner vier Türen zur Seite und Hanako kniete auf der Schwelle und winkte mit dem kleinsten Finger, den ich je sah, das kleinste feinste Winken und sagte: „Come, come!" Denn Hanako sprach Englisch. Sie konnte sagen come und all right. Für all right sagte sie nur





zwei kleine allerliebste Laute o-ei! Da kniete sie und winkte, und ich dachte: es beginnt schon, siehst du, die Abenteuer beginnen. Bei Gott, dieses ist das schönste Mädchen, das ich jemals erblickte. Ich will ewig verdammt sein, wenn ich ihr nicht folge, wohin sie mich auch führen mag.

So dachte ich und folgte ihr. Hanako trippelte vor mir her, wendete sich zuweilen um und piepte: „Come, come", und endlich nahm sie mich bei der Hand. Wir gingen die Treppe hinauf, die Gänge entlang, über die Brücke, wiederum eine Treppe — je weiter, desto besser, denn das Mädchen gefiel mir mehr und mehr.

Endlich schob Hanako ein Fenster zur Seite, und wir traten in ein leeres Zimmer, in dem ein wunderbarer Blumenstrauß am Boden stand. Einige Blumen und Zweige lagen auf den Matten, gewiß hatte sie den Strauß eben erst fertiggestellt. Ich bewunderte den Strauß mit den verschwenderischsten Ausdrücken der Sprache und Miene. Hanako lächelte und sagte „O-ei! o-ei!" Dann nahm sie den Strauß auf den Arm, winkte wieder und sagte: „Come, come!" und trug ihn hinab in mein Zimmer. Ich schenkte ihr für den Strauß ein kleines seidenes Tuch, und Hanako errötete vor Freude und steckte es in den Gürtel. „E-u", sagte sie, „thank you".

Ich hatte mir vorgenommen, die Liebe der schönen Hanako zu gewinnen, und die Aussichten schienen günstig zu sein. Sie kam oft zu mir, plauderte ein wenig, lächelte; wenn sie vom Garten aus kam, so mußte ich sie in die Höhe heben, sie ließ die Getas einfach fallen. Aber sobald ich ihr auf Japanisch meine Liebe erklärte,





lief sie hinaus und erzählte es allen, den Mägden, dem Wirt, dem Großvater. So schön und so dumm, sagte ich zu mir und nahm mich in acht.

Ein anderes Hindernis aber war mein Nebenbuhler, der siebzehnjährige Hausbursche, der ebenfalls Hanako liebte. Sobald Hanakos feine Stimme in meinem Zimmer erklang, öffnete sich lautlos die Schiebetüre und ein Auge blickte herein. Ich ließ mich nicht beirren, und die Türe öffnete sich weiter und der Hausbursche saß auf dem Boden. Nichts konnte ihn mehr bewegen, uns allein zu lassen. Nun aber kam der Koch, der den Gehilfen vermißte, er zog die Pfeife aus dem Gürtel und begann zu rauchen. Er lachte mit dem runden Gesicht, putzte seine Brille und ließ sich häuslich nieder. Die Mägde kamen, denn sie suchten den Koch. Endlich kam auch der Wirt, der seine Dienstboten nötig hatte. Wir plauderten, und er übersetzte ihnen höflich jedes Wort unseres Gespräches. Die Kinder vermißten den Wirt und kamen alle drei herein, „die Sardine" auf dem „Berggipfel". Der „Wächter des Goldes" aber dachte, was gibt es hier zu sehen? und kam ebenfalls.

Nun hatte ich sie wieder alle da und konnte warten, bis sie sich verliefen. Meine armen japanischen Sprachstudien! Wenn ich es nur so weit brächte, daß ich sie bitten könnte, mich ein wenig allein zu lassen; höflich, höflich, das war es, denn sie waren ja alle solch liebenswerte Leutchen.





## So gingen die Tage.

Fast jeden Tag wechselten die Gäste im Hotel, denn auf der alten Küstenstraße am japanischen Meer herrschte noch der rege Verkehr wie in alter Zeit. Aber auch sie wird bald veröden wie die berühmten Straßen an der Ostküste, Japan legt Schienenstränge durchs ganze Land.

Die Gäste kamen in leichten, rasselnden Jinrikishas an, mit kleinen Sonnenschirmen, Fächern, Reisetaschen, kleinen Kürbisflaschen, sie trippelten und klapperten den Pfad durch den Garten herauf. Der Wirt erschien im Hausflur, kauerte sich nieder, verbeugte sich; aber so bescheiden duckte er sich hinter die Wand, daß nur sein Kopf heraussah; ich wage es ja gar nicht, mich den hohen Gästen ganz zu zeigen, nur ein Stückchen, meinen Kopf, denn das muß ich wohl, sollen die hohen Gäste in meinen Mienen die Freude über ihr Erscheinen lesen. Gegenseitiges Verbeugen, Schlürfen, Ächzen und die Gäste schlüpften aus den Getas und traten ins Haus.

Bald darauf aber erschien schon ein Auge in der Türspalte, ein Kopf, einer der Gäste wollte mich in Augenschein nehmen. Der Großvater trat ein und stellte mir die Gäste vor, die sich für Fremde sehr interessierten. Die Gäste lächelten, verbeugten sich und betrachteten dann gemächlich meine Sammlung von Photographien und Bildern.

Es war schön, diese fremden Menschen zu beobachten, wie sie in ihren Zimmer saßen und lagen, wie sie im Garten lustwandelten. Sie betrachteten die Steine, die zum Schmuck dalagen, unser roter Blütenstrauch ver-

setzte sie alle in schwärmerisches Entzücken. Einer nach dem anderen hockte bewundernd vor meiner kleinen Zwergfichte, die im Freien Luft schöpfte, und ich habe nie eine so kindliche Freude bei Erwachsenen gesehen. Ach, was für ein Bäumchen, das war ja ein drolliger Einfall von einem Baum, ein entzückendes kleines Lustspiel von einer Fichte! Eines Tages beobachtete ich, daß einer nach dem anderen, angeführt vom Großvater, auf meiner Galerie niederkniete und durch die Glasscheiben, die unten in meine Papierfenster eingelassen waren, hereinblickte und lachte. Zwei Tage lang führte der Großvater jeden Gast an dieselbe Stelle, und nun konnte ich meine Neugierde nicht mehr zügeln. Ich kniete also selbst an der gleichen Stelle meiner Galerie nieder und blickte in die Scheibe: man sah gar nicht in mein Zimmer hinein, sondern man erblickte im Glase die Spiegelung des brennendroten Busches in besonders zarter und gedämpfter Tönung.

Zuweilen kamen auch schöne Mädchen in unser Hotel, Tänzerinnen, die mit ihren Freunden eine kleine Reise machten. Sie sahen lange zu mir herein, flüsterten, lächelten und verbeugten sich, sobald mein Blick sie traf, und gingen weiter.

Häufig liefen Kriegsschiffe in unsere Bai ein, und die Offiziere stiegen im Hotel ab. Sie kamen in schmucken Uniformen, aber eine Minute später gingen sie schon barfüßig und in Kimonos gehüllt. Tänzerinnen trafen ein, und die Offiziere sandten den Wirt zu mir und ließen mich einladen. Wir tranken Sake, erfreuten uns an den Tänzen, plauderten so gut es ging, Englisch und Ja-

panisch, rauchten, und im Augenblick waren wir gute Freunde.

Sie gefielen mir gut, diese braunen barfüßigen schlichten Burschen mit den weißen Gebissen und kühnen Blicken. Sie sprachen mit großem Respekt von Deutschland, nach dessen Muster ihre Armee geschult wurde. Auf ihren Schiffen standen Kruppsche Geschütze. Sie liebten Deutschland und Europa und träumten von weißen Frauen.

„Glauben sie, daß es möglich ist, daß eine weiße Frau einen Japaner heiratet?"

„Oh, sie sind so blond!"

„Sagen sie Deutschland, daß wir es lieben, und sagen sie Europa, daß wir den Frieden lieben. Wir sind ein friedliebendes Volk, wir Japaner, auf der ganzen Erde müßte ewiger Frieden herrschen. Sagen Sie das den weißen Völkern!"

Ich fühlte mich sehr geehrt und versprach den weißen Völkern alles zu bestellen.

Dann sangen wir. Die Offiziere sangen mit geschlossenen Augen und zurückgebeugtem Kopf die Nationalhymne und miauten - o - o - eio - es war einfach lächerlich. Hierauf mußte ich singen. Ich sang die „Wacht am Rhein", ich tat mein Bestes, das große Deutschland und der Krieg von 1870/71 lag in meinem Gesang. Aber während meines Vortrages erschien mir plötzlich Gesang und Melodie barbarisch im Vergleich zu dem Raffinement und der Eigentümlichkeit des japanischen Liedes, und zum erstenmal ahnte ich etwas von der Schönheit und Kunst der japanischen Musik und des japanischen Gesanges.





Mein Auditorium, die Offiziere, die Geishas, lächelte nachsichtig.

Zuletzt aber tauschten wir Visitenkarten, denn ohne das geht es nicht. Alle Japaner sind leidenschaftliche Visitenkartensammler.

Ich habe mich oft gewundert über den zwanglosen natürlichen Umgang zwischen den Offizieren und Dienstboten. Einmal beobachtete ich einen Admiral, einen alten feinen Herrn, der in seinem Zimmer saß und umringt war von den Kindern und Dienstboten. Auch der Koch und Laufbursche hockten dabei. Wie sie plauderten und lachten! Es gibt keine Kasten in Japan und keine Wände zwischen dem Hochstehenden und dem schlichtesten Kuli. Das Volk ist von so feiner Erziehung durchdrungen, daß der einfachste Mann ganz von selbst taktvoll den Abstand dem Höhergestellten gegenüber bewahrt.

Haufen von Kindern standen schon am Morgen vor dem Hotel und lugten durch die Büsche. Winkte ich ihnen fortzugehen, so kamen sie atemlos angehastet: denn dieses Zeichen bedeutet ja in Japan zu kommen. Auch die Jinrikishakuli interessierten sich lebhaft für mich. Sie saßen auf meiner Galerie und rauchten, oder sie hockten auf ihren Zehen im Garten, sahen zu, wie ich schrieb, tauschten lächelnd ihre Beobachtungen aus und schlürften höflich, wenn ich sie begrüßte. Ich liebte diese braunen treuherzigen Kuli mit ihren braunen Waden und chinesischen flachen Strohhüten.

Ich stehe auf meiner Galerie und blicke in die Bai hinaus, wo die Ruder der Fischerboote Tag und Nacht





knarren. Bauern wandern vorbei. Sie entdecken mich, kehren um, kommen in den Garten und betrachten mich von oben bis unten. Pilger ziehen vorbei. In weiße Gewänder oder Netze gehüllt, flache Strohhüte auf den Köpfen, den Stab in der Hand, eine Kürbisflasche und das Gebetsmäppchen am Gürtel, ziehen sie zu den berühmten Tempeln von Ama-no-hashidate. Sie kommen in den Garten, läuten das Glöckchen in der Hand und sprechen das Gebet für das Wohlergehen der abgeschiedenen Seelen dieses Hauses. Sie sehen mich, stutzen, starren mich an.

Siehst du! Siehst du nicht? Er fliegt vorbei. Das ist die Post. Ein Läufer, eine Stange mit zwei Bündeln an den Enden auf der Schulter, rennt er in der Sonnenglut dahin, sich zuweilen den Schweiß von der Stirn wischend.

Es gab noch eine Menge Besuche, die regelmäßig einigemal in der Woche eintrafen. Da war mein Altertumshändler. Er kam bedächtig in den Garten und saß erst eine Stunde mit dem Großvater auf der Galerie, bevor er bei mir eintrat. Er war ein alter Japaner, und es wurde mir nicht leicht, all seine Zeremonien zu erwidern. Er brachte Schwerter, Kakemonos, Schalen, Lackkasten, Stoffe und was er sonst auftreiben konnte, um es mir zu verkaufen. Stundenlang kniete er ruhig auf der Matte, wickelte seine Schätze aus den Tüchern, und wenn ich nichts kaufte, so empfahl er sich ebenso höflich und ernst. Er sprach kein Wort, blinzelte und schlürfte nur zuweilen und sah mich stets mit aufmerksamen, nahezu ängstlichen Blicken an. Kaufte ich, so führte er das Geld mit beiden Händen gegen die Stirn, handelte ich,

so legte er die Hände zusammen und führte sie ebenfalls gegen die Stirn, eine solch schöne stumme Bitte, daß ich nicht mehr zu handeln wagte. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die ganze Familie sich für Altertümer interessierte. Alle musterten, prüften, lobten, empfahlen.

Zu den häufigsten Besuchen gehörten aber die Geishas. Oft knieten sie schon am Morgen um sechs Uhr um meine Polster am Boden, und sobald ich nur zwinkerte, riefen sie: o hayo! o hayo! Sie prüften meine Polster: drei! Da knieten sie, frisch vom Tau, gepudert und lackiert wie am Abend. Ich schickte sie in die Hölle, denn ich wollte schlafen, aber das half nichts. Sie zogen mir die Kissen und Decken weg, und ich mußte aufstehen und in mein Kimono schlüpfen. Nun erst waren sie zufrieden und rückten mit ihren Plänen heraus. Sie waren gekommen, um mich zu einer Morgenpartie nach Amano-hashidate einzuladen. Aber ich hatte keine Zeit, denn diese kleine Einladung kostete ein Vermögen.

So oft sie von Gästen ins Hotel gerufen wurden, verfehlten sie nicht, mir eine Visite abzustatten. Ein leises Schieben an der Türe, ein kleines Trippeln auf den Matten, und sie kamen herein. Sie drehten jedes Blatt um, bettelten Taschentücher und Postkarten, jeder Knopf stach ihnen in die Augen. Watakshi, watakshi? fragten sie und deuteten auf ihre Nasen. Mir, mir? Kerureman-san (so nannten sie mich), wataskshi? Alles interessierte sie, und selbst wenn ich aß, so standen ihre gemalten Mäulchen offen vor Erstaunen. Sie knieten am Boden — um auszuruhen — und nur ihre geputzten Köpfe sahen über den Tisch. Sie

konnten es nicht fassen, daß man mit solchen Instrumenten essen konnte, sie verfolgten jeden Bissen, sie schüttelten sich, wenn ich ihnen Brot anbot, und es graute ihnen beim Anblick von Fleisch. Nur meine Lieblingstänzerin, Kojako, verschlang Brot, Beefsteak und Braten mit der Gefräßigkeit eines Krokodils.

Es kamen Kaufleute und Händler, die mir ihre Waren anboten, Schüler, die mit mir sprechen wollten, let us have a talk, sir, Schauspieler, jugendliche Tänzer, die ihre Kunst zeigen wollten, der Bootsmann, und wenn ich einmal dachte: schön, die Luft ist rein, ich werde mich über meine Sprachstudien setzen, so kam gewiß mein vornehmster Besuch, die oberste Magistratsperson Miyazus, und ich mußte erfreut aufspringen.

Dieser angenehme und höfliche Herr besuchte mich wenigstens einmal in der Woche. Er sprach nur Japanisch, und obgleich unsere Unterhaltung nie aufregend wurde, blieb er doch stundenlang bei seiner Tasse Tee sitzen. Zuletzt verlegte er sich darauf, mir Unterricht zu geben. Er brachte mir Postkarten, die mit dem gespitzten Fingernagel gemalt waren, und lehrte mich die Handhabung des japanischen Schwertes. Er fragte mich stets, ob es mir hier gefalle und ob ich keine Wünsche habe. Gewiß waren seine Besuche nichts als die Folge einer Vorschrift der Regierung, zuvorkommend und höflich gegen Fremde zu sein.

Die Höflichkeit der Behörde Miyazus aber übertraf alle meine Vorstellungen von asiatischer Gastfreundschaft. Einmal tanzte vor meinem Fenster ein Mondsüchtiger, im Garten, nackt, unter dem Vollmond. Berge von





Menschen sammelten sich an, die Polizei wurde alarmiert und eilte mit Papierlaternen herbei. Die Polizisten bedauerten lebhaft den Vorfall. Der Exzedent wurde mit Anwendung von Ju-jutsu überwältigt und gebunden fortgeschleppt. Aber mein Mondsüchtiger, stark wie Simson, zerriß die Fesseln und war nach einigen Minuten schon wieder da und tanzte im Vollmond. Die Polizisten erschöpften sich in Entschuldigungen. Endlich gelang es ihnen, den Tanzenden, der vor Kraft und Lust wieherte, wegzutragen. Eine halbe Stunde später war der Polizeisergeant wieder im Hotel, ließ mir seine Visitenkarte überreichen und entschuldigte sich nochmals wegen des Vorfalls. Am andern Morgen aber kam die oberste Magistratsperson und drückte ihr Bedauern aus. Auf meinen Wunsch sollte der Übeltäter bestraft werden.

Do itashimashte, sagte ich, kore hito taihen yoroshii maimashita! Sprechen sie nicht davon, dieser Mann tanzte sehr schön. Und alle lachten herzlich, ich weiß nicht, ob über mein Japanisch oder meine Auffassung.

So gingen die Tage. Mit meinen Sprachstudien wurde es nicht viel. Ich konnte meine Türe nicht verschließen, denn es gab kein Schloß, und die Fenster hatten keine Riegel.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an die Besuche und auch daran, daß alles so langsam ging und man eine Tasse Tee eine Stunde und besser zwei vorher bestellen mußte, wollte man sie rechtzeitig haben.

Einmal wurde ich ungeduldig, aber es traf mich ein solch erstaunter Blick des Dienstmädchens, daß ich sofort einlenkte. Nein, ich war nicht in dieses freundliche,





idyllische Gasthaus gekommen, um einen modernen Hotelbetrieb einzuführen. Diese Leute waren noch nicht zu genau funktionierenden Automaten eines Menschen geworden, nur weil er bezahlte.

Ich habe übrigens vergessen zu erzählen, daß auch die Hunde sich in ganz auffallender Weise für mich interessierten. Es gab einige Hunde in der Stadt, die mich am Schritt erkannten und rasend kläfften. Sie verfolgten mich bis ins Hotel und bellten tief innen zwischen den Bambusrohren mit vor Entsetzen gesträubten Haaren. Der Hund des Gasthofes dagegen, der niemals das Haus betreten durfte, ein scheues kleines Tier, wurde durch den Anblick meiner Schuhe in eine an Hypnose grenzende Verwunderung und Andacht versetzt. Er betrachtete es als seine Lebensaufgabe, meine Schuhe zu bewachen, und wo sie auch immer stehen mochten, vor meinem Zimmer oder vor dem Eingang, er saß daneben, still und glücklich.

## Feste.

Drei Tage lang hallte die Stadt vom dumpfen Klang der Trommel wieder, die zu Ehren der Götter von früh bis nachts geschlagen wurde.

Man konnte dem kleinen Festzug hundertmal in den Gassen begegnen.

Die faßförmige, mit Kalbsfell bespannte Trommel lag auf einem kleinen Karren mit niedrigen Rädern. Auf dem Karren war ein primitiver Schrein aus Latten errichtet,







der vollgestopft war mit weißgekleideten Knaben und überragt wurde von einem Bambusbäumchen, in dessen Zweigen Fächer und Bänder zum Schmucke hingen. Ein Rudel weißgekleideter Knaben zog den Karren, der sich nur langsam bewegte und die längste Zeit still stand.

Immerfort aber wurde die Trommel bearbeitet, daß es dröhnte. Der Trommelschläger führte eine Art Tanz dabei auf. Er schwang die kurze Holzkeule, die am Ende einen Schopf von Papierstreifen trug, im Takt, hob sie gegen den Himmel und schüttelte sie, schwang sie gegen den Boden und in den Nacken und tanzte dabei mit kurzen Schritten. Zuletzt geriet er in eine Art Raserei, immer hastiger tanzte er, immer lauter dröhnte die Trommel, bis er vollkommen erschöpft war. Sofort wurde er von einem andern abgelöst. Zuerst trommelten Greise, dann Männer und Jünglinge, zuletzt Knaben und Kinder, kaum vier Jahre alt. Aber sie schwangen die Keule ebenso geschickt wie die Alten, ahmten alle Bewegungen genau nach und warfen die kleinen Körper gewandt herum wie erprobte Akrobaten.

Zu beiden Seiten des Schreins auf dem Karren waren flache, kleine Trommeln angebracht, auf die mit Bambusstäbchen geklatscht wurde. Und ein Pfeifer ging neben dem Zuge her und pfiff ohne Pause auf einer dünnen Pfeife immer dieselbe Folge von drei, vier schrillen, quiekenden Tönen.

Es war ein ohrenbetäubender, entsetzlicher Lärm, der erst verstummte, wenn die Nacht herabsank.

Am zweiten Tage aber stieg der Shinto-Löwe aus dem







Tempel herab in die Stadt, um Sünden und Krankheiten der Gläubigen zu verschlingen. Der Gott selbst wurde durch endlose Gebete und heilige Zeremonien bewegt, den Tempel zu verlassen und in einem Schreine die Straßen zu durchziehen. Da es ungefähr achthundert Myriaden von Shinto-Gottheiten gibt, die in Tempeln, Bäumen, Tieren und Gewässern leben, so konnte ich den Namen dieses Gottes nicht erfahten.

Der heilige Schrein war die vollkommene Nachbildung eines Tempels in kleinerem Maßstabe, ein prächtiges Gebäude aus Lack und Gold, kostbar und betörend schön. Ein Geländer aus lackierten Pfosten und runden Stangen umfriedete ihn, an jeder Seite unterbrochen durch ein rotlackiertes Tor. Auf dem Dache schwebte ein stilisierter Adler, und von dem weit ausladenden, überreich verkröpften Gebälk hingen Vorhänge aus Münzen und durchbrochenen Metallstücken herab. Der kleine märchenhafte Tempel ruhte auf dicken Balken, auf einer Bahre, denn er wurde getragen. Auf die gleiche Weise wie jene Schreine in Kioto.

Fünfzig, hundert Männer und Burschen in weißen Gewändern, halbnackt, mit schweißtriefenden Körpern und von Anstrengung und Fanatismus verzerrten Gesichtern schleppten den schweren Schrein auf den Schultern. Sie stemmten sich gegen die Balken, schielten vor Erschöpfung und schrien begeistert und wälzten sich am Boden. Hai! hai! haiyo! hai! Denn der Schrein wollte ja nicht allein getragen, er wollte auch geschüttelt sein. Der Gott liebt es, wenn die Körper der Träger in Schweiß gebadet sind, wenn sie vor Erschöpfung tau-





meln, zusammenbrechen. Besonderes Gefallen aber hat der Gott daran, wenn sich der Schrein wieder rückwärts bewegt, nachdem ihn unmenschliche Anspannung der Kräfte vorwärts geschleppt hatte.

Der Haufe fanatischer Menschen wälzte sich hin und her in den Straßen, zur Seite, vorwärts und immer wieder zurück, um das Wohlgefallen des Gottes zu erregen, unter unfaßbarem Getöse und Schreien, während der Schrein auf- und niederschwankte wie ein Schiff im Kochen des Gischtes; die Metallvorhänge am Gebälk klirrten, die Balken der Bahre krachten am Boden, ein Flügel der Träger stürzte nieder. (Es ist nie bekannt geworden, daß sich ein Träger bei der aufregenden Prozession verletzte.) Auf, auf! Schultern stemmten sich, verzerrte, aufgequollene Gesichter, verkrampfte Hände — hai! hai! — und wieder bewegte sich der Schrein vorwärts. Zuweilen sah es aus, als wolle er die ganze Straße einreißen.

Vorn am Schrein aber ging ein Priester, das heilige Symbol des mitsu-domoe (drei Komma in einem Kreise) auf dem Gewand; er ging rückwärts und betete, klatschte in die Hände und verneigte sich gegen den Schrein.

Ein Festzug bewegte sich dem Schreine voraus. Fahnen, Tuchstreifen, der Länge nach mit Ringen an Bambusstangen befestigt, große Lackkästen, von zwei Männern an einer Stange geschleppt, Schachteln von einem Manne an einer Stange über der Schulter getragen, Feldzeichen an hohen Stangen. Knaben trugen Schwerter, große Lackköcher, Bogen und Pfeile, und der ganze Zug gab eine Vorstellung von jenem Bilde,





das der pompöse Aufzug eines Daimyos in alter Zeit darbot.

Während der Schrein mit dem Goshintai, dem „Erhabenen Körper Gottes", durch die Straßen schwankte, ging der Shinto-Löwe voraus, um dem Gotte den Weg zu bereiten. Der Gott wollte nur Straßen besuchen, die von Sünde und Krankheit gereinigt waren.

Der Löwe aber tanzte.

Er hatte einen großen Kopf aus rotlackiertem Holz, chinesisch stilisiert, mit herausquellenden, goldenen Augen, einem breiten Rachen mit zwei furchtbaren Sägen als Gebiß und einer weißen, kurzen, struppigen Mähne. Dem Aussehen nach war er eine genaue Nachbildung jener Löwen, die den Aufgang eines jeden Shintotempels flankieren und die Dämonen zurückschrecken. Er sah furchterregend aus, und wenn er den Rachen öffnete, so drohte er alles zu verschlingen.

Zwei Burschen unter einem schwarzen Tuche bildeten seinen Körper, und sie hatten solch wunderbare Bewegungen erfunden, daß man ein erschreckendes Fabeltier tanzen zu sehen glaubte. Wie er sich rekelte und den Rachen am Boden scheuerte, wie er sich aufbäumte und einem phantastischen Kamel ähnlich wurde, wie er zurückwich und plötzlich Kopf und Hals weit vorstreckte und den Rachen aufsperrte, um die Dämonen und bösen Geister zu verscheuchen!

Er ging in die Häuser hinein und vor kleinen Schreinen in den Gassen tanzte er mit besonders dräuenden Gebärden.

Zuweilen wurde er nur durch einen Burschen darge-





stellt, er sperrte den Rachen auf und schüttelte sich, daß die Mähne flatterte.

Zuletzt kam noch eine mythologische Figur dazu, ein Mann mit krebsrotem Gesicht und einer langen Nase, die wie ein Zapfen herausragte. Das war Tengu, ein Freund des Löwen, eines der unzähligen Fabelwesen, die Erde und Luft und Wasser bewohnen, wie die tennin, Engel, die oni, Dämonen, die Drachen, die Seeungeheuer, die Gespenster der Dämmerung und des Schnees. Tengu lebte gewöhnlich in den Bergen, mit den Vögeln, aber heute ist er aus seinen Wäldern herabgestiegen, um mit seinem Freunde, dem Löwen, allerlei Possen zu treiben. Er hat eine Pritsche und eine Ratsche in den Händen, klatscht dem Löwen auf das Maul, rasselt ihm in die Ohren und tanzt in närrischen Schritten vor ihm herum. Der Löwe aber schnappt mit dem Rachen, schwingt den Kopf lauernd am Boden oder bäumt sich hoch auf, fährt zornig hin und her und schleicht drohend im Kreise, um Tengu zu erhaschen. Der Tanz wurde mit Humor und Geschicklichkeit ausgeführt und erregte laute Heiterkeit, wenn Tengu nach gewagten Possen im letzten Augenblick gewandt dem Rachen des Löwen entwischte.

All diese Tänze wurden vom Dröhnen der Trommel, dem Klatschen der Bambusstäbe und dem schrillen Quieken der Pfeife begleitet, und das wilde Schreien des sich heranwälzenden Haufens, der den heiligen Schrein schüttelte, vereinigte sich mit dieser Musik zu einem lufterschütternden Getöse.

Mit der Nacht verstummte der Lärm, um am andern





Morgen umso lauter zu erwachen. Am dritten Tage aber erreichte das Fest seinen Höhepunkt.

Von früh bis nachts bebte die Luft vom Dröhnen der Trommel und dem fanatischen Schreien des vor Begeisterung und Anstrengung wahnsinnigen Haufens, der den heiligen Schrein auf- und abschüttelte.

Dieser Schrein war der vornehmste der Stadt und noch schöner als der vom vorigen Tage. Er war fast ganz aus Gold und umklirrt von einem Netze aus kleinen Goldmünzen, Ringen, Tulpen und Sternen. Auf die Front waren drei rote Affen gemalt, die Koshin. Sie bildeten eine Pyramide, deren Spitze Mi-zaru einnahm, der blinde Affe. Er verschloß sich mit den Pfoten die Augen. Unten saßen Kika-zaru, der taube und Jwa-zaru der stumme Affe, die sich die Ohren, beziehungsweise den Mund zuhielten. So beschaffen war das merkwürdige Kleeblatt unfähig, Böses zu sehen, zu hören und zu sprechen, und deshalb wurde es verehrt.

Die Stadt aber hatte sich geschmückt. Hohe, weiße Fahnen standen in den Straßen, rote Papierlaternen, die den Namen der Gottheit und des Hauses trugen, hingen vor den Türen. Die Türpfosten waren mit beschriebenen Papierstreifen beklebt, Gebete an verschiedene Götter, unter deren Schutz sich das Haus stellte.

Die Läden und Wohnräume hatten sich in geschmückte Loggien verwandelt, in denen die Schätze und Kostbarkeiten der Häuser zur Schau gestellt waren, Vasen und Kasten und Wandschirme, herrliche alte Stücke. Besonders ein Wandschirm fiel mir auf, der wehendes







Gras und Blumen, eine Wiese im Wind auf Goldgrund zeigte, ein wunderbares Werk. In vielen Häusern waren Schreine aufgestellt, Miniaturtempel in kostbarer und schlichter Ausführung, und in den ärmeren Straßen hatten sich mehrere Häuser zusammengetan, einen kleinen Tempel aufzubringen. Vor den Hausschreinen und Miniaturtempeln waren Opfergaben aufgestellt, Früchte, Kuchen, Reis, Fische, Blumen und Sakeväschen. Hohe Kerzen zu beiden Seiten vollendeten das feierliche Bild schlichter Ergebenheit.

Am Abend wimmelten die Straßen von Menschen und roten fahlen Papierlaternen. Eine Kette roter Lampione war rings um den kleinen sandigen Marktplatz gespannt, auf dem gewöhnlich die Fische zum Trocknen ausgebreitet wurden. Der heilige Schrein schwankte auf einer dunkeln kochenden Woge von Menschen und Schatten, golden und überirdisch schimmernd in der magischen Dunkelheit einer halbtropischen Sommernacht, umgaukelt von einem Schwarme heller Bälle, glühender Monde und leuchtender Fässer. Er flog auf und ab, schwankte hundertmal vor und zurück, bevor er endlich auf den Platz gebracht wurde. Hier aber steigerten sich Begeisterung und Eifer der Träger zur Raserei. Der Schrein wurde im Kreise getragen, in die Höhe geworfen, unter Rufen und Schreien und dem Dröhnen der Trommel, wieder und wieder und endlos im Kreise, bis der Taumel sich in einem einzigen Schrei der tausendköpfigen Menge löste.

Dann wurde er abgestellt. Die Priester beteten, die Gläubigen umdrängten das Heiligtum, kleine Gebetstäbe mit Papierschnitzeln an einem Ende in der Hand.







Ich hatte in der Straße ein Trüppchen geputzter Geishas getroffen und unter ihnen befand sich Fukoko, die kleine liebliche Tänzerin, die am Tage vorher ihre Schwester verloren hatte. Sie war unrein und durfte es nicht wagen, sich dem Schreine zu nähern: der beleidigte Gott würde sich rächen, sie würde von den Trägern zerstampft werden. So kam es, daß die kleine Fukoko ganz vereinsamt abseits stand und vor dem Schreine floh.

Zuletzt wurde das Heiligtum zum Tempel zurückgetragen.

Der Haupttempel lag hoch über der Stadt, mitten im Walde, und ein schwarzer, senkrechter Kamin führte zu ihm empor. Steile Stufen, zerrissen von den Wurzeln uralter Bäume, verwitterte Steinlaternen und Wände von Wald zu den Seiten. Die Wipfelmassen der Zedern waren wie aus schwarzem Erze gegossen, im Unterholz, dem Bambusrohr, rieselte das Licht des Mondes. Eine schmale Brücke aus dunkelblauem Nachthimmel und flimmernden Sternen spannte sich über die Schlucht.

Oben im Tempelhof flammten offene Feuer, und phantastische Schatten zuckten über die Mauern von riesigen schnurgeraden Zedern, die den Hof einschlossen. Lärm und Musik quoll von der Stadt durch den schwarzen Kamin herauf, und die Papierlampen in der Tiefe erschienen wie Gespenster mit kleinen leuchtenden Lichtköpfen, die hin und her wackelten, wie Geister mit riesenhaften glühenden Häuptern, die auf unsichtbaren Körpern schwankten. Unter tosendem Tumult wurde der schwere Schrein heraufgeschleppt, die Trommel





dröhnte, die Pfeifen schrillten, die Menge klatschte in die Hände und neigte die Köpfe.

Oben im Tempelhof flammte die Begeisterung noch einmal wild auf, der Schrein wurde zum letzten Mal im Kreise getragen, in die Höhe geschleudert und dann in einer besonderen Halle abgesetzt. Die Priester bewegten sich lautlos und feierlich die Tempelstufen empor, brachten Opfergaben dar, Früchte, Kuchen, Fische auf kleinen Holzschemeln, dann knieten sie nieder und beteten und baten den Gott, wieder in den Tempel einzutreten.

Die Feuer und die Papierlaternen erloschen, der phantastische Spuk und das Getöse erstarben, und nichts blieb als der Wald und die Nacht und die Stille.

Nur das leise Händeklatschen der Priester klang durch die Schweigsamkeit der verödeten Tempel.

## Die Schwerttänzer.

Eines Morgens ging ich mit dem Wirt nach Ama-no-hashidate, um den in ganz Japan berühmten Schwertertanz zu sehen, der hier alljährlich zu Ehren der Götter aufgeführt wird.

Ama-no-hashidate, die „Brücke des Himmels", ist eine knappe Wegstunde von Miyazu entfernt und zählt zu den „drei großen Sehenswürdigkeiten" Japans, den San-kei. Der Name hat mich angelockt, und die stille Verzücktheit, mit der einige Japaner von dieser Sehenswürdigkeit sprachen, war die Ursache, daß ich gerade





hierher an die Westküste kam. Die „Himmelsbrücke" enttäuschte mich beim ersten Anblick. Ich kam von der Bai herein und sah in der Ferne eine lange Linie von gekrümmten Fichtenbäumen, armselig und unscheinbar, und ich konnte nicht umhin, über das wunderliche Volk zu lächeln, dessen tändelnder und bizarrer Geschmack jene anmutige Kleinigkeit zu einem der drei berühmtesten Landschaftsbilder Japans stempeln konnte, Japans, das reicher als ein anderes Land an berückenden Ansichten ist. Ich sah Ama-no-hashidate häufig, es war hübsch und drollig, es gefiel mir, ohne einen besonderen Eindruck auf mich auszuüben, aber mehr und mehr verstand ich, welche Besonderheiten die Augen der Japaner bestachen, und so wurde die „Himmelsbrücke" für mich ein Schlüssel zum Verständnis des raffinierten landschaftlichen Geschmackes dieses Volkes. Der Japaner erklärt die Kirschblüte für schöner als die Rose. Er wird einer grandiosen Hochgebirgsszenerie gegenüber gleichgültig bleiben, aber er wird dir einen Felsen im Meer zeigen mit einem kleinen Fichtenbäumchen darauf, oder ein natürliches Felsenbrückchen über einer Schlucht und in stille Verzückung verfallen.

Ama-no-hashidate aber war in diesem Sinne eine landschaftliche Schönheit ersten Ranges, denn die „Himmelsbrücke" war eine seltene Kuriosität. Eine zwei Meilen lange Landzunge, kaum breiter als eine Straße, trennte eine kleine Bai von dem großen Meerbusen ab. Sie war aus Sand und bestanden mit alten, gekrümmten Fichten, die mit den Ästen und Zweigen die sanftrollende Brandung betasteten. Die Landzunge wurde „Brücke







des Himmels" genannt — so erzählte mir mein Begleiter — zur Erinnerung an ama-no-uki-hashi, die „schwimmende Himmelsbrücke", auf der die Schöpfer Izanagi und Izanami standen, als sie mit ihrem Speer die Welt aus dem Chaos schlugen. „Die ersten Tropfen", sagte er, „die von dem Speer der Götter herabträufelten, bildeten die Inseln Japans." Und mein Blick ging gerade hinaus über die Bai, wo in der Ferne die kleinen Eilande Oshima und Kojima im blauen Meere lagen, und ich sah deutlich in diesem Augenblick die Tropfen vom Speer der Götter träufeln und im Meere zu Inseln erstarren.

„Izanagi und Izanami sind wohl sehr vornehme Götter?" fragte ich meinen Begleiter.

Nao-san erwiderte: „Sie sind die ersten und ältesten und sind die Vorfahren der kaiserlichen Familie. Sie waren ein Bruder und eine Schwester, aber verheiratet und hatten viele Kinder, lauter Götter und Göttinnen. Zuletzt starb Izanami an einer Entbindung, und Izanagi ging hinab ins Totenreich um sie zurückzuholen. Seine Gemahlin war damit einverstanden, sie wollte die Götter der Unterwelt befragen. Aber Izanagi wurde des langen Wartens müde, brach einen Zahn aus seinem Kamm, zündete ihn an und ging selbst hinein. Da fand er aber seine Gattin als einen Haufen von ‚mud with a bad smell' unter den acht Totengöttern."

„Er schuf später die Sonne und den Mond aus seinen beiden Augen und auch aus einer Nase schuf er einen Gott, der der ‚wilde' heißt."

Nao-san blieb stehen und zeigte auf einen grauen Stein am Wege. Es war ein Denkmal für einen über-

natürlich klugen Hund, der noch dazu sprechen konnte. Dieser Hund brachte jeden Tag Botschaften von den Tempeln in Ama-no-hashidate nach Miyazu. Eines Tages nun hörte er, daß ein junger Priester in Miyazu zu früh die Trommel schlug, und er eilte sofort zurück, um dieses Vergehen im Haupttempel zu Ama-no-hashidate zu melden. Der junge Priester wurde gescholten und züchtigte darauf den Hund, der ihn verraten hatte. Der Hund aber stürzte sich aus Gram über diese Schmach ins Meer; und sein Leichnam wurde hier ans Land getrieben, wo das Denkmal stand.

Wir gingen an Pflanzungen junger Maulbeerbäume entlang, deren Laub den Seidenraupen als Futter dient, und kamen zu einem kleinen Brunnen, in dessen Nische eine bemooste Steinfigur kauerte: Dosojin, der Gott der Wege. Ein Pilger trank gerade aus der Quelle und goß hierauf mit dem Holzschöpfer Wasser über die Figur: damit Dosojin es kühl habe.

Wenn man schon ein Gott ist, dachte ich mir, so ist es das beste ein Gott in Japan zu sein!

Nach einer kleinen Wanderung erreichten wir eine Ansiedelung, die nur aus großen Tempelkomplexen und Teehäusern, den schönsten, die man sich denken konnte, bestand. Diese Tempel sind alt und berühmt, das Ziel von Tausenden von Pilgern und Wallfahrern; der Haupttempel ist Monju, dem Gotte der Weisheit gewidmet. Die Trommeln des Festes tönten von Ama-no-hashidate herüber, und wir stiegen rasch in einen Nachen, um uns zu der merkwürdigen „Himmelsbrücke" übersetzen zu lassen.







Nao-san machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

„Der Tanz ist schon zu Ende, wie ich höre", sagte er, „wir sind zu spät gekommen. Aber vielleicht werden die Tänzer uns gegen ein kleines Geschenk eine Extravorstellung geben."

Wir eilten die Landzunge unter den gekrümmten Fichtenbäumen entlang und erreichten nach einer halben Stunde den kleinen Festzug, die Tänzer und die Trommel auf dem Karren. In diesem Augenblick aber ging ein heftiger Gewitterregen nieder, und alle entflohen. Das gab ein herrliches Bild. Dieser schräge, graue Regen, die braune Landschaft, die eilende Gruppe mit den großen Papierschirmen; die Schirme stülpten sich im Wind um, flache, runde Strohhüte rollten am Boden. Eine Szene, die mich an einen Holzschnitt des Hiroshige erinnerte.

Nach dem Regen sprach Nao-san mit den Tänzern, und nach einer endlosen Unterhandlung mit langen Zeremonien, die ich entzückt und erstaunt verfolgte, kamen die Tänzer zu dem Entschlusse, mir den Tanz im Hofe eines kleinen Gasthofes vorzuführen. Augenblicklich begann die Trommel zu dröhnen und die Pfeife zu schrillen.

Ich wurde auf die Galerie einer niedlichen Inn gesetzt. Mägde trippelten hin und her, brachten Kuchen, Sake, Feuertopf, kauerten zu meinen Seiten, gossen Sake ein und schälten Orangen; im Hofe aber kreischte die Säge: ein Baum, der im Wege stand, wurde rasch gefällt! Der Karren mit der Trommel, die unter einem hohen roten Baldachin-Schirm lag, fuhr in den Hof,







und die Tänzer folgten. Im Nu war der Hof mit Zuschauern gefüllt, die sich lebhaft für mich interessierten.

Die Musik setzte laut ein, der erste Tänzer trat vor, ein brauner Bursche aus dem Walde, kühn und schön. Er trug Hosen, die an den Gelenken zugeschnürt waren. Er hielt eine sonderbare Waffe in der Hand, ein Schwert an einem langen Stabe, der da, wo die haarscharfe Klinge ansetzte, mit einem Wulst von Papierschnitzeln verziert war.

Diese Waffe stieß er vor sich auf den Boden, dann stampfte er mit dem Fuße auf, hob die Hand über den Kopf und wandte das braune, schöne Gesicht mit einer kühnen, wunderbaren Bewegung nach oben. Ein Gruß dem Licht, ein Gruß der Sonne! Seht her, ihr Götter, ich tanze für euch! Hierauf legte er den Speer über den Arm, wie zum Werfen, und bewegte sich mit schlürfenden, großen Schritten in dieser Haltung im Kreise. Er tanzte in die Mitte, kauerte sich nieder und ließ die scharfe Waffe über seinem Kopf wirbeln, daß sie blitzte, von einer Hand zur andern, in einer Hand nur. Endlich faßte er das Schwert mit beiden Händen und sprang durch die Arme hindurch, über die rasiermesserscharfe Klinge mit nackten Füßen hinweg, hin und zurück, immer schneller, bis er zuletzt den Speer am Rücken entlangzog und in einer kriegerischen, wildschönen Pose verharrte.

Das Volk schrie: hiei! hiei! und schwang Stäbe mit Papierschnitzeln am Ende in der Luft. Besonders ein Alter mit krummem Maul gebärdete sich wild vor Begeisterung.

Vier solche Burschen tanzten, alle mit derselben Ge-





schicklichkeit und Ruhe, unter dem barbarischen, wilden Lärm der Musik und dem Beifallsgeschrei der Menge.

Gewiß war dieser Tanz alt, so alt wie die Waffe, und die Erinnerung an eine Zeit voll Krieg und Blut und schrecklicher Götter.

Dann führte eine Gruppe von Knaben von acht bis zehn Jahren denselben Tanz auf, und zuletzt kleine Bürschchen von vier und fünf Jahren, die nur Waffen von Holz handhabten, aber so geschickt wie die Alten tanzten.

Mein Geschenk wurde mit gebührenden Zeremonien überreicht und angenommen, und wir brachen auf. Aber da eilte der Wirt herbei, verbeugte sich bis zum Boden, schlürfte ergeben und hielt eine lange Rede, die mir Nao-san übersetzte.

Der Wirt dankte mir. Nur dank meinem Besuche war der Tanz in seinem Hofe aufgeführt worden und die Götter wären anders nicht in sein bescheidenes Heim eingetreten. Er erhoffte davon großes Glück für sein Haus.

Nun verstand ich auch, weshalb er sich so beeilte den hübschen Baum im Hofe glattweg umzuhauen.

Hierauf wurde die Trommel in den Tempel zurückgebracht. Der Tempel lag im Walde, versteckt in einem Düster von gekrümmten, phantastischen Bäumen, alt, mit verwitterten Steinlaternen und halbzerfallenen Löwen, das Wappen der kaiserlichen Familie, das fünfzehnblätterige Chrysanthemum, auf den herabgelassenen Vorhängen. Eine kleine Holztafel stand auf den von Wurzeln zerrissenen Stufen, die zum Tempelhof führten, und Nao-san übersetzte mir die Aufschrift. Sie lautete: Verwandte des Kaisers steigt vom Pferde!







Die Trommel näherte sich, und als wir hinunterblickten, sahen wir die lange Reihe der Schwerttänzer, die Kinder, Knaben und Burschen, die hintereinander stehend alle zusammen denselben Tanz aufführten; eine Bewegung der Arme und Füße, ein gleichzeitiges Blitzen der Waffen; ein unvergeßliches Bild.

Auf den Rat Nao-sans stiegen wir den Berg hinauf zu einem einzelnen Fichtenbaum, Ippon-matsu, von dem aus sich die landschaftliche Kuriosität in all ihren Reizen darbot. Die „Himmelsbrücke" zwischen den Meerbusen, Dörfer, liebliche Teehäuser und ringsum Berge.

„Hier lebte Saion Zenji, ein Mönch", erzählte mein Begleiter, „er kam aus Kioto, aber als er Ama-no-hashidate sah, gefiel es ihm so gut, daß er nicht mehr nach Kioto zurückkehren wollte. Er errichtete hier einen kleinen Tempel zu Ehren der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, und wurde von den Leuten wegen seiner Frömmigkeit und Güte als Heiliger verehrt. In einem Winter aber fiel haushoher Schnee, und der Mönch war von der Welt abgeschnitten. Gerade als er sich dem Hungertode nahe fühlte, fand er einen erfrorenen Hirsch vor seiner Hütte, und er aß davon — obgleich es verboten ist, das Fleisch von Tieren zu genießen — um sich einem Leben von Frömmigkeit und Nächstenliebe zu erhalten. Nachdem der Schnee geschmolzen war, stürzten die Leute herauf, gewiß, den verehrten Saion Zenji tot zu finden. Aber er lebte! Er erzählte ihnen die Geschichte von dem Hirsch und zeigte ihnen einen Topf, in dem er noch ein Stück Fleisch zum Kochen bereit gestellt hatte. Aber wie erstaunt waren sie doch: es lag

kein Fleisch im Topf, sondern ein Stück vergoldetes Holz.

Sie wurden stutzig und betraten den Tempel; es fand sich, daß am Bildnis der Göttin genau dasselbe Stück fehlte. Sie fügten den Splitter ein, und augenblicklich war das Bildnis wieder ganz. Nicht eine Ritze war zu sehen. Nun aber begriffen sie, was für eine eigentümliche Bewandnis es mit dem Hirsch hatte, der das Leben des Heiligen fristete."

Wir standen und betrachteten die Landschaft, und Nao-san brach endlich das Schweigen.

„Sie müssen sich umdrehen und durch Ihre Beine hindurch Ama-no-hashidate betrachten!" sagte er. „Alle tun es!"

„Durch die Beine hindurch?"

„Ja! Dann sehen sie die Landschaft verkehrt und Ama-no-hashidate erscheint am Himmel!" Nao-san kicherte.

Ein Volk verliebter Kindsköpfe sind die Japaner.

Von den Schwerttänzern habe ich eine kleine sichtbare Erinnerung bewahrt.

Am Abend nämlich, als ich in meinem Zimmer saß, wurden mir Leute von Ama-no-hashidate gemeldet. Die Burschen aus dem Walde waren so weit in der Nacht gekommen, um mir nochmals ihren Dank auszudrücken und ihren Respekt zu bezeugen.

Wir knieten mit feierlicher Schweigsamkeit auf den Matten des Hausflurs und schlürften dünnen Tee. Nach einer halben Stunde empfahlen sich meine Gäste. Aber zuvor zog der ältere eine kleine Karte aus dem Kimono und übergab sie mir.





Diese Karte war mit den erstaunlichsten japanischen Ideogrammen versehen, und ich hielt sie einen ganzen Tag lang für gedruckt, bis mir der Wirt erklärte, daß sie geschrieben war. Das war unglaublich, denn die Schriftzeichen waren so kompliziert, daß ein Künstler dazu gehörte, sie so genau und scharf mit dem Pinsel zu malen, wie sollten Leute aus dem Walde, Bauern, Fischer, fähig sein, solch ein Kunstwerk zu vollbringen ?

„Aber was steht auf der Karte ?"

Der Wirt übersetzte und mischte Wörter wie Wald, Licht, Treue, Brücke, Glück durcheinander, bis er es verzweifelt aufgab.

Erst nach Wochen ist uns mit Hilfe von Wörterbüchern aller Art die Übersetzung gelungen. Sie lautet wörtlich:

| | | | great |
|---|---|---|---|
| | | | Ni |
| | | | pon |
| | | | Kyo |
| | | | to |
| | | | province |
| | | | Io |
| | | | sa |
| | young | district | land |
| | men | chief | Fu |
| | | old | chu |
| little | well | bridge | village |
| wood | up | happiness | Asa |
| | truth | left | na |
| light | godown | guard | Ka |
| | (stronghold) | gate | place |

Es war nichts als eine einfache Visitenkarte: Großes Japan, Provinz Kyoto, Iosaland etc. etc. Der Distriktsvorsteher „Linker Torwächter des Glückes der alten Brücke" und die jungen Männer „Feste der Treue" und „Licht des kleinen Waldes".







# Yamanaka, das Innere des Berges.

Diesen großartigen Namen führte das Teehaus, in dem ich Stammgast war.

Viele Nächte verbrachten wir hier und genossen, Nao-san, der Großvater, der Koch, der Bootsmann, Schauspieler. Wir saßen auf den Matten, schlürften Sake, knabberten Kuchenstückchen, aßen Apfelschnitze an Zahnstochern und überhäuften uns gegenseitig mit den erlesensten Höflichkeiten.

Die Samisenen schrillten, die Trommel donnerte, und meine Lieblingstänzerinnen Kojako, Ichiko, Hukuko tanzten all die wunderbaren alten Tänze Japans, die zart wie Gedichte und prächtig wie Träume sind. Den Urashima mai, den Oni mai, den Sanja no mai, den Shaberi Yama-Uba mai und wie sie alle heißen*). Sie bewegten die kleinen Körper in entzückenden Posen, verrenkten die gemalten Gesichter ein wenig, schielten und stießen kleine wunderliche Schreie aus. Die Begleiterin sang schrill und fremdartig den Text dazu, der Sake duftete, der Mond stand in der offenen Wand.

Am Schlusse tanzten wir dann alle zusammen den Sassa yo yassa. Wir schwangen uns hin und her wie das Gras im Winde, klatschten in die Hände: sassa yo yassa — —.

Unvergeßlich werden mir die Nächte in Yamanaka bleiben.

Dann bewegte sich ein kleiner Zug durch die stille nächtliche Stadt. Die Magd ging uns mit einer schim-

*) Diese Tänze bilden das Thema einer separaten illustrierten Publikation, in der ich sie ausführlicher zu behandeln gedenke. Der Verfasser.





mernden Papierlampe voraus, die Tänzerinnen klapperten auf ihren Getas an meiner Seite einher und plapperten wie am lichten Tag.

„O yasumi nasei!“ (Schlafen Sie wohl!)

Ich hörte die kleinen Geishas in die dunkle Stadt zurücktrippeln und in der Ferne lachen.

Oft schob ich dann meine hölzernen Wandverschläge beiseite und sah hinaus über die stille Bai, die im Mondlicht schimmerte, und ließ mir die Stirn von der Nacht kühlen. Denn mein Blut war heiß vom Sake und all den Herrlichkeiten in Yamanaka.

## Shibai.

Viele Abende hindurch saß ich im Theater. Ich habe hier wunderbare Dinge gesehen — — — — —

Unser Theater war ein langes einstöckiges Gebäude mit flachem Dach, und es lag in einer von jenen Straßen, die ich nie finden konnte. Eine Reihe von langen Fahnen an Bambusstangen stand davor, bedeckt mit rätselhaften Schriftzeichen, in den rechten Ecken, also da, wo die Inschrift beginnt, eine Art magerer Baßschlüssel, die sagten, daß die Fahnen Geschenke waren. Geschenke von Gönnern der Truppe. Die Front war der ganzen Breite nach bis zum Giebel hinauf mit bunten Bildern bedeckt: Szenen aus berühmten Dramen, Gruppen von fechtenden Samurais, in wilden Posen und bizarren Verrenkungen, alle übermäßig lang und mit schmalen Gesichtern, wie in einem Rundspiegel verzerrt. Pom-





pöse Aufzüge, wirbelnde Geister, verzweifelte Frauen, immer Aktionen, Entscheidungsmomente; der heiße Atem der Tragödie fegte durch diese mit anscheinender Willkür durcheinander gemengten Figuren. Diese Bilder waren zum Teil überraschend gut und belebt von der alten zeichnerischen Tradition Japans, die heute nur noch auf wenigen Gebieten ein klägliches Dasein fristet.

Am Tage war das Theater verödet, aber sobald es dämmerte, brannte eine kleine Papierlaterne im Eingang über einem niedrigen Pult, vor dem ein alter Theaterdiener hockte. Es trippelte und klapperte in den Straßen, laute Begrüßungen, Verbeugungen, Gestalten schlüpften hinein, die prächtige Schleife und die schneeweißen Socken einer Tänzerin leuchteten im Scheine der kleinen Papierlaterne. Man streifte die Schuhe ab und erhielt eine Nummer auf einem Holztäfelchen dafür, ein ganzes Heer von Schuhen stand vor dem Theater. Man bezahlte den Eintrittspreis, sechs sen per Kopf, etwa zwölf Pfennig, und trat unter dem Höflichkeitsschlürfen der Diener ein.

Durch ein ärmliches, schmales Foyer gelangte man in den Zuschauerraum. Ich habe oft, wenn ich in Strümpfen über die Matten ging und mich bücken mußte bei den Durchgängen, an die Theater Europas gedacht, an ihren barbarischen Pomp und luxuriösen Komfort, nein, all das hatten wir nicht. Unser Theater war sowohl von Schwindel als von Luxus entblößt, dafür aber hatten wir etwas, was die europäischen Theater nicht hatten, nämlich das g r o ß e G e h e i m n i s. Unsere Beleuchtung war mangelhaft, zwei Reihen von Papierlaternen und







ein paar russende Petroleumlampen, die kein Licht verbreiteten. Alles war hier ärmlich und alt, unser Theater bestand in der Hauptsache aus dünnen Bretterwänden und Strohmatten, und die Schiebetüren der „Logen" waren aus Papier und so mangelhaft gefügt, daß sie umfielen, wenn man sie ansah. Es gab hier keine Sessel, man saß auf dem Boden, und das ganze Publikum saß in einem Rost aus schmalen niedrigen Balken. Vier bis sechs Personen nahmen in einer solchen viereckigen Kassette Platz. Die meisten waren barfüßig und trugen billige Kimonos aus Kattun. Die Tänzerinnen dazwischen sahen aus wie einzelne leuchtende Blumen auf einem grauen Acker.

Der Zuschauerraum hatte auch eine von dünnen Pfosten getragene Galerie, die ringsherum lief. Darunter lagen die „Logen". Im äußersten Winkel der Galerie, nahe der Bühne, befand sich ein Extrakabinett, in dem ein Polizist bei einem rotweißen Lampion vor einem kleinen Tischchen saß. Was er zu tun hatte, ward mir nicht recht klar, aber sicher ist, daß es in seiner Macht lag, die Vorstellung um Mitternacht zu schließen, wenn er es für angebracht fand. Das aber tat er nie.

Es gab aber etwas, wodurch sich das japanische Theater von jedem europäischen schon in der Anlage unterschied: den hanamichi oder Blumenweg.

Europa hat japanische Schauspieler und Dramen importiert. Aber das weiße Publikum, soweit es bei seiner unübertroffenen Immunität gegen Schönheit und Kunst überhaupt in Frage kommt, konnte nur einen geschwächten und entstellten Eindruck vom japanischen







Theater bekommen. Die Schauspieler agierten in einem schreienden falschen Rahmen; wo war der Chor, wo war der begleitende Sänger? Kein Impressario würde es wagen ihn singen zu lassen, denn er fürchtet sein Publikum, das toll vor Lachen würde. Und wo — frage ich — wo um Gotteswillen war der hanamichi?

Ohne den hanamichi aber kann kein japanischer Schauspieler spielen, ohne ihn gibt es kein japanisches Drama. Der Blumenweg ist ein Ausläufer der Bühne, eine Fortsetzung gleichsam, ein schmaler Steg, der an der rechten Seite von der Bühne aus der Länge nach durch das Parkett führt, über die Köpfe der sitzenden Zuschauer hinweg. Eine ungeheure Erfindung!

Er ist der Weg, auf dem das Leben des Dramas pulsiert, hinein, hinaus.

Es ist das Gesicht des Schicksals, das auf dem Blumenweg auftaucht, während die Personen auf der Bühne noch ahnungslos plaudern, das freundliche Antlitz des Glückes oder die starre, bleiche Maske des Verderbens. Es ist das Lauern des Geschicks, das Hinstarren auf die Opfer, das Näherschleichen, was der Blumenweg zeigt. Mit seiner Hilfe flicht sich Vorgang inniger in Vorgang, das Drama rollt. Und ebenso wie sich die Gestalt der eintretenden Person verkleinert, je näher sie der Bühne kommt, um zuletzt ein Teil der Szene zu werden, und sich ins scheinbar Überlebensgroße streckt, wenn sie, aus dem Bühnenbilde sich lösend, über den Blumenweg durch den Zuschauerraum schreitet, ebenso verkleinert und vergrößert sich der dramatische Eindruck; er schrumpft zusammen ins Harmlose, Alltäg-







liche, er dehnt sich urplötzlich ins Große aus, ins Bedeutsame, Schreckliche, zu einer Vision, die alles erklärt, deutet. Das Drama a t m e t.

Ich habe in meiner Jugend Zaubervorstellungen gesehen, in denen jene armseligen europäischen Geister auftraten, alberne Skelette und ein trottelhafter Tod im Hemd, diese Geister erschienen harmlos auf der Bühne, aber sobald sie in den Zuschauerraum schwebten, verbreiteten sie rasenden Schrecken. Ähnlich sind die Wirkungen, die der Blumenweg hervorbringt. Wir sind gewöhnt trotz all des atemlosen Anteils an den szenischen Vorgängen das Spiel als Spiel zu betrachten und die Personen auf der Bühne als gewissermaßen unwirklich. Wie aber gestaltet sich der Eindruck, wenn eine Person auf der Bühne gekränkt und beschimpft wird, und plötzlich erhebt sich diese unwirkliche Person und wird lebendig, denn sie geht so nahe an dir vorbei, daß du sie greifen könntest, grau im Gesicht vor Schmach, Schande im Gang, in den Augen?

Die europäische Bühne verfügt nur über eine Fläche, von der aus sie ihre hypnotischen Schauer über die Zuschauer ausstrahlen läßt (was ihr allerdings selten gelingt), die japanische dagegen umzingelt den Zuschauer und zwingt ihn von allen Seiten unter ihren Bann. Denn während man gefesselt von den Vorgängen auf der Bühne dasitzt, sieht man plötzlich eine Gestalt auf dem Blumenweg: wie aus der Erde tauchte sie um in das Drama einzugreifen. Es gibt übrigens noch einen zweiten schmaleren Blumenweg, der auf der entgegengesetzten Seite parallel zum eigentlichen hanamichi





läuft. Auch darauf bewegen sich zuweilen die Akteure. Sie können auch aus verschiedenen Versenkungen auftauchen, oder an der Decke, mitten in der Luft erscheinen. Das ganze Theater ist eine einzige Batterie von Suggestion.

Zu all diesen inneren Wirkungen, die der Blumenweg ermöglicht, kommen rein bildliche, das Entfalten dekorativer und pantomimischer Mittel. Ein Samurai könnte ja unmöglich so stolz auf der kleinen Bühne wandeln, ein vor Schrecken Tollgewordener hätte ja keinen Raum, seinen Entsetzenstanz auf der Bühne so großartig auszuführen. Ein Unglücklicher, der verfolgt wird, wie sollte er zeigen können, daß ihn die Angst jagt, seine Verfolger wie die Rache sie antreibt?

Auch für das Ausklingen einer Szene ist der hanamichi wunderbar geeignet. Bei der europäischen Bühne ist der Vorgang zu Ende, sobald der Darsteller durch die Türe verschwunden ist. Bei der japanischen dagegen verläßt der Schauspieler den Schauplatz nicht nach hinten, sondern nach vorn. Nehmen wir an, es wird eine schmerzliche Trennung dargestellt; der Sohn verläßt die Mutter. Nachdem der Abschied auf der Bühne zu Ende ist, folgt der Abschied par distance, ein langsames Gehen, Stehenbleiben, Grüßen mit den Blicken, ein halbes Drehen, ein Zagen. Die Entfernung wird größer, der Vorhang schließt sich, aber immer noch steht der Sohn und blickt zurück.

Der Blumenweg ist zu einer zweiten Bühne geworden. Ein Vorhang fiel, ein anderer stieg, ein Drama ist zu Ende, ein neues hebt an: der Sohn ist allein.





So häufig ich auch das Theater besuchte, immer ergriff mich eine merkwürdige Erregung, wenn ich meine Schuhe am Eingang auszog. Das Klappen der Stäbe, das als Signal dient, drang aus dem Theater, Worte, Beifall, Gelächter, und ich eilte so rasch ich konnte und es war für mich stets von größtem Reiz mir auszudenken, welches Bühnenbild sich mir beim ersten Blick darbieten würde. Zumeist waren es Samurais, die auf der Bühne knieten und verhandelten, oder es war eine Frau, die in die Getas schlüpfte um einem Gast das kleine Tor zu öffnen. Die Zuschauer aber saßen ruhig, die glattgeschorenen Köpfe dicht gedrängt.

Oder ich trat in einer Pause ein und das Theater war voller Tumult, Kinder liefen umher, Ausrufer schrien, und das war für mich so viel wie eine Szene auf der Bühne.

Ich nahm gewöhnlich eine „Loge", die mich etwa eine Mark kostete. Die Schreiber an der Kasse pinselten sonderbare Hieroglyphen, die sie mit großer Wichtigkeit im Plane einzeichneten, sie nickten, schlürften, lächelten, wiesen mir den Platz an. Dann wurde ein Feuertopf gebracht — selbst im heißesten Sommer — und zwei Kissen, für die ich eine Kleinigkeit bezahlen mußte. Aber ich konnte die Beine stets nur kurze Zeit bequem ausstrecken. Nach einer Weile kam Freund Nao-san, der Wirt, die Mägde, der Koch, der Hausbursche, oder Tänzerinnen, und endlich hatte ich weniger Platz als zum Knien nötig ist für mich übrig. Aber die Liebenswürdigkeit meiner Gäste, all die freundlichen Gesichter um mich her entschädigten mich reichlich für eine kleine Unbequemlichkeit. Und dann das — Spiel!





# Die Katzen von Odasaki.

Ich habe einige Stücke so oft gesehen, daß ich es wohl übernehmen kann, sie zu beschreiben.

Eines von ihnen hieß die Katzen von Odasaki. Es ist sehr merkwürdig.

In der ersten Szene erscheinen einige Samurais, die in einer Wegschenke Erfrischungen einnehmen. Sie treten kühn auf und verhehlen ihre Ungeduld nicht, wenn der Wirt nicht sofort das Schälchen dünnen Tee bringt; aber sie sind viel zu vornehm und edel um zu bezahlen. Der Wirt dagegen muß seinen Unwillen hinunterschlucken, denn mit solchen Gästen ist nicht gut Kirschen essen.

Einer nach dem anderen kommt den Blumenweg entlang, die zwei Schwerter im Gürtel, kehrt in der Wegschenke ein und bezahlt mit einigen hochtrabenden Worten. Einer der Samurais trägt eine sonderbare Kopfbedeckung, offenbar ein altes Modell, einen runden flachen Korb mit einem eingeflochtenen Visier, ein vortrefflicher Schattenspender. Nimmt er den Hut ab, so erscheint ein kahler Schädel mit olivgrüner glänzender Glatze, die wenig Kühnheit verspricht. (Ich habe übrigens diese Kopfbedeckung später in Kioto gesehen, bei einem in weiße Gewänder gekleideten Pilger.)

Der Vorhang geht zur Seite, die Bank wird weggezogen, und man erblickt das Innere eines schlichten Tempels, einen erhöhten kleinen mattenbelegten Raum, von dem zwei Stufen herab zur Erde führen.

Ein Theaterdiener schlüpft herein und stellt ein kleines Gittertor auf, da, wo der Blumenweg in die Bühne einmündet.





Aus den Schiebetüren des Tempels tritt eine Frau, kauert sich vor dem Aschenbecken nieder und raucht. Sie ist eine Priesterin. Der Tempel also ein Tempel mit Frauenpriestern, Amadera.

Nach einer Weile nähert sich über den Blumenweg einer von jenen Samurais, die in der Wegschenke einkehrten, der kühnste von allen; er steht vor dem kleinen Gittertor und begehrt Einlaß. Die Priesterin steigt die Stufen herab, schlüpft in die Schuhe und trippelt zum Tor. Es entspinnt sich ein kurzes Hinundherreden; sie beherbergt nicht gern Gäste, es wäre besser der Edelmann suche nach einem anderen Obdach. Es ist auch nicht ganz geheuer im Tempel. Manchem Gaste schon wurde nachts das Blut ausgesaugt und man fand ihn tot am Morgen. Aber der Samurai entgegnet ihr, daß er den Weg verloren hat, er ist fremd in der Gegend, es ist Nacht. Endlich öffnet ihm die Priesterin das Tor, er tritt ein, schlüpft aus den Schuhen und nimmt auf einem Kissen an der Seite der Frau Platz. Sie plaudern. Der Edelmann nennt seinen Namen. Er ist der Sohn jenes Samurais aus Odasaki in der Nähe von Nagoya, der von einer Katze getötet wurde. Ja, sie kennt das Geschlecht. Er ist unterwegs den Vater zu rächen.

Hierauf begibt sich der Edelmann zur Ruhe, die Priesterin geleitet ihn zu seinem Lager. Die Szene ist leer.

Aber plötzlich eilt eine Frau aus dem Hintergrunde hervor auf den Bumenweg, blitzartig rasch, und wie ein Blitz in der Erde, so steht sie festgewurzelt, schräg nach hinten geneigt, in einer unheilverkündenden Pose. Sie ist in glänzende schwarze Seide gehüllt mit roten







blutigen Blumen darauf, ihr Gesicht ist schneeweiß, unheimlich flackernde Augen glühen darin, das schwarze Haar ist in einen Knoten gedreht, von dem ein langer Büschel hinten herabhängt. Wild und schön und edel erscheint sie. Sie trägt ein Gefäß mit langstieligen Blumen, das sie vor sich hält. Und sie beginnt zu sprechen, in Lauten, jenen der wilden Tiere in schwarzen Urwäldern ähnlich, jedes Wort ist bedeutend und schreckenverheißend.

Da die Herrschaften aber keine Silbe verstehen, so steigert sich die Spannung um so mehr.

Die Priesterin kehrt zurück, kommt herab, wechselt einige Worte mit der sonderbaren Frau und gewährt ihr endlich, nicht ohne eine gewisse Betretenheit, Einlaß. Wie der unheimliche Gast geht! Wie ein Tier, ein schwarzer Panther. Wie sie spricht, kalt, stolz, ohne menschliche Anteilnahme, in eine Atmosphäre von lauerndem Entsetzen gehüllt. Prachtvoll ist dieses pechschwarze Gewand mit den roten Blumen, die wilde Haartracht, das bleiche, steinerne Gesicht mit den gemalten Lustmörderlippen, den glühenden umringten Augen. Die Priesterin dankt für die Blumen, der Gast neigt sich mit eisiger Höflichkeit und erwidert einige Worte. Eine Dienerin schlüpft durch die Türe und bringt eine brennende Lampe. Ein großer Würfel aus transparentem Papier, der auf vier dünnen Lackbeinen steht.

Der unheimliche Gast wird unruhig. Sie betrachtet die Lampe und lächelt, ein unmenschliches, gieriges Lächeln.

„Wie gut duftet das Öl!" sagt sie. Aber wie sagt sie es doch! Es klingt wie das grollende Miauen einer Bestie.







Die Priesterin kann ihre Betretenheit nicht länger verbergen, sie schickt sich an den Raum zu verlassen. In den Gewändern der unheimlichen Frau klirrt es (warum sah man denn ihre Hände nie?), einen Augenblick lang verzerrt sich das bleiche, steinerne Gesicht zu einer Grimasse. Die Priesterin erschrickt. Was ist das — ? Mit einem kleinen Schrei schlüpft sie hinaus.

Sofort schleicht die schöne wilde Frau an die Lampe, öffnet sie hinten und steckt den Kopf hinein. Man sieht den Schatten des Ölgefässes — und plötzlich eine Zunge, die hineintaucht und schlürft — und die Silhouette eines Katzenkopfes.

Eine Katze ist die unheimliche Frau, eine Katze in einem Menschenkörper! Sie also ist jene Katze, die sich des Nachts in die Tempel schleicht und den Übernachtenden das Blut aussaugt.

Sie leckt und schlürft; sie erhebt sich, schon wilder, tierischer im Aussehen, ihre Hände tragen klirrende lange Krallen. Sie hechelt damit am Boden, sie reibt sich nach Katzenart an den Wänden, hackt mit den Krallen nach den Pfosten. Sie eilt wieder zur Lampe um das Öl zu trinken.

Einige Tempeldiener kommen ahnungslos mit Papierlampen in der Hand daher, sie gewahren die erschreckende Silhouette, fallen vor Entsetzen zu Boden, stieben auseinander.

Die Katze aber erhebt sich, und nun sieht sie fürchterlich aus. Das Maul ist breit und schwarz, die Augen glühen in schwarzen Ringen, die Züge sind verzerrt, das Haar flattert wild um ihren Kopf. Sie spricht grollend und droht ihnen, daß sie nun sterben müssen, weil sie







sie erblickt haben. Ein junger Diener liegt ohnmächtig am Boden, sie schleicht näher und spielt mit grausamer Katzenlust mit ihm. Sie springt, gleitet, rekelt sich, hechelt mit den klirrenden Klauen, und der Körper des Ohnmächtigen windet sich unter ihr wie unter magnetischen Strichen. (Man muß wissen, daß das Volk in Japan der Katze ungewöhnliche Kräfte zuschreibt, sie hat selbst Macht über die Seelen von Toten.)

Hier aber eilt der Samurai, aufgescheucht von den entsetzten Dienern, herbei. Die Katze entschlüpft gewandt seinem Schwerte. Der Samurai aber erkennt in ihr die Mörderin seines Vaters, an einer Narbe, die sie an der Stirn hat, und rückt ihr tollkühn auf den Leib. Ein anderer Edelmann eilt mit dem Schwert zu Hilfe. Sie drängen die Katze in einen Winkel des Tempels, sie scheint verloren. Aber plötzlich schreckt sie die Verfolger durch eine drohende Pose zurück und schleudert aus beiden Händen Papierschlangen über sie, ein Geriesel von tausend feinen Fäden, das über die Samurais sinkt und sie wie unter einem Netze begraben.

Sie entflieht.

Die nächste Szene zeigt die Verfolgung. Von allen Seiten nähern sich die Samurais dem Katzenhaus. Drei, vier Katzen, jetzt in Pelzen, mit Schwänzen, erscheinen hechelnd, miauend, fauchend, es wimmelt von Katzen. Sie springen kopfüber durch Fenster und Büsche, bis sie endlich getötet werden. Zuvor aber kletterte eine Katze an einem schräg über den Zuschauerraum gespannten Seil bis an die Decke und hockte dort oben. Eine Katze muß als Katze dargestellt werden!







Diese Szene kann sich mit der vorhergehenden nicht an Schönheit und Großartigkeit messen. Aber sie ist interessant. Denn wie das Stück in die ersten Anfänge dramatischer Dichtung gehört, die ihre Stoffe aus den Mythen entnahm, so trägt diese Szene deutlich die Spuren des Beginnes der Schauspielkunst, die aus Tanz und Akrobatik hervorging.

Ein Stück, diesem ähnlich und nicht weniger großartig, ist das des Miijamoto Samonosuke, in dem ein übernatürliches Wesen, eine Kreuzung von Gott und Affe, auftritt.

## Miijamoto Samonnosuke.

Diesem Stück liegt die Fabel von einem Geist zugrunde, der jedes Jahr ein Mädchenopfer heischt, und die Errettung eines solchen Opfers durch einen kühnen Samurai.

Wenn sich der Vorhang hebt, so gewahrt man einen kleinen Tempel zwischen Gebüschen am Wegrande, einen armen Schrein mit Holzgittern, einer Steinlaterne zur Seite, in der Art wie sie zu Tausenden über Japan ausgestreut sind. Ein paar Holzstufen führen zum Tempel empor und neben diesen Stufen steht eine Kiste. Ferner gewahrt man zwei Balken, dick wie Bäume, die vor dem Tempel in der Erde stecken, etwas schräg, und sich oben hinter dem Vorhang verlieren; aber man beachtet sie kaum.

Von rechts treten Priester auf, plappern ihre Gebete, klappen in die Hände, schwingen die Gebetsstäbe mit





den Papierschnitzeln am Ende und gehen hierauf über den Blumenweg ab.

Plötzlich beginnen sich die großen Balken, die man kaum beachtete, zu bewegen, der Vorhang steigt ganz in die Höhe und man sieht den Geist auf hohen Stelzen stehen. Eine affenähnliche Erscheinung mit weißgrauen, wirren Haaren, die den dicken Schädel umflattern. Der Geist trägt ein langes graues Gewand und macht einen übernatürlichen, mächtigen und erschreckenden Eindruck. Er stampft mit den Stelzen drohend auf und setzt sich in Bewegung. So groß ist er, fünf bis sechs Meter hoch, daß sein Haupt in den Schnürboden hineinragt. Unerklärlich bleibt es, daß er auf diesen dicken, schweren Wagendeichseln gehen kann! Aber er geht ganz natürlich, er schwingt den Körper auf den riesigen Beinen hin und her, bewegt sich stampfend am Tempel vorbei und wieder zurück, und da er keinen Laut von sich gibt, so erscheint er doppelt unheimlich und man glaubt ein Ungetüm, ein Fabelwesen zu belauschen, das, ohne zu ahnen, daß es beobachtet wird, im Walde sein Wesen treibt. „Saru, saru!" flüstern die Leute. (Affe)

Der Geist schlüpft durch den Vorhang und betritt den Blumenweg. Er stampft durchs ganze Theater, vor und zurück, die Galerie überragend, um hierauf im Gebüsch hinter dem Tempel zu verschwinden.

Das Trüppchen der Priester kehrt über den Blumenweg zurück, hält vor dem Tempel an und plappert abermals Gebete — plötzlich ein verdächtiges Geräusch — ein rasches Klappen von Holzstäben — und die Priester stieben entsetzt auseinander. Einige entfliehen in die

Büsche, einer rennt über den Blumenweg. Aber seine Angst ist so groß, daß ihm die Beine nicht gehorchen, er macht riesige Schritte in der Luft, schwingt die Arme, ohne von der Stelle zu kommen. Er tanzt vor Schrecken. Er fällt auf das Gesäß, zappelt, während er sitzt, mit Armen und Beinen, das Gesicht verzerrt vor lächerlicher Angst. Das drohende Klappen der Holzstäbe treibt ihn in die Höhe, er tanzt in der Luft, fällt wieder zu Boden, wird abermals aufgescheucht, und immer rasender vor Schrecken tanzend, bald stehend, bald sitzend, erreicht er endlich den Ausgang.

Wunderbar überzeugend drückt sich in seinem Schreckenstanz das Entsetzen aus, das der unheimliche Geist in dem unter seiner Herrschaft zitternden Volk verbreitet, und um so begeisterter ist der Empfang, der Miijamoto Samonosuke, dem Befreier, dem Erlöser zuteil wird.

Ja, sei gegrüßt, Miijamoto Samonosuke! Mutig und edel siehst du aus!

Mit fliegenden Schritten und verwegener Gebärde betritt Miijamoto Samonnosuke den Blumenweg. Er stürmt dahin, eine lohende Fackel in der erhobenen Rechten. Es ist Nacht, in einem Urwald, in einer wilden finsteren Zeit, die von Gespenstern, Dämonen und Ungeheuern erfüllt ist. Eine unvergeßliche Erscheinung! Er trägt ein schwarzsamtnes Wamms mit weiten Ärmeln, eine Art goldfarbener gemusterter Pluderhosen, die an den Knöcheln eng zusammengeschnürt und an den Seiten der Schenkel geschlitzt sind, zwei Schwerter im Gürtel; er ist barfüßig; die Schädeldecke ist oval aus-





rasiert und blau gemalt, das pechschwarze Haar zu einem Knoten gerafft, von dem ein Büschel in den Nacken herabhängt. Sein Gesicht ist bleich im Scheine der Fackel, edel, mit besonders schrägen Brauen, schmal und jünglinghaft schön und voll kühner Entschlossenheit.

In der Mitte des Blumenweges hält er inne und spricht ein paar harte, eherne, pathetische Worte, seine Augen funkeln, die Fackel lodert, vorwärts!

Er nähert sich entschlossen dem Tempel, leuchtet ihn ab und entdeckt die Kiste bei den Stufen. Er pocht mit dem Schwertknauf darauf und öffnet sie: ein Mädchen, ein süßes Geschöpf in bunten Kleidern, mit lieblichem Gesicht stürzt heraus. Sie erklärt dem Retter, daß sie als Opfer für den Dämon bestimmt war, sie dankt dem Edlen. (Wie war es doch nur möglich, daß sie in der kleinen Kiste hocken konnte!) Aber Miijamoto Samonosuke hat keine Zeit zu verlieren. Er wehrt kurz ihren Dank ab und sendet das Mädchen mit der Fackel fort.

Das befreite Mädchen geht über den Blumenweg ab. Aber so einfach geschieht dies nicht. Mit einer Fackel muß besonders gegangen werden, und dann muß sie ja auch ihre Freude über die Errettung ausdrücken. So also schwingt sie die Fackel um die Schulter, hält sie wie eine Lanze nach vorn und schwirrt mit kleinen raschen Schritten wie ein Pfeil davon.

Man hört den Dämon, Miijamoto Samonosuke tritt hinter den Tempel, und der Geist auf seinen riesigen Beinen kommt aus den Büschen. Er trägt diesmal einen





langen Bambusstab in den Händen und damit stampft er auf die Kiste um sein Opfer in Besitz zu nehmen. Im gleichen Augenblick tritt Miijamoto Samonosuke hervor und hält den Stab fest. Fechterstellung, Schütteln des Kopfes, Verdrehen der Augen — das Publikum spendet Beifall.

Der Dämon selbst zeigt weder Überraschung, noch Furcht, noch Mut, er verharrt in tierischer Gleichgültigkeit, groß wie ein Turm gegen seinen Angreifer. Und der Kampf beginnt.

Armer Miijamoto Samonosuke! Du bist so winzig und er so groß. Wie wird es dir ergehen!

Der Geist drängt ihn zurück, Samonosuke stürzt sich zwischen seinen Beinen durch und greift von der anderen Seite an. Der Geist treibt ihn über den Blumenweg, und jetzt erscheint ein blödes Lächeln in dem grauen Paviangesicht des Dämons: er spielt mit dem kleinen Menschlein, das ihm um die Beine läuft. Wunderbare Posen und Fechterstellungen. Samonosuke gelingt es abermals zwischen den Beinen des Feindes, die ihn zu zerstampfen drohen, durchzuschlüpfen und zur Bühne zurückzueilen. Es ist der Kampf zwischen einem übermenschlichen und zugleich untermenschlichen Wesen, zwischen einem Wesen halb Gott und halb Gorilla, und einem gewöhnlichen Sterblichen, dem das Publikum atemlos folgt. Der Kampf ist ungleich und heiß. Miijamoto Samonosuke läßt das schwarzsamtne Wamms herab, ein prächtiges, rotes, gesticktes Untergewand kommt zum Vorschein. Endlich rafft er alle Kraft zusammen und versetzt dem Dämon einen Hieb ins Bein. Hohoo! Ah -







ah - ah! Der Dämon schwankt, dieser Turm neigt sich und stürzt langsam der Länge nach zu Boden. Während er hastig die Stelzen abschnallt, wird die Aufmerksamkeit des Publikums durch einen kleinen Dämon abgelenkt, der dem Samurai in den Rücken fällt und rasch besiegt wird.

Unterdessen hat sich der Dämon der Stelzen und seines Obergewandes entledigt, und nun entpuppt er sich als ein gewöhnlicher, grauhaariger, zottiger Affe, dem es Vergnügen macht, mit diesem hitzigen, ungeschickten Menschlein zu spielen. Er springt kopfüber durch die Büsche, ja sogar durch die Gitter des Tempels und die Laterne, er verschwindet plötzlich und taucht ebenso plötzlich kopfüber irgendwo auf, während Miijamoto Samonosuke mit dem Schwerte um sich schlägt. Es wird ihm heißer und heißer. Er läßt das rote Untergewand herab und ein blaues erscheint, er läßt später auch, gänzlich erschöpft, das blaue herab und abermals erscheint ein rotes. Der Affe klettert auf den Tempel, Samonosuke folgt ihm. Hier passiert ihm das Mißgeschick, daß der Affe ihm das Schwert entreißt. Durch List gewinnt er es wieder zurück. Er macht dem Affen Bewegungen vor, die saru seiner Natur gemäß alle nachahmt. Schließlich macht er die Bewegung des Schneidens und der Affengreis oben auf dem Tempel schneidet sich in die Pfote und läßt das Schwert fallen.

Durch eine List gelingt es Miijamoto Samonosuke endlich auch den Feind zu fassen. Er stellt sich tot und der Dämon kauert sich mit affenhafter Neugierde an seiner Seite nieder. Miijamoto Samonosuke erfaßt und überwältigt ihn.





# Ueber das Drama.

Der Direktor unserer Truppe, ein ehemals berühmter Frauendarsteller und jetzt noch ausgezeichneter Schauspieler, erzählte mir, daß es etwa 2000 Stücke gäbe! Also tausend Stücke! Aber auch das ist gewiß noch übertrieben, sicher ist jedoch, daß es eine Legion von Dramen gibt. Ich habe nie in all den verschiedenen Theatern ein Stück, das ich schon kannte, wiedergesehen. Die bedeutendsten sind gedruckt, von vielen aber existieren nur einzelne Abschriften und die meisten erhalten sich durch mündliche Überlieferung.

Der älteste Typus ist das No, ein Gemisch von Rezitation, Tanz, Chor und lyrischen Spielen, den Vornehmen des Landes reserviert. Daraus entwickelten sich die jidai-mono, die historischen Dramen, und die sewa-mono, die bürgerlichen und Sittenstücke, die in den Volkstheatern shibai, kabuki, gespielt wurden. Sie umfassen schlechtersdings alles: das Drama des nackten Menschengeschlechts, das unter Göttern und Dämonen zittert, das Drama der Nation, der Stämme, der Familie, des Einzelnen.

Obwohl das Theater schon deutlich die Spuren des Verfalls trägt — besonders in den großen Städten — ist es doch noch die einzige Stätte, die Teehäuser vielleicht ausgenommen, die, von alten künstlerischen Traditionen beseelt, Pracht und Größe des klassischen Japan wiederspiegelt. Eine Abendröte, deren verlöschendes Feuer die rote Glut und blendende Schönheit eines Sonnentages zurückruft, während schon die graue Dämmerung herabsinkt.





Die vergangene Kultur eines genialen Volkes, unvergleichlich in ihrer Geschlossenheit und ihrem Reichtum, die Geschichte, Götter und Gespenster, Sitten und Kostüme leben auf den dürftigen Bühnen wie in einem Zauberspiegel vor dem Auge des Zuschauers wieder auf und erwachen durch die raffinierte Kunst der Darstellung zu einem erschütternd greifbaren Leben.

Es gibt Stücke, die im Düster vorgeschichtlicher Epochen spielen, wo bärtige, haarige Menschen auftreten, die ungeheure Keulen schwingen, halbnackt, in Felle oder Gewänder barbarischer Pracht gehüllt, mit wilden Raubtiergesichtern und Gorgonenhäuptern, deren Anblick Entsetzen einflößt, wie durch einen Zauber aus versunkenen unverständlichen Jahrhunderten gestiegen; Darstellungen von Kämpfen der eingewanderten Japaner mit den Ureinwohnern, den Ainos. Kämpfe, rasende Kämpfe und kein Wort wird dabei gesprochen. Nur die Natur spricht. Der Donner, oder ein Schneesturm hüllt die Kämpfenden in dichte fast undurchsichtige Schleier.

Wie in dem Spiel von Miijamoto Samonosuke treten in einer Anzahl von Dramen Dämonen und Gespenster auf, und ich habe ein Stück gesehen, in welchem sogar ein Kami (Gott) über den Zuschauerraum hinwegsegelte, an einem Draht; wie eine explodierte Bombe sah er aus.

Am häufigsten aber sind die historischen Spiele, und täglich werden auf tausend kleinen Bühnen berühmte Helden, Schlachten, Szenen aus den endlosen Fehden der verschiedenen Stämme, die ganze Geschichte Japans lebendig.





Man betritt ein Theater, wo immer es sein mag, und man wird fast stets das gleiche sehen: ein Samurai, der über den Blumenweg eilt, ein Rat würdiger, steif dasitzender Edelleute, Fechterstellungen, geschwungene Schwerter, Verfolgungen, blutüberströmte Menschen, abgehauene Gliedmaßen. Aber man wird nie müde werden, das zu sehen, hingerissen von der Großartigkeit und Wucht der Darstellung.

Die Trachten sind verschieden, den betreffenden Zeitabschnitten entsprechend, besonders die Frisuren. In den ältesten Stücken tragen die Samurais die schwarzen Haare lang und offen, in Knoten mit in den Nacken hängenden Büscheln, rasiert in der Mitte und in Strähnen an den Seiten herabfallend, oder nur ein dünner Haarschopf ist auf dem gänzlich rasierten Schädel stehen geblieben. Erst in den Stücken aus neueren Epochen bleibt die Frisur die gleiche; die Schädeldecke ist ovalförmig ausrasiert, blau gemalt, die Haare sind zu einem Knoten im Wirbel gebunden.

Die ältesten Stücke führen fast ausschließlich Kämpfe vor, Überfälle, Morde, Racheakte, Bilder aus blutigen, gewalttätigen und ungeordneten Zeiten. Ich habe Stücke gesehen, wo alle bis auf den Theatergehilfen erschlagen wurden, wo sich feindliche Geschlechter gegenseitig vollkommen abschlachteten.

Aufregende und schauerlich schöne Szenen. Prächtig schon deshalb, weil man so viele Nacktheit sieht, nackte Schenkel und Arme, das Spiel der Muskeln, die Linien geübter, geschmeidiger Leiber. Frauen treten in diesen Stücken selten auf. Zumeist beginnen sie mit einer





Versammlung von Samurais; die Feindseligkeit bricht aus, eine Dokumentrolle flattert in der Luft, Verräter werden entlarvt, die Hände fahren an die Schwerter. Verfolgungen. Ein Samurai passiert in der Nacht einen Steg, seine Mörder lauern, stoßen ihn hinab. Ein anderer betritt das Bad, man stößt einen Speer durch die Wand, er kommt blutend heraus, einen ungeheuren Balken schwingend und stürzt sich nackt unter die Feinde. Der Kampf tobt auf der Bühne, über den Blumenweg, ja selbst im Zuschauerraum. Ich sehe immer noch diese blutüberströmten Menschen in ihren weißen Sterbekleidern vor mir, wie sie sich dahinschleppen, wie sie sich verzweifelt verteidigen und sterben. Das Blut wird durch ein Geriesel von roten Seidensträhnen wiedergegeben; man sieht auch blutigrote Gesichter, die über und über mit nassem Blute bedeckt sind, in Blut getauchte Hände und Arme. Die vielen Toten auf der Bühne würden hinderlich sein. Deshalb werden sie wenn möglich hinausgeschleift, meistens aber laufen sie selbst weg, hinter einem Teppich, den ein Theatergehilfe vorhält. Das beeinträchtigt die Wirkung jedoch nicht im mindesten, er kämpfte so erschütternd, er starb so tausendfältig, daß er tot ist und bleibt, ob er auch vor den Augen der Zuschauer wieder lebendig wird. Die ganze unerbittliche Grausamkeit jener Zeiten liegt in jenen schrecklichen Szenen, wo nach der Ermordung Gliedmaßen und Kopf des Erschlagenen auf die Bühne geworfen werden. Gewöhnlich tritt dann ein Freund des Erschlagenen auf, der den Toten bejammert und dessen verzweifeltes Stammeln, Schluchzen und Ge-





bärdenspiel, wenn er den abgeschlagenen Kopf zwischen den Händen hält, die Mörder mit stummer aber respektvoller Gleichgültigkeit hinnehmen. Ich habe eine unvergeßliche Szene in einem dieser alten, literasisch primitiven Stücke gesehen: ein abgeschlagener Kopf wurde auf einen Speer gesteckt, und als der Sohn des Erschlagenen kam, begann dieser Kopf die grauen Lider zu heben und die blauen Lippen zu öffnen. Der Speer nämlich stand vor einem schwarzen Vorhang und durch eine unfaßbare Geschicklichkeit war es dem Schauspieler gelungen, seinen Kopf unbemerkt an die Stelle der Wachsmaske zu schieben. Als dieser Kopf zu sprechen begann, erstarrten wir alle.

Die Stücke der späteren Epoche sind reicher an Vorgängen, komplizierter in den Konflikten und Intrigen, eine Fundgrube für den, der alte Kostüme und alte Sitten kennen lernen will. Heldenmut, tragische Verurteilungen durch Samuraigerichte, Eltern- und Kinderliebe, treue Pflichterfüllung und übermenschliche Opfer sind ihre Themen. Zu ihnen zählt das berühmte Drama von den „siebenundvierzig Ronin", jenen gefeierten Helden, die den Tod ihres Herrn an seinem Verleumder mit solch bewundernswerter List und Todesverachtung rächten und darauf alle das Harakiri vollziehen mußten. All diese Stücke zeigen die Tragödien und Konflikte, die aus dem Kodex der Edelleute, bushido — der Weg der Ritter — hervorgehen, jenem zarten und reinen Ehrbegriff und übermenschlichen Pflichtgebot gegen den Herrn und Fürsten. Sie zeigen jene feinen Formen und Sitten, die bushido verlangt, jene Zartheit und Schön-







heit und Kraft einer Kultur, die kaum ihresgleichen in der Welt hatte. Wenn das japanische Volk heute das liebenswürdigste und erzogenste Volk ist, so ist das gewiß zum großen Teil dem Einflusse der Bühne zuzuschreiben, die dem Volke unaufhörlich die herrlichsten Beispiele von Seelengröße und Menschenwürde vorführt.

In diese Klasse von Dramen gehören auch jene Stücke, in denen Kinder die Hauptrolle spielen. Kindliche Fürsten, umstrickt von dem Intrigennetz, das feindselige Zweige ihres Geschlechts knüpften. Sie sind unzählig. Aber süßer und schöner als jene Kinder, ergreifender als sie, ist nichts auf der japanischen Bühne. Diese Kinder, obgleich nur kleine Knirpse von zehn bis zwölf Jahren, spielen meisterhaft, mit der Begabung ihrer auserwählten Rasse. Sie sprechen mit monotonen gellenden Stimmen, die unausgesetzt wie schrille helle Glocken bimmeln, und benehmen sich vollkommen wie Erwachsene.

Die Verfeinerung der Stoffe bedingt auch eine reichere Ausstattung. Es erscheinen Sänften, Wandschirme, Blumen und Vasen, aber im allgemeinen hütet man sich vor einer Überladung der Dekoration. Die szenische Ausstattung ist auf das Nötigste beschränkt und in fast allen Stücken aller Arten die gleiche. Ein erhöhter Raum auf der Bühne, eine zweite Bühne gleichsam, Papierwände, Matten, ein paar Kissen, das ist alles. Die Theater sind alle mit Drehbühnen versehen, aus Bambuspfosten erbaut. Sie bewegen sich lautlos und zwar zumeist bei offener Szene. Fast immer klingt dabei eine Beziehung aus zwischen den Personen auf der sich drehenden Bühne







und jenen, die sich außerhalb oder auf dem Blumenweg befinden. Das ist sehr reizvoll. Während die eine Szene verschwindet, taucht die andere schon auf. Eine Frau, wollen wir sagen, sitzt auf der Matte und raucht, die Türe öffnet sich und jene Person, die eben über den Blumenweg abging, tritt bei ihr ein. Dadurch wird ein inniger Zusammenhang des Stückes erzielt, der bei der ungeheuren Länge der Stücke, die oft zwölf Stunden und länger, ganze Tage dauern, doppelt notwendig ist.

Das Haustor wird, wo es nötig ist, durch ein kleines Gitter vorgestellt, das man in die Nähe des Zimmers von außen hereinschiebt. Die Theaterdiener bewegen sich ganz ungeniert — und es stört auch garnicht — während des Spiels auf der Bühne. Es gibt ein Kleidungsstück eines Darstellers zu ordnen, ein Licht anzuzünden oder einen Toten fortzuschaffen. Bei manchen Szenen, wo ein herrliches Prunkgewand oder das Mienenspiel eines Darstellers besonders hervorgehoben werden soll, hält ein Diener ein an einem langen Stabe befestigtes Licht vor und folgt damit der Person über die ganze Bühne.

Einmal trat auch ein Pferd auf, kein wirkliches natürlich. Dieses Pferd — ich werde es nicht vergessen! Es war ein Schimmel. Ein Samurai saß in dem steilen kleinen Sattel. Das Pferd trabte auf zwei Paaren von Kulibeinen dahin, es hatte große glotzende Augen, geblähte Nüstern und sah weitaus wirkungsvoller aus als ein lebendiges. Wenn es sich schüttelte und den Kopf mit den starren Augen zur Seite wandte, schien es wie von mystischen Weisheiten und Zauberkräften erfüllt.







Es spie Feuer durch die roten Nüstern und tummelte sich, als ob es in die Lüfte steigen wolle. Zuletzt mußte es sich auch bäumen, mit dem prächtigen Reiter im Sattel. Ohne daß es besonders auffiel, wurde ein Draht im Nacken des Pferdes befestigt und daran wurde es in die Höhe gezogen. Der Kuli vorn machte im Innern des Leibes einen Klimmzug und zog die Knie an, prachtvoll, der Kuli hinten dagegen — drehte sich um, sonst würden ja seine Knie falsch gestanden haben.

Dieser Zauberschimmel ging übrigens im Passgang wie ein Kamel.

Die Hintergründe sind stets einfach, meistens schlechte neue Stücke. Am beliebtesten sind Landschaften mit blühenden Kirschbäumen. Häufig werden auch im Hintergrund Scharen brennender Kerzen, die hin- und herschwingen, aufgehängt; die Lichter eines festlich beleuchteten Palastes, die Sterne, die Lampen eines Flußfestes oder nur Pracht und Blendwerk, alles können sie vorstellen.

Einen Souffleurkasten gibt es bei der japanischen Bühne nicht. Die Gedächtnisse dieser Schauspieler sind zuverlässig und enorm, sodann sind sie ja alle auf Improvisation angewiesen. Wenn aber ein Souffleur nötig wird, so kommt er auf die Bühne, eine schwarze Kapuze auf dem Kopf, und kauert sich hinter die betreffende Person. Auch das stört nicht im geringsten.

In den alten Stücken tritt meist ein Chor auf, der zur Seite hinter einem Gitter versteckt ist. Seine Stärke und die Anzahl der Samisenen, die ihn begleiten, hängen von der Größe des Theaters ab. Der dumpfe monotone





Gesang, mit dem der Chor Szenen und Personen kommentiert, das Klirren der Samisenen ist von ungeheurer Wirkung. In den kleinen Provinzstädten fällt der Chor weg. Dagegen ist der Vorsänger in allen Theatern unentbehrlich. Er hat seinen Platz rechts vom Zuschauer aus auf einem kleinen Altan, einem gebrechlichen Brett, das Gott weiß wie festgemacht ist, etwa in der Höhe eines Mannes über der Bühne. Hier kniet er, links und rechts eine Kerze, vor einem kleinen Pult, zumeist Teegeschirr zur Seite. Neben ihm kauert ein Mädchen oder eine Frau, die die Samisen spielt und seinen Gesang und Vortrag mit kleinen sonderbaren Glucks-lauten und Schreien begleitet. O - o - a — iu - o, o - ei - um oh. Der Vorsänger kommentiert das Spiel und zuweilen jammert und heult er in der fürchterlichsten Weise.

Eine wichtige Person ist auch der Mann mit den Holzstäben, deren kurzes scharfes Klappen bei allerlei Anlässen vernommen wird. Er hockt auf dem Boden, unter dem Altan des Vorsängers, sein Instrument besteht aus zwei dicken glatten Scheiten, womit er auf ein Brett am Boden klappt. Sein Signal zeigt das Steigen und Fallen des Vorhangs an; ein paar lange Schläge und eine Reihe von kurzen, immer rascher werdenden begleiten eine über den Blumenweg abgehende Person. Bei dramatischen Wendepunkten klappt er laut und hart und akzentuiert den Vorgang.

Während ich dies niederschreibe, höre ich wieder die endlosen Dialoge der steif und würdevoll sitzenden Samurais. Die Worte dehnen sich, schwellen an, eine Silbe wird drohend lang gezogen, ausgehalten — die







Holzstäbe klappen scharf und schrill: die Samurais erheben sich, ein Schütteln der Köpfe, schielende Augen, blitzende Schwerter, Kämpferstellungen.

Das Publikum ist begeistert: rah - rah - ah! ah!

Der Vorhang wird vorgezogen und wieder klappen die Holzstäbe; es klingt als ob jemand auf Holzschuhen davoneile, erst zögernd, dann immer schneller und schneller.

Der Lärm der Pause. Die Verkäufer von Orangen und Sake, die über die Balken balanzieren: shibairo! shibairo! Die Kinder tummeln sich auf dem Blumenweg und schlüpfen durch den Vorhang auf die Bühne.

Die Zuschauer schmausen und tafeln und fächeln sich Kühlung zu.

Gewöhnlich tritt vor der letzten Szene der Direktor aus dem Vorhang und hält eine kurze Rede. Er entschuldigt sich wegen des schlechten Spiels, verspricht, daß die Truppe sich künftighin mehr Mühe geben wird und schildert das Stück des folgenden Abends.

„Morgen Abend wird ein Geist durch die Luft fahren —".

## Lyrische Stücke.

Die Familie eines Samurais tritt ein. Der Herr in einem brennend roten Kostüm, die Frau, einige Dienerinnen und das Kind, ein Töchterchen, geputzt wie eine Puppe. Sie setzen sich im Kreise auf die Matten des Zimmers.

Ein Knabe in der Kleidung der Samurais, ein Schwert im Gürtel, kommt über den Blumenweg. Er reitet, das

heißt, er hebt bald den linken und bald den rechten Fuß in die Höhe und schwingt eine kleine Gerte in der Hand. Es ist für die Japaner nicht nötig, daß er auf einem wirklichen Pferde daherkommt, denn sie alle sehen ja deutlich, daß er beritten ist.

Der Kleine mit den Pausbacken nähert sich dem Zimmer, steigt vom Pferde und führt sich bei der Familie, die ihn ohne jedes Zeichen von Überraschung herankommen sah, rasch durch allerlei lustige Keckheiten ein. Er hat Neuigkeiten mitgebracht, auch eine Art von Bilderbogen hat er dabei, den alle betrachten.

Die Familie geht und der Knabe ist allein und augenblicklich sieht er traurig und bekümmert aus.

Der Vorsänger auf dem Altan erhebt seine Stimme, er tremuliert, schluchzt, klappt mit dem Fächer auf das kleine Pult: ja, sieht ihn, den armen Knaben, der ohne Heimat ist und ohne Obdach, eine Waise. —

Die Samisen an seiner Seite klimpert und die Spielerin gluckst und miaut - o - o, iu - mm - iu - mm - o-iu - iuu - o.

Die Frau des Hauses kehrt zurück und bietet dem kleinen Gast ein Mahl an. Aber der Knabe ist zu traurig, als daß er essen könnte. Er spricht. Und plötzlich erklärt er der erschrockenen Frau, daß er ihr Kind ist. Er zieht Belege aus dem Kimono.

Die Frau ist entsetzt, erfreut, erschüttert, ängstlich. Der Knabe erzählt, wie der Vater starb und schildert die Strapazen der Reise, er nennt Namen, Namen von Städten, Dörfern, Bergen, Flüssen — soweit kam er um die Mutter zu sehen.







Die Mutter weint. Auf ihren Mienen wechselt Glück mit Entsetzen. Sie kann ja den Knaben nicht aufnehmen. Die Ehre des Hauses, ihre Pflicht dem Gatten, dem Töchterchen gegenüber — sie bittet ihn zu gehen.

Der kleine Bursche kauert sich auf die Matte nieder und wiegt traurig den Kopf hin und her. Er ist gefaßt und ruhig wie ein Mann. Aber als die Mutter gehen will, hält er sie am Mantel fest. Am rechten Zipfel, am linken, und versucht ihr ins Gesicht zu sehen, das sie ihm schmerzerfüllt über die Schulter zuwendet. Die beiden sprechen fortan kein Wort mehr, pantomimisch nur sprechen sie.

Der Knabe schlüpft unter den roten Mantel der Mutter und macht hier eine trotzigzärtliche Pose, die die Mutter mit einem schmerzlichen Neigen des Kopfes erwidert. (Das Bild reißt das Publikum zu lautem Beifall hin.)

Die Frau macht einen Versuch zu entfliehen, der Knabe greift nach ihr, ihr Mantel bleibt in seinen Händen und fällt zu Boden.

(Sofort kommt der Theaterdiener in der schwarzen Kapuze herein und faltet den Mantel zusammen, kunstgerecht und umständlich, er tut es vor dem Publikum: so kostbar ist das Kleidungsstück ...)

Der Knabe aber verläßt langsam das Gemach und steigt die Stufen hinab um sich zu entfernen. Die Mutter aber konnte es nicht übers Herz bringen zu gehen, sie kehrt zurück. Rührende Posen von beiden. Sie blickt über einen niederen Wandschirm, schüttelt den Kopf, krümmt den Nacken, legt das Gesicht schräg,







zieht die Augen zusammen, und leise Schluchzlaute kommen über ihre verzerrten Lippen.

Der Vorsänger jammert und heult, er reckt den Kopf mit geschlossenen Augen so weit nach vorn, als es immer geht, singt, schluchzt, klagt. Seht, so hart ist es für sie, sich zu trennen! Mutter und Kind. Ach, wie sie leiden und sich das Herz zerreißen. Er heult wie ein Hund an der Kette, wie ein betrunkener Bauernknecht — so klingt es — aber es ist erschütternd. Er schwingt seinen Fächer in der Luft, klappt auf das Pult. Die Samisen klimpert. O - o - mm - iu - a - aa - o - o!

Die Mutter trippelt näher, gibt dem Knaben ein zusammengefaltetes Papier. Er öffnet es und wirft die Zehrpfennige zur Erde. Das will er nicht.

Er erfaßt ihre Hand. Er setzt sich auf die Schleppe ihres Gewandes, sie sieht über die Schulter mit verweintem Gesicht zu ihm herab; rührende Posen, ergreifende Stellungen, in denen sie ihren Trennungsschmerz äußern, verzerrt, verrenkt, ein kleines kaum sichtbares Schütteln des Kopfes, ein Drehen des Halses, ein Zittern der Schultern; wunderbare Bilder.

Der Knabe geht. Sie steigt die Stufen hinab, so hastig, daß sie vergißt in die Schuhe zu schlüpfen und in den Socken hinter ihm hertrippelt. Sie sehen einander endlos lange an, die Köpfe bald nach links, bald nach rechts auf die Schulter gelegt. Man hört Stimmen, die Frau eilt rasch ins Zimmer zurück. (Nicht ohne vorher die Sohlen mit einem Stück Papier abgerieben zu haben, während ihre Schultern vor innerem Schluchzen bebten).







Wieder steht sie oben und blickt sehnsüchtig auf den kleinen Knirps hinunter, der sich über die Augen wischt.

Die Familie des Samurais tritt ein, ist erstaunt über den Anblick. Zwei Knechte treten auf und stehen drohend vor dem Knaben. Zögernd besteigt er sein Rößlein und tummelt es. Der Vorhang sinkt langsam über die Szene, die Mutter neigt sich weit vor, zum letzten Mal grüßen sich ihre Blicke. Der Knabe treibt sein Rößlein an, wendet es immer wieder und wieder um nochmals zurückzusehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Bühne ist leer, ein Samurai kommt langsam und nachdenklich über den Blumenweg und nimmt in dem erhöhten kleinen Gemache auf der Bühne Platz. Von links tritt ein zweiter Samurai ein, in prachtvollem Gewand, feist, mit krebsrotem Gesicht. Würdevoll setzt er sich an die Seite des ersten und beide sitzen still, ohne sich zu regen, die Schwerter zur Seite auf den Matten.

Über den Blumenweg naht langsam eine Geisha. Schildkrotpfeile wie Radspeichen im prachtvollen pechschwarzen Haarschmuck, einen goldenen Reifen mit klingendem Tand darüber, ein märchenhaftes Gewand. Dieses Gewand ist rot, hat weite Ärmel und eine mehrere Meter lange Schleppe, und ist über und über mit erhabenen goldenen Stickereien bedeckt. Ein ganzes Haus ist auf den Rücken gestickt, ein chinesischer Tempel, um den sich zwei ungeheure Drachen ringeln, deren Leiber, Klauen und Köpfe das ganze Gewand bedecken. Die Augen der Drachen sind aus Glas und ihre Nüstern und Rachen speien Feuer.





In der Mitte des Blumenweges angelangt, hält die Geisha inne und wendet den Zuschauern ihr schmales, feines Gesicht zu. Sie kneift die Augen zusammen, macht ein süßes Mündchen, schüttelt unmerklich den Kopf und blickt mit einer kleinen Verrenkung des Halses über die Schulter hinweg. Obwohl von einem Manne dargestellt, ist sie doch die süßeste, schönste Frau, die man erträumen kann.

Sie nähert sich den Samurais, kniet nieder und neigt die Stirn bis zur Erde. Die edlen Herren erwidern würdevoll und stolz ihren Gruß.

Eine Samisen wird hereingeschoben, die Geisha ergreift sie und setzt sich zum Vortrag zurecht. Ein Diener schlüpft herein und ordnet die Falten ihres Gewandes, denn jede Falte hat ihren vorgeschriebeen Platz. Da kniet sie nun in einem Geknitter von steifen gotischen Falten, die Schleppe ringsumher weit ausgebreitet, so daß es aussieht, als schwimme sie darauf, die Samisen auf den Knien, in der lieblichsten Pose und spielt, zupfend, klimpernd.

Der Sänger auf dem Altan begleitet sie mit halblauter Stimme und das Mädchen an seiner Seite läßt vereinzelte Laute hören, tupfend, hauchend - o - o - iu - iuh - o.

Die Samurais sehen ihr ruhig zu. Sie sitzen steif, ohne sich zu regen, nur der Dicke mit dem krebsrot gemalten Gesicht scheint von einer immer heftigeren Aufregung ergriffen zu werden. Die Augen treten aus seinem Gesicht hervor, er wirft prüfende Blicke auf seinen regungslos sitzenden Nachbarn, er schiebt einen kleinen







Wandschirm zwischen sich und ihn um die Geisha ungeniert betrachten zu können.

Die Geisha legt die Samisen weg. Man bringt ihr das Koto, jenes einundeinhalb Meter lange, mit dreizehn Saiten bespannte Instrument. Sie spielt es.

Man bringt ihr die Kokyu, eine Art von Mandoline, die mit einem Bogen von Roßhaaren gestrichen wird. Sie spielt und zaubert aus den Saiten klingende winselnde Töne hervor, wie singendes Glas, tönendes Silber, Töne, deren Eigenart und Schönheit das Mark in den Knochen erschauern macht.

Der Sänger auf dem Altan singt von Kirschblüten und Frühlingsnächten, vom Mond und von der Lotos.

Der dicke Samurai mit dem roten Gesicht hat sich weit vorgelehnt, er hält die Hand an das Ohr, er krümmt sich unter diesen Tönen, er ist nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Sein Nachbar aber hat sich seit dem Eintritt noch nicht geregt.

Die betörende Geisha legt die Zaubergeige weg, verneigt sich tief vor den Samurais und geht ebenso langsam über den Blumenweg ab wie sie gekommen ist.

Die Samurais stehen auf und ihre Blicke begegnen sich: sie verstehen einander mit einem einzigen Blicke. Sie fahren zurück und greifen an die Schwerter. Sie werden kämpfen um diese Frau. Sie und ich ebenfalls, auch mit mir bekommen sie es zu tun.

Der Vorhang fällt.

Und erst nach langer Zeit erwacht das Publikum, Fischer, Bauern, Handwerker und kleine Bürger aus dem stillen Bann des Entzückens, in den das Spiel sie schlug.





Über das moderne Schauspiel ist nichts zu sagen. Es ist auf die niedrigste Stufe herabgesunken, eine szenische Illustration von Kolportageromanen. Betrug und Verleumdung, Mord und Totschlag, Trinkgelage, Prügelszenen, Irrenhäuser, Kliniken, alles ist durcheinander gemischt und spiegelt das elendeste Menschendasein mit kinematographischer Genauigkeit wieder. Stets tritt jener Bösewicht auf mit dem finsteren Gesicht, dem kleinen Schnurrbart und einem europäischen Hut auf dem Kopfe. Wie lächerlich und unerquicklich sehen diese Personen auf der Bühne aus, wenn sie vor einem kleinen, mit einer alten Pferdedecke bedeckten Tische sitzen und nicht wissen, was sie mit Armen und Beinen anfangen sollen. Fast in jedem dieser Stücke kommt eine Wahnsinnige vor, die durch ihre Delirien das Publikum abwechselnd in Lachkrämpfe und Erstarrung versetzt. Unaufhörlich tritt die Polizei auf, in europäischen Uniformen, schmuck und sauber, mit den weißroten Papierlampen. Verhaftungen. Gerichtsverhandlungen.

Zuweilen aber gibt es Szenen, in denen die ganze Göttlichkeit der klassischen Bühne wieder kurz aufflammt. Wunderbare Effekte und Wirkungen, die unter der Kunst und dem Raffinement der Schauspieler entstehen, Offenbarungen der menschlichen Seele in einem Lächeln, einem Kopfschütteln, einem Schrei. Ich erinnere mich an eine Szene, in der ein Mann von seinem Freunde beleidigt wurde. Er erwiderte kein Wort, nur sein Auge glühte schmerzlich. Grau im Gesicht, gebrochen ging er über den Blumenweg ab. Im nächsten Auftritt erschien er ebenso still und noch grauer im Gesicht und

ging langsam in ein kleines Haus, dessen Wände er zuzog. Ein Bekannter trat auf, trunken von Sake. Er trat an einen Brunnen, zog den Eimer in die Höhe und trank, trank. Plötzlich hatte er ein rotes Tuch im Munde, starr und steif ragte es heraus und er betrachtete es mit entsetzten schielenden Blicken. Es war der Gürtel seiner ertränkten Schwester. Er hört ein Geräusch und öffnet das kleine Haus: da sitzt der Mann mit dem grauen Gesicht, fahl, sterbend, er hat das Harakiri vollzogen.

Er sprach kein Wort, ging, starb.

Ich erinnere mich an eine Szene, wo ein Mörder mit dem Messer in der Hand durch einen Garten schleicht. Ein Diener begegnet ihm, will ihn zurückhalten. Aber der Mörder beachtet ihn gar nicht, er sieht ihn nicht, er geht an ihm vorbei und schlitzt ihm im Vorbeigehen den Bauch auf.

Ich erinnere mich an hundert kleine Szenen, unbedeutend, nebensächlich, die die alte schauspielerische Tradition zu unvergeßlichen, köstlichen Momenten erhob.

Das moderne japanische Schauspiel aber verdient keine Erwähnung.

## Uma no ashi, der Pferdefuss.

Uma no ashi ist eine Bezeichnung des Schauspielers, die die ganze Verachtung des Bürgers für diesen Stand ausdrückt.

Ich bin oft in der Gesellschaft der Pferdefüße gewesen und habe mich dabei immer wohl gefühlt. Ich besuchte







sie während der Pausen in ihren Zimmern (in denen sie auch wohnten und schliefen) und ich sah zu, wie sie sich kleideten und malten, wie sie übten. Nach dem Theater waren sie dann öfter im Teehaus meine Gäste. Wie verändert sahen nun diese Samurais, Götter und schönen Edelfräulein aus! Sie erschienen wie biedere Handwerker, die von der Arbeit kamen und sich eben gewaschen hatten. Aber sie betrugen sich mit einer Würde, die schwer zu erwidern war, sie waren bescheidene, wohlgesittete Menschen.

Wir sprachen stets vom Theater. Sie hatten gehört, daß in Europa Frauen auftreten. Das konnten sie nicht verstehen. Sie schüttelten die Köpfe.

Sie hatten gehört, daß in Europa die Schauspieler in der höchsten Gesellschaft verkehrten. Auch das konnten sie nicht begreifen.

Dann baten sie mich ihnen ein europäisches Drama zu erzählen. Ich erzählte ihnen den Kaufmann von Venedig. Das nahm eine ganze Nacht in Anspruch.

„Anata no o kuni ikitai!" sagten sie, während wir Sakeschalen tauschten. „Ich würde gern in Ihr erhabenes Vaterland gehen."

Bevor sie weiterzogen, mußte ich ihnen eine Fahne stiften, eine jener schmalen Fahnen an einem Bambusstab, wie sie vor den Theatern stehen. Mein Name sollte darauf geschrieben werden und daß ich die Truppe protegierte. In den letzten Tagen saßen sie niedergeschlagen auf ihren Bündeln in dem verlassenen Theater. Sie hatten schlechte Geschäfte gemacht.

Dann zogen sie weiter ins Land hinein, mit Ochsenkarren, zu Fuß. —





Arm und verachtet ziehen sie dahin, nur Tänzerinnen und Dirnen sind ihre Rangesangehörigen, und doch, wenn sie an der Seite ihres Karren schreiten und zwischen den überschwemmten Reisfeldern und durch die nebligen Höhen dahinziehen: Japans große Geschichte, Japans wunderbare Legenden und Fabeln und Götter, und Japans verblichene Pracht und Herrlichkeit ist es, die das armselige Trüpplein hütet.

Erst mit dem Tode der alten uma no ashi wird das alte Japan sterben und nicht wieder auferstehen.

## Sayo-nara, Sayo-nara.

Mitten im glühenden Sommer machte ich mich auf den Weg um nach berühmten Tempeln zu wallfahren.

Ich nahm Abschied von der kleinen Stadt am japanischen Meere und es wurde mir nicht leicht von ihr zu scheiden. Der ganze Gasthof, ja die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Mägde überbrachten mir ein Geschenk, einen Gürtel; ein Brief lag darauf, wie es sich gehört mit roten und weißen Papierschnüren umschlungen, ein roter Papierpfeil dazwischen; der Wirt überreichte mir ein Geschenk, ein helles Morgen-Kimono. Ich erwiderte diese Aufmerksamkeiten mit einem Büschel von hübschen Stahlstichen der japanischen Bank und wir lagen alle mit dem Gesicht auf der Matte und niemand wollte aufhörenzu danken. Ich war schonganz angegriffen, aber als mir der Großvater einen Blumenzweig überreichte, wurde es mir beinahe zuviel. Denn diesem





würdigen Greise schoß eine Blutwelle nach der anderen ins Gesicht und seine Augen standen voller Tränen. Die Großmutter aber lag auf den Knien im Sand und verbeugte sich bis zur Erde. Ich war froh, als der Kahn abstieß und ich mich schneuzen konnte. Fünf Dienstboten begleiteten mich, die drei Mägde, der Koch und der Hausbursche. Kindaro ging mit seinem Schwerte auf der Galerie des Hotels hin und her und näselte „sayonara-sayo-nara." Der Großvater streckte den Arm in die Höhe. Dann sah ich ihn ins Hotel zurückeilen, und sofort stieg dort ein halbes Hundert von Flaggen an der Stange in die Höhe und flatterte im Winde.

Am Kai erwarteten mich die Tänzerinnen und Teehausbesitzer, denen der Jammer ihren besten Kunden zu verlieren im Gesicht geschrieben stand. Die Verwandten der Tänzerinnen und einige meiner Freunde waren gekommen, der Kai wimmelte von Menschen. Der Dampfer heulte, wir schrieen „Banzai" und es war geschehen.

Als wir schon weit draußen in der glatten Bai waren, sah ich immer noch unter den vielen Flaggen des fernen Hotels einen weißen Punkt meinen Signalen antworten. Dort stand der Großvater der „Wächter des Goldes" und winkte, und gewiß hing die „Sardine" an seinen Kleidern, bewegte das kleine Händchen grüßend in der Luft und näselte „sayo-nara — sayo-nara".

Ich aber war, wie gesagt, auf dem Wege nach berühmten Tempeln zu wallfahren.







## WIE DIE JAPANISCHEN GÖTTER WOHNEN.







In den großen Tempeln ist es selbst in der Schwüle des Sommers und in der Glut der Sonne kühl und schattig. Auf den im Dämmerlichte goldenen Matten kauern vereinzelte Beter, winzig in der Flucht der hohen glatten Holzsäulen. Ein Priester kniet bei der runden Trommel und mechanisch springt der Klöpfel in seinen Fingern auf und ab. Die Trommel summt und tönt monoton, die Beter klatschen in die Hände. Der Gott aber wohnt hinter den goldenen Türen eines verschlossenen Schreins aus Lack und Gold, unsichtbar und träumt.

Aber die Wohnung eines Gottes kann auch wie ein verstaubter Dachboden sein, angefüllt mit Gerümpel und Moder, riesigen Papierlaternen, vergilbten Bildwerken, beschmutzt von Vögeln und bedeckt mit kleinen Papierkugeln, die die Gläubigen gegen sie schleuderten, voller Hähne und ein- und ausfliegender Tauben. Priester, die Amulette verkaufen, hocken hinter kleinen Pulten auf der Erde, die Schar der Beter drängt durcheinander, Kupfermünzen regnen in den mit einem Holzgitter bedeckten Trog, Lärm, Lachen. Die Hähne auf den Stangen

schlagen mit den Flügeln und wirbeln Wolken von Staub von den Papierlaternen und Bildern.

Der Tempel kann so groß sein, daß das Bildnis des Gottes winzig erscheint, aber zuweilen scheinen die runden Schultern des lächelnd sitzenden riesenhaften Gottes das enge Gehäuse zu sprengen. Es können Tausende von Gottheiten in einem Tempel wohnen, eine Armee von Göttern, ein Feuermeer von Gold, Büscheln von Armen und Schmuck. Und selbst in den Galerien außen drängt sich Bildnis an Bildnis, sanfte liebliche Götter, wilde mit drohender Gebärde, einäugig und vieräugig, der erschreckende Höllenfürst Emma-O, der von Feuer umloderte Gott der Weisheit, Fudo; in einer bescheidenen Ecke aber lebt Binzuru, glatt poliert von den vielen Händen der Gläubigen, der Gott, der alle Krankheiten heilt.

Die Götter können in Palästen wohnen und in Strohhütten, sie können in einer Grotte unter der Erde wohnen oder auf einem Hügel im Schatten alter Fichten. Ihre Wohnung kann auch in einem Bambushaine sein, an der Seite eines einsamen Pfades, nicht größer als ein Vogelbauer; aber eine gläubige Seele wird sich finden, die ihnen Reiskörner streut.

Wenn du ein japanischer Gott bist, so kannst du auch in einem alten Baum wohnen, in einem Grashalm oder in einem kleinen Bach, der zwischen den Reisfeldern rieselt. Am frühen Morgen und am späten Abend wird dich das Händeklatschen eines einsamen Beters aus dem Schlummer stören, und wenn du die Augen offen hältst, so wirst du sehen, daß kein Landmann vorüber geht ohne sich zu verneigen.





# Die berühmten Tempel von Jzumo.

Onamuji, der „Herr des großen Landes", Enkel des aus der Nase des Schöpfers Izanagi geborenen Susano-o, dem diese ältesten Tempel geweiht sind, möge mir vergeben, daß in diesen Aufzeichnungen von den berühmten Tempeln gar nicht die Rede ist, denn ich habe sie nicht gesehen.

Es ist nur die Rede von einsamen Wegschenken und Gasthöfen, nebenbei von dem Glücksgott Hotei, mit dem ich in einem toten Hotel in Matsue Brüderschaft trank. Zuletzt tritt auch ein singendes Schiff auf, auf dem ich an Onamujis heiligen Tempeln vorüberfahre.

Nach einer endlosen Reise an der Küste entlang traf ich bei strömendem Regen in Matsue ein. Mein Jinrikisha versank in Schmutz, der Kuli mit dem Strohregenmantel tanzte wie ein Strohwisch vor mir her und das Wasser sprang von seinem runden Hute trommelnd nach allen Richtungen auseinander. In der Chaya, Minami, wurde ich dank der Empfehlungskarte des japanischen Eisenbahnministers, den ich auf der Reise kennen lernte, wie ein Fürst empfangen. Der Wirt wagte es überhaupt nicht zu sprechen, und sobald ich eine Bewegung machte, schlürfte er diskret.

Augenblicklich stellte er mir das erste Stockwerk, zu dem eine schmale glatte Holztreppe ohne Geländer, eine Art Hühnersteige, emporführte, zur Verfügung. Meine sämtlichen Zimmer waren leer, aber es regnete wenigstens nicht hier. Die Fenster waren von oben bis unten aus gelbem Papier, es schien, als ob sie außen dick





mit Schnee bedeckt wären. Infolgedessen war es hier dunkel wie in einer Gruft. In der Nische hing ein halbverblaßtes Kakemono. In einem Nebenzimmer entdeckte ich einen kleinen Wandschirm, mit einer Tuschzeichnung geschmückt, ein frierendes Sperlingspaar auf einem Zweig.

Schon wurde ein neues Möbelstück hereingebracht, ein flaches Lackkästchen, ein Schreibzeug, Pinsel, Tusche, für den Fall, daß den hohen Gast die Lust zum Schreiben anwandele. Aber es war eine wunderbare Arbeit, schwarzer Lack mit einem düster orangefarbenen Zauberroß mit roten Drachenflügeln auf dem Deckel. Die Magd brachte einen Feuertopf, ein Kissen, und ich war eingerichtet. Bald sah ich ein, daß ich hier in ein kleines Museum und nicht in ein Gasthaus gekommen war. Es gab ja nichts zu essen und trinken hier — ein winziger Kuchen aus Strohpulver gebacken und so elastisch wie ein Schwamm, grünlicher, wässriger Tee, das war alles — aber es gab eine Menge herrlicher Genüsse für das Auge. Die Teeschale hatte kleine zartgelbe Farbtupfen, die mich entzückten; das Teebrett zeigte auf kupferrotem Lack eine ganze Landschaft: See, Hügel mit Fichten, eine Reihe von Teehäusern mit erleuchteten Fenstern. Mensch! sagte ich zu mir, siehst du nicht, daß in den Häusern Licht brennt? Tänzerinnen, Samisenen, sassa yo yassa. Das Kuchenbrettchen hatte eine Farbe wie ein verblaßter Fauteuil von goldgelbem Sammet, ein Zweig roter Vogelbeeren war darauf gezaubert. Um den Feuertopf ringelte sich durch bizarre Wolkenstreifen ein Drache. Jedes kleinste Ding, das





die Magd hereinbrachte, setzte mich in Erstaunen. Es muß eine Zeit gegeben haben in Japan, da es den Kunsthandwerkern und Künstlern einfach unmöglich war, etwas Schlechtes zu produzieren, man konnte ihnen zahlen, so viel man wollte. Jetzt ist es umgekehrt.

Erst nach einigen Stunden wagte es der Wirt zu erscheinen und meine Personalien aufzuschreiben. Er entschuldigte sich wegen des schlechten Wetters und verabschiedete sich rasch.

Hierauf saß ich vierundzwanzig Stunden auf dem gleichen Fleck und lauschte auf den strömenden Regen. Ich ging hin und her durch meine Zimmer, klopfte die Wände und die Matten ab und öffnete unaufhörlich die Schiebefenster um nach dem Wetter zu sehen. Meine Fenster gingen auf einen spiegelglatten See hinaus, an dessen fernem Ende mein Reiseziel, Onamujis Tempel lagen. Ich sah jene „große“ Brücke vor mir, von der Lafcadio Hearn so schöne Geschichten erzählt hat. Kleine Dampfer zogen hin und her im Regen. Sie erinnerten mich an Hunde, denen man das Rückgrat eingeschlagen hat, denn ihre Hinterteile hingen tief ins Wasser, so daß sie sich elend dahinschleppten. Unter meinen Fenstern lag ein kleines schmuckes Gärtchen mit zwei Palmstrünken, dicken Elefantenrüsseln mit etwas Salat am Ende ähnlich.

Das einförmige Bild rauchte im Regen.

Aber das schlimmste war, daß die Magd unausgesetzt im Zimmer kniete, meinen Befehlen harrend. Aus diesem Grunde unternahm ich zuweilen einen kleinen Spaziergang durch das Teehaus. Hier gab es ein





schmales Brückchen, das mir gut gefiel. Es führte von einem Teil des Hauses zum andern, war gewölbt, schmal wie eine Planke und ohne Geländer. Das mag ja nicht sehr praktisch sein, aber siehst du nicht, was für ein entzückendes Bild es gibt, wenn eine kleine Magd mit einer Lackschale auf den Händen darüber balanciert? Die Gäste sitzen in ihren Gemächern, sehen es, lächeln, und der Wirt genießt ihre wohlwollende Anerkennung aus der Ferne.

Am Abend gab es noch etwas hübsches zu sehen. Im Gärtchen glühte eine viereckige Laterne an einem Baume: eine Drahtschachtel voller Glühwürmchen. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und wieder kauerte die Magd am Boden. Dieses Mädchen war leider nicht mein Typus. Ich liebe nicht die starken Backenknochen und dicken Köpfe, ich liebe die Japanerinnen, die zart wie Mondsicheln sind, etwas schielen und eine feine Stimme wie ein Singvogel haben. Zwei solche Schönheiten warteten in den einfacheren Räumen des Erdgeschosses auf — nur die Empfehlungskarte des Eisenbahnministers war schuld an allem. Es war auch mühselig mit dem Mädchen zu plaudern, denn in Matsue sprach man einen anderen Dialekt als in Miyazu. Mit denselben Worten, mit denen ich in Miyazu den „Kaufmann von Venedig" und „Faust" erzählte, war ich hier kaum imstande, ein paar gesottene Eier zu bestellen. Ich strengte meine Erfindungsgabe an die Magd zu beschäftigen um eine Minute allein zu sein, aber sie war so eifrig und hurtig, kaum schloß sich die Schiebetüre hinter ihr, lag sie auch schon wieder auf der Schwelle.

Sie ging auch am Abend nicht. Sie saß und wartete, während ich mein bescheidenes Mahl verzehrte. Sie hatte die Hände auf die Knie gelegt und sah nicht auf, aber nichts entging ihren Blicken. Sobald ich die Schale nur abstellte, goß sie wieder Tee ein. Wenn es dunkel wurde, brachte sie meine Lampe. Es war dies eine Lampe, wie sie jetzt nur noch selten in Japan gebraucht werden. Ein großer Würfel mit transparenten Papierwänden, der auf hohen, dünnen Lackbeinen stand. Sie brachte auch noch einen Leuchter, einen Lampion, den man halb öffnen konnte; innen stand die Kerze. Dann saß sie wieder stundenlang und wartete, während ich beim sanften Lichte des andon las. Draußen rauschte der Regen, aus den unteren Gemächern drang der summende monotone Gesang eines einsamen Gastes, in der Ferne klimperte eine Samisen. Dann und wann pfiff einer der kleinen Dampfer auf dem Flusse. Ich lauschte: das war Europa, Europas Stimme, die hierher in diese vergessene Stadt drang.

Die Magd aber saß und schnaufte.

Sie blieb, bis ich mich niederlegte. Sie brachte die Polster und machte am Boden das Bett zurecht, sie war mir beim Auskleiden behilflich und half mir in mein Abendkimono.

Ich weiß nicht, wie ich diese Abende verbracht hätte ohne die Gesellschaft Hoteis (einer der Shichi Fukujin, der sieben Glücksgötter) der auf meinem Kakemono in der Nische abgebildet war. Der liebenswürdigste Gott, den man je gesehen hat. Da saß er mit dem hohen Wasserkopf und seinem enormen Bauch, auf dem der Kopf wie





eine Erbse saß. Mit einem Fächer fächelte er dieser Trommel von Bauch Kühlung zu. Und Hotei und ich unterhielten uns des Abends. Ich saß auf meinem Kissen und schlürfte Sake, den die dralle Magd auf den glimmenden Kohlen wärmte, wir blinzelten einander zu, schmunzelten. Hoteis Bauch zitterte oft von einem inneren Lachen und er klappte mit den Augendeckeln, wenn ich ihm zutrank. Wir beide wagten es ja nicht uns zu rühren. Kein Laut, kein Wort, denn die Magd saß da und ging nicht. Ich hätte ja Hotei gerne verschiedenes erklärt. Nun, wir verstanden uns auch so.

Nur wenn die Magd nach neuem Sake lief, so wagte ich es laut herauszulachen und Hotei kochte vor Lachen, er fächelte, pustete — aber schon trippelte es wieder auf den Matten — die Magd flog förmlich. Laß dir doch Zeit, Kleine!

Sie war ja nicht mein Typus.

Ich ließ den Wirt zu mir rufen.

„Bestellen Sie für morgen früh zwei Kuruma, ich will nach Kizuki und Izumo fahren zu den Tempeln!"

Der Wirt verneigte sich und schlürfte. „Ikimasen, Anata!" sagte er. „Es geht nicht. Die Wege sind bodenlos."

„Wie weit ist es zu den Tempeln?"

„Sechs Stunden mit dem Wagen. Aber es regnet ja."

„Wird es morgen wieder regnen?"

„Ja. Die Regenzeit hat vorgestern angefangen, gerade als Sie ankamen."

„Wie lange dauert die Regenszeit gewöhnlich?"

„Vier bis sechs Wochen."

„Schön."

„Und die Götter sind ja nicht anwesend in diesen Monaten," fügte der Wirt hinzu.

Die Götter waren nicht zu Hause. Sie waren nur im Oktober anwesend, während der übrigen Monate waren sie über ganz Japan verstreut. Nun kam ich viele hundert Meilen weit hierher und die Götter waren nicht zu Hause!

Ich reiste ab. Der Wirt überreichte mir eine ganze Rolle von Rechnungen. Einige Eier, etwas Reis, etwas Sake und Tee, aber die Rechnung dieses Museums von einem Teehaus überstieg weit die Forderungen des ersten Hotels in Yokohama. Ich habe mich häufig über diese lächerlich hohen Rechnungen von Gasthäusern in der Provinz gewundert. Der Wirt nimmt dir für nichts 20 Yen ab, er ächzt höflich, du siehst ihn an, er schlürft. In vielen Fällen mag es Geldgier und Unverschämtheit sein, aber gewiß nicht in allen. Es ist mir gelungen nach langem Nachdenken in den Gedankengang dieser Provinzwirte einzudringen.

Sie denken: „Dieser hohe Gast ist fremd hier. Er kennt nicht die Sitte des chadeis. Er weiß nicht, daß ich nur berechne, was mich alles selbst kostet und von der Freigebigkeit meiner Gäste ein chadei erwarte. Dieser hohe Gast ist ein vornehmer Herr. Er würde ein großes, seinem Stande entsprechendes chadei geben. Ich werde es selbst darauf schlagen, um ihn nicht durch eine Kulirechnung zu kränken. Er würde die Rechnung einfach erzürnt in Stücke reißen. Ich will ihm zeigen, wie hoch ich ihn einschätze und daran soll es nicht fehlen, so wahr ich lebe."





Im strömenden Regen bestieg ich einen der winzigen Flußdampfer, einen jener kreuzlahmen Hunde, um nach Sakai zu fahren. Dort ging heute ein Dampfer nach Shimonoseki, wie mir der Wirt sagte. Der Dampfer heulte, die Maschine begann zu ticken und zu steppen wie eine Nähmaschine, und wir fuhren langsam den Fluß hinunter.

Von Matsue habe ich wenig, fast nichts gesehen. Das Wetter erlaubte nur einige ganz kurze Ausflüge. Ich sah am Abend einen Komplex schöner Tempel, ein später Beter klatschte sich im Kreise umher und ich hörte noch sein Händeklatschen, als er längst in der Dunkelheit verschwunden war. An diesem Abend hörte ich auch eine jämmerliche Blechmusik, wahrscheinlich eine Militärkapelle, „foreign style", die übte — oder konzertierte sie? — Es klang wie die Musik zu einem Stierkampf und der Stier rast gerade in die Arena. — An einem Morgen machte ich mich auf, den Reisstampfer zu suchen, bei dessen Dröhnen Matsue erwacht, wie Lafcadio Hearn schrieb. Ich hörte nichts, ich sah nichts, und nur durch einen Zufall entdeckte ich ihn in einer schmalen Gasse, in einer kleinen Werkstatt. Es war ein großer Holzhammer, der in einen Steintrog schlug und dessen kürzerer Hebelarm von einem Mann getreten wurde.

In Sakai erfuhr ich zu meiner großen Freude von dem Kuli, der sich meines Gepäckes bemächtigte, daß der Dampfer, ganz wie der Wirt in Matsue gesagt hatte, in einer Stunde abging. Der Kuli fuhr mich zum Bureau der Dampfergesellschaft, einer mittelalterlichen Schreiberstube, wo viele pinselnde Schreiber tätig waren, hierauf in einen Gasthof.





„Der Dampfer fährt in einer Stunde ab, ja. Wollen der Herr Mädchen oder Tänzerinnen zur Unterhaltung rufen lassen?"

Ha! Ha! Was für eine Idee! Der Dampfer ging ja schon in einer Stunde! Nein, danke.

Da aber der Dampfer stets in einer Stunde abging, so lebte ich zwei Tage in dem ärmlichen Gasthof, der unter dem Schreckensregiment einer Anzahl draller Dirnen zitterte. Am frühen Morgen wurden die Holzschiebetüren mit ungeheurem Getöse entfernt, man mußte aufstehen, essen, wann sie es wünschten, es gab keinen Widerspruch. Ich wurde zwar zuvorkommend behandelt, aber es war bei weitem nicht jene feierliche Scheu, mit der man mich in Matsue umgab. Wohlweislich hatte ich die Empfehlungskarte des Eisenbahnministers nicht vorgezeigt. Die Inn war das Modell eines japanischen Gasthauses aus dem vorigen Jahrhundert. Sie wimmelte von Leben. In den unteren großen Gemächern des Eingangs saßen den ganzen Tag über würdige Männer, die shogi, das japanische Schach spielten. In der Küche wimmelten die Mägde, die die Mahlzeiten bereiteten. Ich sah hier, wie man Gemüse zu hacken und zu schaben hat; mühselige kleine Kunstwerke von Salat und Rüben, Würfel, Pyramiden wurden hier angefertigt. Die Mägde, ich kann es schon sagen, kokettierten mit mir, und eine alte Magd machte mich mit unzweifelhafter Deutlichkeit auf die Reize der Mädchen aufmerksam. Leider befand sich auch unter ihnen nicht mein Typus. Nur eine mit hellerem Teint und sanften vollen Formen, schien einige Aussichten zu haben. Tagsüber empfing ich hundert Gäste in meinem kleinen

Zimmer, zumeist Seeleute, kleine Kapitäne und Steuermänner. Ging der eine, so schob sich augenblicklich eine Hand zwischen die Schiebetüren und ein neuer Besuch kniete schlürfend auf der Schwelle. Am Abend stiegen die Mägde in ein großes dampfendes Faß im Hofe, und es sah besonders drollig aus, wenn zwei zu gleicher Zeit im Faß hockten und nur ihre dicken Köpfe heraussahen. In der Nacht erwachte ein geheimnisvolles Leben im Hotel. Ich konnte mich an den seltsamsten Schattenspielen an meinen Papierwänden entzücken, während ich auf meinen Polstern unter einem riesigen grünen Moskitonetz, das fast das ganze Zimmer einnahm und gleichsam ein zweites Zimmer bildete, wie unter einem komfortablen Bahrtuch ruhte. Ich kam mir hier wie eine elegante ausgestellte Leiche vor.

Dieses Sakai bestand nur aus einer einzigen Hauptstraße, die sich am Kai entlang zog. Hier lagen einige kleine Frachtdampfer, abenteuerliche Segelschiffe, die aus Zigarrenbrettchen und Hanfstricken gemacht zu sein schienen und an japanische Rüstungen erinnerten. Waren wurden aus- und eingeladen. Scharen von Weibern und Mädchen, halbnackt, schleppten Ballen aus den Schiffen. Die Ballen wurden ihnen in den Nacken geworfen und sie krochen trippelnd mit geknickten Knien über die Straße in ein Tor hinein, wo ein pinselnder Schreiber mit einer großen Brille saß. Braune, nackte Männer arbeiteten auf den Schiffen und am Kai. Hier wurden Taue angezogen, unter Gesang, dort wurden Ballen abgewogen. Dies geschah mit Hilfe einer Hebelwage, die von zwei Männern auf den Schultern in die

Höhe gestemmt wurde. Lustig und eifrig wie ein Spiel vollzogen sich die Arbeiten. Überall sah man lachende, von Schweiß triefende Gesichter. EinPfeifenrohrerneuerer stand mit seiner Scherenschleiferausrüstung inmitten der arbeitenden Knäuel, umdrängt von Kunden. So ein neues Pfeifenrohr, fix und fertig eingesetzt, kostete einen sen, es gab auch teurere, für zwei sen. An der Mauer des Kais arbeitete eine Wäscherin. Sie stand bis an die Knöchel im Wasser auf einer Stufe und wusch. Aber sie wusch nicht mit den Händen, fiel ihr nicht ein, sondern mit den Füßen; sie arbeitete nicht, sie vergnügte sich mit Waschen, sie tanzte. Sie preßte, quirlte, quietschte die Wäsche im Takt, ein Dutzend Tanzschritte auf dem linken Fuße, ein Dutzend auf dem rechten. Dabei stemmte sie lose die Hände in die Hüften und besah sich die Welt. Sie hatte das Gefühl einen Spaziergang zu machen und arbeitete nebenbei. So! Was für eine sonderbare Stadt, dieses Sakai.

Am Abend aber sah dieses armselige Hafenstädtchen festlich aus. Eine Reihe von Teehäusern schimmerte in der Nacht, wie Palasthotels erschienen sie gegen die ärmlichen Wohn- und Geschäftshäuser. Lachen, Gesang, Samisengeklimper, Klatschen und das fremdartige, miauende Singen der Geishas. Sakai taumelte in wildem Genuß und Schreie der Lust durchdrangen die Stille der heißen, dunklen Nacht.

„Wann geht der Dampfer nach Shimonoseki?"

„In einer Stunde, Herr."

„So, so. Yoroshii'n des!"





Die Mägde wurden immer liebenswürdiger und amüsierten sich über mich. O, ich verstand ja nicht, weiß Gott, diese Europäer sind doch baka-baka!

In Wahrheit aber hatte ich mein Herz an die Tochter des Wirts verschenkt. Sie war ein entzückendes Geschöpf, sechzehn Jahre alt, schmal, blaß, eine kleine Prinzessin, die den ganzen Tag über im Halbdunkel des unteren Gemaches saß. Zuweilen schlürfte sie ein Täßchen Tee, das ihr eine Magd reichte, das war ihre ganze Beschäftigung. Von Zeit zu Zeit sah sie zu mir herauf und stets blitzten ihre Zähne bei dem langsamen sanften Lächeln, das sie mir zusandte. Sie zog die nackten Füße an, sie richtete eine Schleife im Haar, sie ordnete den Gürtel, und wieder wandte sie mir ihre schönen leuchtenden Augen zu. Sie saß immer auf dem gleichen Kissen. Wird sie nie aufstehen? Nein. Wird sie sich nie regen? Nein.

Wieder die sonderbaren Schattenspiele in der Nacht. Nun erst wurde es mir zur Gewissheit, dass ich seit zwei Tagen in einem öffentlichen Hause lebte. Oh, haha, wie sie lachen mussten über mich! Am nächsten Morgen wandte ich alle meine Energie auf: „Herr, wann kommt der Dampfer für Shimonoseki?"

„In einer Stunde, Herr!"

Schön. Augenblicklich traf ich meine Anstalten, denn ich hatte beschlossen ein Liebesverhältnis anzufangen, da ich bis zur Abfahrt des Dampfers noch eine volle Stunde Zeit hatte.

Ich nahm die hübsche Magd mit dem hellen Teint und den sanften vollen Formen beiseite und besprach





mich mit ihr. Sie war sofort einverstanden. Aber nun strömten alle Mägde und Gäste des Hauses zusammen. Das störte jedoch keineswegs unsere Unterhandlungen, im Gegenteil, sie wurden dadurch angeregter. Ob ich ihr ein Geschenk geben würde? Gewiß. Sie brauche nur zu fordern.

Die hübsche Magd lächelte und sah alle an. Sie verlangte zwei Yen. Und damit war ich verlobt.

Ein Steuermann aber zog mich in eine Ecke, gestikulierte und indem er die Hand immer höher hob, wiederholte er flüsternd: „Takai, takai!" Zu teuer!

In diesem Augenblick aber heulte ein Dampfer und der Wirt trat auf mich zu und sagte mit einer liebenswürdigen Handbewegung: „Da ist der Dampfer".

Der asahi-maru, ein schwarzer Kasten mit einem ungeheuer langen Schlot legte am Kai an.

Ich zahlte meiner Braut rasch einen Yen Reugeld und kletterte an Bord.

Lebe wohl, meine schöne Prinzessin! Das letzte, was ich von ihr sah, waren ihre weißen Zähne und ihr langsames sanftes Lächeln, mit dem sie auf meinen Gruß antwortete.

## Das singende Schiff.

Der „asahi-maru" glitt langsam ins Meer hinaus und das rege Leben auf dem Kai von Sakai glich bald einem mikroskopischen Bild wimmelnder Lebewesen. Wir zogen an braunen Dörfern vorüber, an Pfahlbauten aus Bam-





bus, mit Stroh gedeckt, die im Wasser standen; merkwürdige schmale Boote mit hohen Schnäbeln und braunen nackten Ruderern begegneten uns.

Aber wie wundervoll war doch die Landschaft! Die Wolken hingen dicht über den bewaldeten Hügeln, so tief wie nur in Japan die Wolken hängen, und dadurch erschienen die Hügel wie riesige Berge. Aus dem Meere ragten Klippen, sonderbar geformte Felsen, zerfressen und zernagt, mit einer Gruppe Zwergfichten darauf. Sie sahen aus wie Ruinen von Burgen, die ins Meer gesunken waren, zerfallene Türme, auf deren Zinnen sich ein Rudel phantastisch geformter Fichtenbäumchen festklammerte. Die ganze Landschaft war grau und braun, eine alternde Landschaft. Die Passagiere standen in Gruppen an Bord und labten sich an den grotesken Klippen, plauderten, lächelten und hingen mit trunkenen Augen an einem Fichtenbäumchen, das ganz am Rande eines Blockes stand, auf gekrümmten Wurzeln, deren Geäder sich vom grauen Meer abzeichnete. Sie schüttelten die glatten Köpfe und konnten sich nicht satt sehen. Das war ja keine Fichte, nein, sie alle sahen, daß es ein Greis war, ein hagerer Einsiedler, der auf den Fersen am Rande des Blocks stand, auf seine Zehen herabblickte und auf dem Wege ins Bad in tiefe Gedanken versunken war.

Der „asahi-maru", die „Morgensonne", hielt auf die Spitze eines langgestreckten Vorgebirges zu und es dunkelte bereits, als wir es umfahren hatten.

„Wir werden in einem Tage nach Shimonoseki kommen", sagte mir Herr D. Onomoy, ein Passagier.





Also in zwei Tagen! Wir fuhren sogar etwas länger, aber ich zählte die Stunden nicht.

Die ersten Kajüten lagen in der Mitte des Dampfers, zu den Seiten des Speisesaals, der drei Schritte lang und zwei Schritte breit war und ein komisches kleines Büfett und einen Tisch enthielt. Ein Vorhang trennte ihn von der zweiten Kajüte, die japanisch eingerichtet war. Die Passagiere lagen und hockten auf dem Teppich, den ein kniehohes Gitter einschloß. Ein kleiner Gang, ebenfalls mit einem Gitter versehen, führte hinein und hier standen all die Holzschuhe der Fahrgäste, die sie ablegten, bevor sie den Teppich betraten. Die Passagiere schliefen fast den ganzen Tag, nur bei den Mahlzeiten oder besonderen landschaftlichen Attraktionen erwachten sie. Sie schliefen auf Vorrat, sie trainierten sich im Schlafen.

Die Wachenden unterhielten sich leise und murmelnd, und die Art des Benehmens drückte höflichstes Entgegenkommen aus und die Absicht, einander so gefällig wie nur möglich zu sein. Nichts von dem Betonen der Persönlichkeit, dem Hervorheben eigener Interessen, nichts von der angeregten und witzelnden Unterhaltung europäischer Reisenden des Bürgerstandes, nein, jeder war bemüht so unaufdringlich wie möglich zu sein und dem Reisegefährten seine Wertschätzung durch äußerste Zurückhaltung zu beweisen. Kein Lachen, nur Lächeln, keine großen Gebärden, eine kleine Handbewegung, eine diskrete Verbeugung, das war alles. Ich beobachtete auch von meinem Vorhang aus oft lange jenes schöne Mädchen mit den märchenhaft feinen Brauen, und oft ruhten seine großen, brennenden, dunklen Augen lange







Zeit auf mir, ohne Erstaunen, ohne Neugierde zu verraten; sie betrachtete mich ebenso aufmerksam wie ich sie.

Meine Reisegefährten behandelten mich mit ausgesuchter Höflichkeit. Es verirren sich selten Europäer an diese Küste und auf der „Morgensonne" war ich der erste weiße Passagier. Auf der Brücke, im Steuerhaus, überall winkte man mir und überall war ich zu Hause. Die Reisegenossen boten mir Sake und Orangen an, und das schöne junge Mädchen lächelte sogar einmal, als ich vorüberging, ein flüchtiges, scheues Lächeln, während es in der mystischen Tiefe seiner Augen aufleuchtete.

Hier machte ich auch die Bekanntschaft jenes Mannes, den ich den Sultan nannte. Er war der einzige Passagier der ersten Klasse und ich bemerkte ihn erst, als ich ihn schnarchen hörte. Bei den Mahlzeiten kam er aus seiner Koje heraus, um ebenso rasch zu verschwinden und augenblicklich weiter zu schnarchen. Er hatte sich offenbar vorgenommen einen Rekord zu schaffen, nicht nur im Dauerschlafen, sondern auch im Schnellschlafen. Er war ein Mann von außergewöhnlicher Körpergröße, fett, muskulös, gewissermaßen luxuriös gebaut, mit einem dicken Tyrannenschädel, langen Bartfasern am Kinn und einem dräuenden Blick.

Jede seiner Bewegungen war ein Befehl. Der Boy, der uns bediente, verbeugte sich unaufhörlich, schlürfte, ächzte und antwortete schon, bevor der Sultan seine kurzen scharfen Befehle herausgestoßen hatte. Er erschien mir wie ein Tyrann aus Tausend und Eine Nacht, der fünftausend Sklaven enthaupten läßt und dabei







seine Pfeife raucht. Der Sultan aber sah mich gar nicht! Er sah an mir vorbei, er sah durch mich hindurch ohne mich je zu bemerken. Ich mühte mich mit den Eßstäbchen ab, etwas gehacktes Gemüse, rohe Fischschleißen und Reis zu essen, auch das machte auf ihn keinen Eindruck. Er aß rasch und gewaltig viel, blies durch die Nase, warf einen dräuenden Blick durch den Vorhang und verschwand um an seinem Rekord zu arbeiten.

Am zweiten Tage erschien er mit einem Fächer, ließ ein Königreiche erschütterndes Räuspern hören und setzte sich an meiner Seite auf die Bank. Er stützte den Kopf in die Hand, fächelte sich und betrachtete mich aufmerksam.

Nun aber bemerkte ich ihn nicht, wie merkwürdig!

Augenblicklich wandte er sich ab.

Vor mir aber stand die Teekanne und plötzlich nahm ich eine Schale und reichte sie ihm.

„Anata, o cha suki des ka?"

Wie er sich verwandelte! Wie er sich verneigte, schlürfte, die Hand unter der Schale vibrieren ließ, als ich ihm Tee eingoß, wie er sich beeilte mir ebenfalls eine Schale zu reichen, lächelte, seufzte. Sein Herrscherwesen war zerschmolzen, seine Augen strahlten kindliche Güte —

Siehst du?

Auf dem asahi-maru machte ich auch die Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns namens D. Onomoy. Daß er so hieß, weiß ich, weil er mir das ganze Notizbuch mit seinem Namen vollschrieb. Er schrieb ihn so oft, bis ich imstande war ihn richtig auszusprechen und dann schrieb er ihn noch einigemal aus purer Gefälligkeit.







Und endlich so oft er einen Zettel in die Hand bekam. „D. Onomoy" — und reichte ihn mir und sagte: my name! Dieser junge Mann hatte eine Menge anderer Eigentümlichkeiten an sich. Er war europäisch gekleidet, das heißt, er trug einen hellen Bedientenkittel, gestreift wie ein Zebra, er pfiff auf einem hohlen Zahn und fuhr sich dann und wann plötzlich mit dem Finger in den Mund. Beim Sprechen sammelte sich in seiner Mundhöhle so viel Luft an, daß er genötigt war sie nach einem Dutzend von Worten durch die Nase wie durch ein Ventil auspfeifen zu lassen. Er hatte auch die Eigenschaft immer Sake zu schlürfen, und im Zustande eines leisen Rausches sprach er ein wenig Englisch; sobald er aber wieder nüchtern war, verstand er keine Silbe mehr und konnte nur noch yes sagen. Das aber sagte er sehr eigentümlich, es klang wie der Seufzer eines Sterbenden. D. Onomoy beschäftigte sich damit mir kleine berühmte Verse aufzuschreiben und er schrieb ganze Rollen von Papier damit voll. Ich war erstaunt, wie viel dieser einfache Kaufmann oder Händler wußte. Diese Verse mußte ich dann so oft lesen, bis ich sie richtig aussprechen und auswendig hersagen konnte. Denn früher gab sich D. Onomoy nicht zufrieden. Darauf unternahm er mit mit mir eine Tournee auf dem Dampfer. Auf der Brücke, im Steuerhaus, in der Küche, überall mußte ich meinen Vers aufsagen. Wir ernteten ungeheuren Beifall. Ich muß gestehen, daß das sehr anstrengend war, und wenn ich D. Onomoy auf einige Stunden verließ, so warteten bei meiner Rückkehr schon wieder ganze Stöße von Versen auf mich. Sie waren klein und zart und ich habe sie noch nicht alle vergessen.







Einer lautete:

Nani - o
Kuyo-kuyo
Kawahata - yanagi
Mizu - no - nagare - wo
Mite - kurasu.

Warum machst du dir Sorgen? Sieh den Weidenbaum, der die Tage verbringt, dem rieselnden Wasser zuzusehen.

Gewiß war das D. Onomoys Lebensweisheit: Nani-o kuyo-kuyo —

Dreimal am Tage trug der Boy geduldig das ganze japanische Mahl für mich auf, eine Menge Lackschalen und Schälchen. Da ich aber immer nur an den Speisen herumstocherte, wurde der Koch schließlich todunglücklich. Ach, selbst seine erlesensten Leckerbissen, wie Fischaugen und Seetang, ließ ich unberührt —!

Gegen Abend nahmen alle Reisenden ein Bad in einer Kufe voll kochend heißem Wasser, die auf dem Vorderdeck des Dampfers in einem kleinen Holzverschlag untergebracht war. Krebsrote, dampfende Gestalten drängten sich um die Kufe und es ging laut und fröhlich zu. Zuerst kamen die Männer und dann die Frauen.

Am Abend saßen wir, die Offiziere, Steuerleute, D. Onomoy und ich an Deck und tranken Sake und unterhielten uns. Die Nächte waren warm, flimmernd von Sternen, im Meere glitzerte der Mond und unser Kiel zog einen feurigen Streifen durch die glatte Flut. Die Offiziere waren sanfte stille Männer mit braunen Gesichtern und schneeweißen Gebissen. Ein jeder hatte







einen kleinen Schrein in einer Nische seiner Kajüte, mit einer kleinen Blumenvase davor.

Japans phantastische Küste glitt langsam an uns vorüber. Oft verloren wir uns zwischen kleinen Inseln, die, von Fichten gesäumt, wie ungeheure Flossen aus dem Meere ragten. Zumeist trugen Hügel und Höhen nur eine einzige Reihe von Fichten, deren Silhouetten sich scharf abzeichneten. Wir liefen unzählige kleine Hafenplätze an, die oft so versteckt lagen, daß ich sie erst gewahrte, wenn wir ganz nahe waren. Der Matrose warf das Blei aus und gab mit singenden Schreien die Tiefe des Wassers an, der asahi-maru heulte, und aus den versteckten Häfenplätzen kamen ein paar Boote heraus. Lange, mit hohen Schnäbeln und breite, fast runde Frachtschiffe, von nacktem und halbnacktem, braunem Volk gerudert. Was für prachtvolle Gestalten waren das doch. Dunkelbraun, herkulisch gebaut, mit Augen, die schon etwas schielten, wenn sie mich ruhig ansahen, Tücher um die glattgeschorenen Köpfe geschlungen; fremdartige wilde Menschen, edlen Tieren ähnlich. Sie brachten Hunderte von Ballen getrockneter Fische in sauber geflochtenen Matten, um sie zu verladen. Unterdessen gaukelten Heere von rotbraunen und weißlichen Quallen im Meere auf und ab, fliegende Fische schwirrten auf und unsere zwei riesigen Haifische, die uns begleiteten, spielten in weiten Kreisen um das Schiff herum.

Nachts kamen die braunen wilden Fischer in Booten mit offenen Feuern und Fackeln heran.

Aber wenn sie die Ballen verluden, so sangen sie dabei. Es war ein monotoner, wehender Singsang, der weithin

über das Meer hallte, anschwoll, wenn die Kräfte vereinigt werden sollten, und plötzlich abbrach. Eine Stimme setzte wieder ein, ein paar Stimmen schlossen sich an, die Stimmen verwoben sich, klangen, hallten — es war eine fremde Sprache, eine fremde Melodie und ich verstand sie nicht.

Stundenlang klang dieser hallende, wehende Singsang um das Schiff und oft erwachte ich des Nachts in meinem kleinen Kindersarg in der engen Koje bei dem Gesang der braunen Fischer. So kam es, daß es mir schien, als singe der asahi-maru auf seiner ganzen Reise.

## Eine heilige Insel.

Von Shimonoseki wandte ich mich südlich, über die Insel Kyushu. Hier wollte ich feuerspeiende Berge besteigen und bis in die südlichsten Fingerspitzen des japanischen Kaiserreichs vordringen. Allein es regnete Tag um Tag kochendes Wasser, und die wissenschaftliche Ausbeute meiner ganzen kläglichen Expedition besteht in der Konstatierung, daß es in Nagasaki einen ausgezeichneten Whisky gibt.

Auf meiner Rückreise hellte sich das Wetter gerade auf, als wir die Insel Itsukushima passierten, und so kam es, daß ich die Insel besuchte. Mit ihr aber hat es folgende Bewandnis:

Als die drei Töchter des Gottes Susano-o, jenes Gottes, der aus der Nase seines Vaters Izangi geboren wurde, über die Lande dahinfuhren, entdeckten sie in der Inland-





see eine kleine Insel, die ihnen ganz ungewöhnlich gut gefiel. Sie hatten den Geschmack der Japaner. Diese Insel, es ist nichts daran zu sehen! Eine Bergkuppe, die aus dem Meere emporragt, schwarz von Nadelwäldern, ein Igel von einer Insel, steil, zerrissen und zerklüftet und kein Zoll ebenen Bodens. Die Göttinnen aber gerieten darüber in helles Entzücken.

Sie sprachen durchs Orakel zu einem gewißen Saiki-no-Kuratsukuri, dieser Saiki-no-Kuratsukuri begab sich zur Kaiserin Suiko und daraufhin wurde ein Tempel errichtet. Die Göttinnen kehrten zum Mond zurück, wo ihr Vater in einer großen Mondstadt wohnte, und sahen zu, wie man auf ihrer Insel an dem Tempel arbeitete. Kein Zoll ebenen Bodens — das eben war es. — Für fünfhundert Jahre waren sie zufriedengestellt, dann aber kam ihnen der Tempel ärmlich und elend vor und so erschienen sie dem Beherrscher der Provinz Oki, Tairo-no-Kiyomori, im Traum und offenbarten ihm ihre Wünsche. Tairo-no-Kiyomori ließ seine Phantasie spielen. Bei den Göttinnen, es sollte etwas ganz Außerordentliches werden, etwas Ungewöhnliches, ganz Japan sollte davon sprechen.

Mikados, Shogune, Daimyos wetteiferten, Taire-no-Kiyomoris Werk zu ergänzen.

Die Insel aber wurde Itsukushima genannt zu Ehren der ältesten der drei Göttinnen, die sich Itsukushima-Hime schrieb. Sie erreichte den Rang einer der drei großen Sehenswürdigkeiten Japans.....

Itsukushima ist jetzt der entzückendste Fleck Erde. Ein anmutiges Spielzeug. Dächer und Pagoden der

Tempelkomplexe lugen aus den Wäldern der steilen Insel. Der Haupttempel ist auf Pfählen errichtet, und zur Zeit der Flut sieht es aus, als schwimme er. Das ist Tairo-no-Kiyomoris Phantasie, die hier schwimmt! Er verstand wohl, worauf es den Göttinnen ankam: kein Zoll ebenen Bodens! Vor dem Tempel aber im Meer steht der große Torii, aus unbehauenen, geschälten Baumstämmen gefügt. Da steht er — mitten im Wasser, das Entzücken Japans. Alleen von riesenhaften gekrümmten Fichten, Fluchten von Steinlaternen, träumende Haine, gebogene Brücken, gewundene Wege, groteske Schluchten mit kleinen Wasserfällen und eine Unmenge der niedlichsten, lieblichsten Teehäuser. Sie stehen mitten in den rieselnden Bächen der steilen schmalen Täler, die zum Meere abfallen. Man hätte sie ja zur Seite der Bäche errichten können, aber nein, darum handelte es sich nicht. Sie wurden auf Pfähle mitten in die Bäche gebaut; sie sind nicht größer als ein Zimmer und nach allen Seiten offen. Die Samisen klingt in ihnen, Tänzerinnen bewegen sich darin in zierlichen Posen, der Bach springt über die Steine hinweg und rieselt unter den Teehäusern hindurch; zahme Hirsche stehen im Bache, trinken und kühlen die Läufe. Ganze Gruppen solcher Teehäuser liegen beisammen. Mägde und Tänzerinnen trippeln über die künstlichen Brückchen und Wege. Die Wege der Gärtchen sind schmal und mit gelbem Sande bestreut. Kleine künstliche Weiher mit Goldfischen, Springbrunnen, Zwergbäume, seltsam geformte Steine, Treppenfluchten, blühendes Gebüsch. Und diese kleine, reizende, märchenhafte Welt ist ein-







geschlossen von turmhohen Kampferbäumen und Fichten, in deren Wipfeln Büschel von Sonnenstrahlen flimmern.

Hier gibt es heilige Tauben, Rudel heiliger Hirsche und ein heiliges Pferd. Es ist dick, glänzend vor Wohlgenährtheit, denn alle Besucher füttern es, seine Augen sprühen Blitze, und es betrachtet diese Anstellung nicht als einen Glücksfall, sondern als das Schicksal der Pferde auf der Welt.

Draußen hinter den gekrümmten Fichtenbäumen blaut das Meer und die Welle glitzert am Gestade. Auf der Insel herrscht kein Laut, nur feierliches Schweigen. Es ist kühl hier und schattig, denn auch die Sonne hat hier nicht so ohne weiteres Zutritt, nur soviel, als es angenehm ist.

Am Abend brennen Hunderte von Erzlampen in den Galerien des Haupttempels; und auf der Spitze der Insel brennt ein Licht, das seit mehr als tausend Jahren nicht erlosch: wenn die Göttinnen aus ihrer Mondstadt herab auf die Erde blicken, wie könnten sie ohne diese Illumination ihre Insel finden?

Die Töchter Susa-no-o's hassen die Trivialitäten des menschlichen Daseins und wollen davon verschont bleiben. Auf ihrer Insel darf keine Frau gebären, sie muß hinüber aufs Festland, da, wo das gemeine Leben zuhause ist, und erst dreißig Tage nach der Entbindung kann sie wieder zucückkehren. Es ist auch nicht zulässig, daß man hier stirbt. Man wird hinüber an die Küste gerudert, wo die Gräber sind. Auch Hunde sind verpönt, sie riechen übel, sie kläffen. Hier gibt es nur Hirsche, Pferde, Tauben und Scharen von kleinen Krabben, die über die Wege kriechen und keinen Lärm machen.







Aber die Göttinnen wollen unterhalten sein, sie verlangen keine blutigen Opfer, sie verlangen Zerstreuungen. Die Feste nehmen daher kein Ende. Es vergeht kaum eine Woche ohne Festlichkeiten und Tag und Nacht stehen kleine Tänzerinnen in roten und weißen Gewändern bereit, für den Fall daß die Wallfahrer die Lust anwandeln sollte die Göttinnen durch einen Tanz zu erfreuen. Im Frühling findet das Pfirsichblütenfest statt, „Tokasai", den Göttinnen werden Pfirsichblüten geopfert. Auf einer im Meer errichteten Bühne werden die vornehmen höfischen Tänze, „No", aufgeführt. Pantomimische Tänze entzücken die Augen der Göttinnen; die Tänzer ersticken in kostbaren Gewändern aus schwerer Seide, Gold und Stickereien; sie tragen Tiermasken, Schmetterlingsflügel, es ist unbeschreiblich.

Das Hauptfest des Sommers ist das Musikfest „Kwangensai". Tausende von Booten und geschmückten Fahrzeugen strömen herbei und wimmeln vor dem Tempel, der auf dem Wasser schwimmt, und um das riesige Tor, das im Wasser steht. Wimpeln, Fahnen, Flaggen. Die Priester nehmen in drei Booten Platz, die zu einem vereinigt werden. Teppiche und Fahnen schmücken das Fahrzeug, dessen drei lange hohe Schnäbel grell bemalt sind. Papierlaternen an hohen Bambusstäben, der heilige Spiegel, das heilige Schwert und die heilige Lanze prangen am Bug und Stern des Schiffes, in der Mitte des Verdecks ruht der heilige Schrein und zu seinen Seiten knien die Priester. So fährt das dreikielige Schiff ab. Es zieht durch den mächtigen Torii im Meere hindurch und treibt hinaus aufs Meer, der Küste zu. Dort bleibt es, und wenn die





Flut kommt, fährt es wieder zurück und zieht durch den Torii hindurch wieder ins Gehege des Tempels ein. Die Musikanten spielen, Trommeln und Pfeifen, die Fackeln glühen, die Papierlampen leuchten. Das merkwürdigste Fest aber ist das Fest des Edelsteinhaschens, „Ennensai oder Tamatori Ennensai", und ich bin gewiß, daß es den Beifall der Göttinnen findet. Es findet am 18. Juli statt. Im Meere wird aus vier Pfosten ein Turm errichtet, geschmückt mit Tüchern. Darin hängt eine Art Krone und in der Krone befindet sich ein geweihter Edelstein, der an einer Schnur, die mit dem Tempel verbunden ist, auf und ab bewegt werden kann. Tausende von nackten jungen Männern tummeln sich im Wasser, voll Begierde den Edelstein zu haschen. Das Juwel wird hinabgelassen, die Taucher wimmeln, strampeln, hundert Hinterteile und viele hundert Füße strecken sich in die Luft. Das Juwel schnellt empor, die Taucher pusten, lachen, wiehern wie junge Hengste: die Göttinnen aber, mit Itsukushima-Hime an der Spitze, sitzen und lächeln . . . .

Oben im Wald steht eine fünfstöckige Pagode, alt und längst entschlafen, nur noch die Hülle eines Hauses. Daneben liegt ein riesiger Tempel, der mit seinen Säulenalleen und seinem mächtigen Gebälk „aus einem einzigen Kampferbaum errichtet wurde". Wände und Säulen dieses Tempels sind über und über besät mit Reisspachteln, die breiten flachen Kochlöffeln ähnlich sind und die Namen der Pilger tragen, die sich unter den himmlischen Schutz der Göttinnen stellten. Schöner, wenn auch weniger sonderbar als dieser Tempel, die





Halle der tausend Matten, „Senjo-jiki", ist Itsukushima-Himes Tempel selbst. Ein Wald roter kurzer Säulen, ein Heer von Metallampen, die in den mäanderförmig gewundenen Galerien hängen, die den Tempel wie ein Labyrinth umgeben. Das Meer plätschert an den Pfosten. Die Sonne hat die Galerien glühend heiß gebrannt. Im Tempel selbst herrscht eine bronzegrüne Dunkelheit, in der es schimmert von Gold und Lack. Eine wunderbare Sammlung von Kunstschätzen und Reliquien zeugt von dem Reichtum und der Gönnerschaft vieler Jahrhunderte. Vergilbte Manuskripte, halbvermoderte seidene Fächer, die einst die Hand des Kaisers Takakura bewegte, Rüstungen und herrliche alte Zeichnungen und Bilder. Hier sah ich auch ein Bildnis von Yama-Uba, der Heldin des herrlichen Tanzes von der „plappernden Bergfrau". Unter den Bildern befand sich eine sehr interessante Darstellung eines holländischen Segelschiffes aus dem 17. Jahrhundert. Könnte ich aber doch jenes Bild beschreiben, das am Eingang des Haupttempels stand! Es war ein Gott, ein Schöpfer, erhaben in jedem Zuge, mit wehendem Barte und flatternden Gewändern, der in einer Schilflandschaft unter drohenden Wolken schwere Gedanken in seinem göttlichen Haupt hin- und herwälzt. War es Susa-no-o, der „wilde Gott", oder war es Izanagi, der Schöpfer Japans selbst, wie er gerade aus dem Hades zurückkehrte?

In der Galerie stand irgendwo ein Pferd aus Bronze, ein edles, ungestüm aussehendes Tier mit wilden Augen und geblähten Nüstern. Merkwürdigerweise waren die Füße des Pferdes an den Gelenken mit starken Seilen







umwunden, die sich wie zehnfache Fesseln aus nahmen. Der freundliche Priester mit den grauen Haaren und dem jünglinghaften, feinen Gesicht erklärte mir sofort den Zweck dieser Fesseln. Ich verstand nicht alle seine Worte, wohl aber die Sprache seiner Hände und seiner gemäßigten aber unsagbar plastischen Mimik.

Dieses Pferd also — es sah sich um, ob niemand da wäre — es stampfte mit dem Fuße, es trabte die Galerie entlang, zuerst langsam, dann schnell, es tummelte sich draußen umher, tänzelte, wieherte, und von allen Seiten strömten die Priester herbei um es wieder einzufangen. Haha, aber das Pferd riß aus, entschlüpfte immer wieder. In der Nacht jedoch kehrte das erhabene Pferd ganz von selbst auf seinen Sockel zurück. Zur Vorsicht fesselte man es.

Ah, ja, jetzt verstand ich!

Während der Priester erzählte, beobachtete ich, wie uns die wilden Augen des Pferdes argwönisch von der Seite her zuschielten, und zuweilen war es mir, als blase es leise durch die Nüstern. Ja, ich spürte sogar den Hauch.

Als ich diese träumende, märchenhafte Insel mit den Teehäusern, Tempeln, Hirschen und Tauben verließ, dunkelte es und die Insel erschien wie eine schwarze unförmige Masse. Nur die oberen Querbalken des im Meere stehenden Torii hoben sich matt vom Firmament ab. Von der Küste aus sah ich dann eine lange Kette von matten blinzelnden Lichtern im Meere schwimmen, Itsukushima-Himes Lampen.





# Tempelstädte.

Der Weg, der von Kioto nach Nara führt, ist nichts als eine schmale Gasse durch Bambuswälder. Stundenlang bewegt sich der Zug zwischen grünen rieselnden Wänden dahin.

Nara ist die Stadt der Tempel, der majestätischen Wälder, der merkwürdigen Bäume. Vor mehr als tausend Jahren war Nara eine der vielen Residenzen, der Hof verzog und Nara schrumpfte zusammen; es schrumpfte tausend Jahre lang und heute ist es eine kleine unscheinbare Stadt, die mehr Tempel als Häuser besitzt. So scheint es.

Du gehst: ein verödeter Tempelkomplex mit einer dichten Kette schwerer Bronzelampen in den Galerien, eine einsame Pagode, bedeckt vom Staube von tausend Jahren, bemost wie ein alter Baum. Du gehst: eine Flucht von Steinlaternen, doppelte, dreifache, ja sechsfache Reihen, eine dichte Prozession von sonderbaren Wesen mit chinesischen Steinhüten. Du gehst: nun bist du in einem Walde von Baumriesen; er ist wie aus Bronze gegossen; hier rauscht es nicht, es haucht nur, und vielleicht fühlst du, daß hier noch die Götter wohnen und ihre Augen auf dich richten. Zahme Hirsche äsen im Walde. Du wirst hier atmen, ein starkes Lebensgefühl wird dich durchströmen, Ehrfurcht und eine tiefe Dankbarkeit, daß du hier in diesem alten Walde gehen kannst. Du bist eine heilige Stadt, Nara, wirst du sagen. Und plötzlich wirst du den Sinn all dieser Steinlaternen begreifen, die zu deiner Seite wandern. Es sind Ge-





schenke von Menschen, die in diesem alten Walde wandelten.

Oben im Walde im Tempel Waka-mi-ya wirst du dem Kagura beiwohnen. Drei Priester bilden das Orchester, eine Trommel, zwei Pfeifen, und einige Mädchen tanzen. Sie tragen rotweiße Gewänder, Blumen in den offenen Haaren, blühende Zweige in den Händen oder Bündel von Schellen. Nicht der Tanz, nicht die weißgemalten Gesichter der Tänzerinnen, die fremdartige Musik und der eigentümliche Gesang der Priester, nicht das wird dir unvergeßlich bleiben, sondern das leise Raunen des alten Waldes, in dessen Mitte dieses Stück einer uralten Kultur zu kurzem Leben erwacht — als habe das Herz des alten Götterwaldes zu klopfen begonnen.

Du gehst: rote und weiße Tempel, öde, vereinsamte Höfe, und das sanfte Raunen des Waldes begleitet dich überall hin. Was für Bäume gibt es hier doch! Sie kriechen wie Schlangen mit zornig gewundenen Wirbeln dahin, wie Drachen mit geschwollenen Leibern, sie sind geborsten in tausend Fetzen und dennoch grünen sie. Es gibt hier einen Baum, der aus sieben Arten zusammengesetzt ist. Man wird dir auch die ungeheure Fichte zeigen, die Kobo Daishi den Göttern pflanzte an Stelle der vergänglichen Blumen. Jeder Zoll hier ist eine Legende.

Du wirst hier gigantische Bildnisse der Kwamon, der Göttin der Barmherzigkeit sehen, golden, mild, von jungfräulicher Lieblichkeit des Antlitzes, mit schmalen träumenden Augen, sanften runden Schultern, Goldschmuck auf der Brust; ein Heer von Göttern wird dir begegnen,







und du wirst auch das Riesenbildnis Buddhas sehen, den Daibutsu, auf dessen Hand du sitzen kannst, ohne daß er es fühlt. Es ist nicht der milde schöne Buddha von Kamakura, der mit seiner Güte die Herzen der Gläubigen segnet, es ist ein Buddha von barbarischer Schönheit. Er hat einen Negerkopf mit breiter Nase und breiten Lippen. Sein Leib ist plump und aufgeschwemmt, besonders barbarisch aber ist die Haltung seiner Hände. Die Rechte ist segnend ausgebreitet und steht in einem rechten Winkel zum Arm. Die Linke ruht steif mit dem Rücken auf dem linken Schenkel. Ein Altar steht zwischen seinen Schenkeln, die auf einer Lotos ruhen, sechzehn Götter, Buddhas verschiedene Personifikationen, gruppieren sich in zwei goldenen Kreisen um seinen Körper und sein Haupt, und alle sind noch weit über Menschengröße.

Das Bildnis steht in einer ungeheuren Halle von roten Säulen und eine dieser Säulen in seiner Nähe ist durchlocht. Die Gläubigen kriechen durch diesen kleinen Tunnel. Eine der abertausend Varianten, das Wohlgefallen der Götter zu erregen.

Den Eingang zu dem Tempel des Daibutsu bewachen zwei ungeheure Gestalten, die Ni-o, die zwei Könige, die die Dämonen verscheuchen. Diese erhabenen Wächter des kolossalen Buddha stehen in den Seitennischen eines ungeheuren Tores und sind wahre Türme. Du reichst ihnen kaum an die Knie. Niedrige rote Holzgitter schließen sie ab. Sie sind aus Holz gehauen und Werke einer imponierenden Kunst. Ihre Leiber sind nicht steif, sondern in einer Art flatternder Bewegung; ihre kurzen







Lendenschurze wehen, das Band des Haarschopfes umkräuselt sie von oben bis unten, die Muskeln ihrer riesigen Leiber und Schädel zucken. Wie fürchterliche graziöse Tänzer sehen sie aus, die sich auf Sehnen von Stahl in den Hüften wiegen. Sie sind rot bemalt, und so sieht es aus, als glühten sie durch und durch von dem Feuer, das in ihren Körpern wühlt.

Ihre abwehrenden Attitüden richten sich gegen die Einfahrt, gegen die Straße, wo die Dämonen wimmeln, begierig den Tempel zu betreten.

Links steht Vajrapani. Er hält das tokko, das Szepter in der Hand, gegen die Schulter gelehnt, seine Linke spreizt sich abwehrend dem Eingang entgegen. Zurück! Zurück! Seine Hand, sein verzerrter Mund, seine aufgerissenen, schrecklich schielenden Augen, seine drohend geschwungenen Brauen, die fast senkrecht stehen, alles brüllt: Ha! Ha! Ha! Ich sehe euch! Wagt euch nicht heran! Zurück!

Rechts steht Narayana. Dieser fürchterliche Tänzer schwingt sich in den Hüften und sein rechter Arm, gespannt von Kräften von der Schulter bis zur Hand, hält eine kleine Keule, einem Morgenstern ähnlich, nach unten und etwas rückwärts, so daß er sofort zum Schlag ausholen kann. Seine linke Hand dagegen zeigt zierlich gespreizte Finger, Daumen und Zeigefinger sind zusammengepreßt, als ob sie eine Prise Tabak hielten. Sein Mund ist zusammengekniffen und verrät die eisige Verachtung eines siegessicheren Riesen. Und Narayanas ganze Gestalt von oben bis unten brüllt: Nehmt euch in acht! Wer es wagt heranzukommen, den zerschmettere ich mit der

Keule! Ich ergreife ihn und zerquetsche ihn zwischen meinem Daumen und meinem Zeigefinger, so — seht! —

Die beiden schrecklichen Könige sind über und über mit kleinen Papierkügelchen bedeckt, die die Gläubigen auf sie schleuderten. In dem gleichen Tor befindet sich ein steinerner Löwe in einem Käfig, auf den die Pilger eine Unmasse von Steinchen gehäuft haben.

Als ich das Tor verlassen hatte, wandte ich mich um, und beim Anblick der vor Zorn schnaubenden riesigen Wächter sagte ich mir, daß nur ein Dämon von seltener Frechheit es wagen könnte sich zu nähern.

Übrigens führten zwei bequeme Wege um das Tor außen herum! Aber wer sollte die Gesetze kennen, denen die Geister unterworfen sind?

Das ist Nara. Man könnte tagelang davon erzählen. Vielleicht könnte man die Tempel beschreiben, die Bildnisse der Götter, dieses Schimmern von Gold und Lack hinter Teppichen und Säulenwäldern, die Steinlaternen und bemoosten Pagoden, die riesigen Glocken — vielleicht all das, vielleicht auch die phantastischen Bäume und den Wald — aber niemals könnte man jenes leise Raunen beschreiben, das in diesem heiligen Urwalde lebt. Nein, niemals. Und deshalb will ich nicht mehr von Nara erzählen, denn jenes Rauschen ist Naras Seele.

Nara ist auch dem zu empfehlen, der den erfinderischen Geschäftsgeist der Japaner und der Priester kennen zu lernen wünscht.

Ich wurde hier von zwei Jinrikishakuli gefahren, einer zog, einer schob — Herr, Herr, die Wege sind so







schlecht, die Wege sind auch weit. Ich mußte hier die Hirsche füttern und in jedem Tempel ein Scherflein erlegen, ob ich Lust hatte oder nicht. Ich wurde Mitglied der Daibutsu-Gesellschaft, ganz gegen meinen Willen und auf keinen Fall umsonst. Ich mußte hier meinen Namen auf ein schmales Holztäfelchen schreiben, das in einem Tempel aufgehängt werden sollte. Die Priester brauchen Geld, die Tempel fallen ein, die vielen Götter verschlingen wahnsinnige Summen. Es gibt kein Besinnen, man drückt mir den Pinsel in die Hand und ich schreibe. Der Tempel ist einer schönen goldenen Kwannon gewidmet, deren Lieblichkeit mich rührte, und gewiß ist es gut unter ihrem Schutze zu stehen. Ein paar Schritte weiter muß ich meinen Namen auf einen Dachziegel schreiben, der auf das neue Dach des Daibutsu kommen soll. Die Ni-o, nur sie allein verlangten nichts. Welch eine Unmenge von kleinen Figuren, Puppen, Andenken ich hier kaufen sollte! Meine Kuli fuhren mich dahin: Vorwärts, nicht stehen bleiben! Wir fuhren eine Straße hinab, an der viele kleine Läden lagen, die man grade geschlossen hatte. Sobald wir in Sicht kamen, bemerkte ich, wie einige Männer rasch in die heruntergelassenen Türen schlüpften. Im Augenblick kamen sie wieder heraus und jeder zückte einen Degen in der Hand und alle schrien: Japanese knife!

„Hayaku! Hayaku!" feuerte ich meine Kuli an. Schnell! Sie bellten und kläfften: Hai! Hai! und wir prasselten an den gezückten Degen vorüber. Eine Sekunde später luden sie mich aber mitten in einem Tuschladen ab. Hier war die Kurve zu scharf gewesen.





Nun, ich kaufte; die herrlichen goldenen Ideograme auf der schwarzen Tuschstange waren allein schon den Preis wert.

Schwitzend und dampfend beendeten meine Renner die Rundfahrt. Aber bevor sie ins Hotel zurückkehrten, fragten sie: „Komban peppin?" Heute Abend ein schönes Mädchen?

„N-ein!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem einsamen japanischen Gasthof der Tempelstadt Nara erlebte ich ein kleines hübsches Abenteuer. Hier lebte ein Mädchen, dessen vornehmes Wesen, allerliebstes Trippeln und wunderbar feines Gesicht mich mit unwiderstehlicher Gewalt anlockten. Aber erst am letzten Abend meines und ihres Aufenthaltes wagte ich es, sie anzusprechen, obwohl wir uns täglich begegneten; denn sie wohnte dicht neben mir und oft sahen wir uns in die Augen, wir verbrachten viele Stunden auf unserer gemeinsamen Galerie.

Ich traf meine schöne Nachbarin auf der Galerie in der Dämmerung eines feuchtwarmen Sommerabends und begrüßte sie. Wir plauderten und ich ließ Tee bringen und Kissen. Sie nahm meine Einladung an, und da saßen wir und sprachen. Ach, wir sprachen wenig, und bald gingen mir die Worte aus, aber es gibt eine Sprache, die Mann und Frau verstehen, wo auch immer sie zuammentreffen mögen, und in dieser Sprache verständigten wir uns sehr gut.

Wie sie heiße?

„Gin".





„O Gin!" Wie schön! Sie hieß Silber.

„O Gin, woher kommen Sie?"

„Aus Osaka. Wie heißen Sie?"

Mein Name brachte sie zum Lachen. Aber sie liebte die Europäer. Ich zeige ihr auf dem Fußboden, wie weit es von Nara nach Osaka, wie weit es von Osaka nach Tokio ist. O, so weit! Dann zeigte ich ihr, wie weit es von Tokio bis ans Meer im Westen ist, wie groß das Meer ist und wie unendlich der Kontinent. Dann erst kam meine Heimat. Sie neigte das schmale Gesicht über den Boden, sie zog die feinen, feinen Brauen erstaunt in die Höhe. Trotzdem würde sie gerne in mein „erhabenes Vaterland" gehen.

„Erhabenes Silber", sagte ich, „ich werde morgen mit Ihnen nach Osaka reisen."

Wir lächelten. Sie kokettierte mit einer Anmut, die eine Europäerin nie erreicht. Sie hielt den Ärmel mit den Fingerspitzen in die Höhe und verbarg dahinter für eine Sekunde das Gesicht. Sie drehte den Kopf auf dem feinen dünnen Halse hin und her, lächelte mir zu, während ihren Lippen allerlei kleine, feine Laute entschlüpften. Sie entfaltete ihren Fächer, ließ ihn in der Hand spielen, verbarg sich dahinter, verrenkte ein wenig Hals und Nacken um daneben vorbeizusehen; mein Entzücken wuchs mit jeder Minute. Ja, O Gin, bei Gott, bei dem Daibutsu, ich liebe dich! Was werde ich tun um dich auf eine Stunde hier festzuhalten?

Ich erzählte ihr, was ich gehört und gesehen hatte in Japan. Die Geishas sind so herrlich. O Gin blickte weg und rückte auf dem Kissen. Nein, bei Gott, bleiben Sie O Gin!







„Deutschland ist ein erhabenes Land", sagte das wunderbare Geschöpf. „Ein großes Volk."

Ich aber sagte ihr, daß ihr Vaterland erhaben sei. Daß ich die Männer und Frauen Japans liebte. Minna minna — sagte ich — alle, alle.

Sie lächelte, spielte mit dem Fächer, dem Ärmel, sah mich von oben, unten und den beiden Seiten mit ihren glänzenden schmalen Augen an.

Wir saßen über den heiligen dunklen Wäldern Naras, die leise rauschten, und ein großer gelber Mond stieg langsam aus ihnen empor.

Da erschien plötzlich der Kopf eines meiner Jinrikishakuli, den ewig geschäftigen, auf der Galerie. Dieser Kopf schlürfte und flüsterte: peppin?

O, gehe in die Hölle, grauhaariger Dachs!

Der Kopf verschwand augenblicklich.

O Gin lächelte. Ich ging ja nicht zu den schönen Mädchen, ich blieb, sie sah es.

Morgen fuhr ich mit ihr nach Osaka, ich sprach mit ihren Eltern. So stand es in meinem Sinn fest.

Ganz betäubt saß ich noch lange in meinem Zimmer und trank Sake. O Gin! sagte ich. Der Mond stieg immer höher.

Plötzlich öffnete sich der Vorhang. O Gin erschien. Sie wich zurück, als ich mich erhob und stand außen auf der Galerie und sprach. Sie sprudelte eine Menge Worte heraus, und ich verstand nichts als Osaka und Yamada. Gewiss hatte sie erfahren, daß ich beschlossen hatte, morgen früh nach Yamada zu reisen — beschlossen *hatte*, O Gin! — Ich versuchte ihr das zu





sagen. Sie aber schien traurig und gekränkt zu sein. Ich ging näher, sie wich zurück, und ich erhaschte ihren Ärmel. Sofort stand sie still und sah mich konsterniert an. Sie lächelte ein wenig, aber ich sah, daß ich sie tödlich verletzt hatte.

Wie konnte ich ihren Ärmel ergreifen! Ich erinnerte mich plötzlich, welcher Schrecken die Heldinnen auf der Bühne befällt, wenn ein ungestümer Samurai sie am Ärmel faßt.

Was sollte ich tun? Konnte ich ihr sagen, daß ich mit ihren Eltern sprechen wolle, daß ihre Schönheit und Lieblichkeit mich betört hätten, daß ich die Sitten ihres Landes nicht kenne und sie tausendmal um Verzeihung bitte? O Gin! Nein, all das konnte ich nicht.

Also verneigte ich mich. Ich kauerte mich auf den Boden nieder und verneigte mich bis zur Erde. O Gin erwiderte meine Verbeugung. Ich sehe noch heute, wie sie sich verbeugt, wie ihr Kissen auf dem Rücken sich auf und ab bewegt.

Dann ging sie.

Am anderen Morgen fuhr ich nicht nach Osaka, sondern nach Yamada. Als ich im Jinrikisha saß, blickte ich zu unserer Galerie empor. Ich sah niemand. O Gin verbarg sich. Ich sollte dieses schöne, edle Antlitz nicht mehr sehen, diese wunderbaren, feinen Brauen.

Aber auf dem Bahnhof sah ich ein kleines Gesicht, das aus dem Fenster eines anfahrenden Zuges grüßte. Das war — O Gin! Unter all den Japanern hätte ich sie nicht einmal wiedererkannt!

Sie lächelte und winkte mit dem Fächer.







Sie fuhr nach Osaka und ich nach Yamada.

Wo ist O Gin jetzt? Was für eine müßige Frage, die mir in den Sinn kommt. Osaka — Osaka, wo ist es? O Gin, wer ist sie? Es gibt Tausende.

O Gin war wie das Rauschen in Naras heiligen Wäldern. Es war und ging, und wenn ich wiederkehre, so wird es ein anderes Rauschen sein.

## Ise.

Von allen Tempeln, die ich in Japan und anderswo gesehen habe, haben die berühmten Tempel von Yamada in der Provinz Ise, die der Sonnengöttin Ama-terasu geweiht sind, den mächtigsten Eindruck auf mich gemacht. Was ist St. Peter, Notre Dame gegen diese Tempel? Nichts. Die Pracht der Tempel von Nikko, Kioto, Tokio, mit all dem Gold, Lack, den überwältigenden Kunstwerken? Nichts. Eine halbe Million von Pilgern wallfahrt jährlich hierher, der Mikado selbst unter ihnen. Sogar Hunde, so erzählt man, haben sich ganz aus eigenem Antriebe auf eine Wallfahrt nach den Tempeln von Ise begeben.

Diese Tempel aber sind nichts als einfache Strohhütten.

Wie ein Grabstein unter Cypressen, so liegen sie in einer Gruft hoher Zedern und Kampferbäume, und über ihnen schwebt jene Stille, die den geweihten Stätten der menschlichen Pietät eigen ist. Sie sind grau vor Alter, und auch die dicken Strohdächer sind grau und verwittert; sie sind ungeheuer alt. Sie stammen aus der Zeit, aus





der die Götter selbst stammen. Tausende von Jahren zurück.

Ich habe nun zwar in Murrays Handbook for Japan gelesen, daß sie der Sitte gemäß alle zwanzig Jahre von Grund auf erneuert werden — aber man soll nicht alles glauben. Das Holzwerk der niedergelegten Tempel wird in Tausende von Splittern gespalten, die die Pilger als Amulette mit sich nehmen. Trotzdem.

Eine Gruppe von unscheinbaren, strohgedeckten Pfahlbauten sind die Tempel von Yamada, genaue Abbilder der ältesten japanischen Hütten. Die Giebelbalken kreuzen sich und ragen weit über das Dach hinaus, sie stehen auf Pflöcken wie in einem Sumpfe, eine schmale Galerie läuft um sie herum. Eine vierfache Reihe von Einzäunungen, der öde viereckige Hof, in dem der Haupttempel steht. Das ist alles, so sehen sie aus. Grau, alt, unscheinbar. Nur an einer Tür sah ich etwas wie goldene Beschläge.

Man kann nur durch die Zäune hineinsehen. Der Torii ist durch ein weißes Tuch abgeschlossen, nur der Mikado betritt auf diesem Wege den Tempelhof. Hinten ragt der graue Giebel des kleinen Haupttempels hervor. Dort wird das Emblem der Sonnengöttin aufbewahrt, der Spiegel. Er ist in Brokat eingehüllt und nie erblickt ihn ein menschliches Auge. Sobald die Hülle brüchig wird, legt man eine neue um die alte herum. Der Spiegel liegt in einem Holzkasten, der Kasten steht auf einem mit weißer Seide bedeckten Schemel. Ein Holzkäfig mit Ornamenten aus reinem Gold ist darüber gestülpt, und diesen Holzkäfig bedeckt wiederum eine große Decke aus Rohseide.





Daran dachte ich, während ich durch den Zaun lugte und die Dämmerung aus den dunklen Abgründen der Zedern und Kampferbäume über diese geheiligte Stätte sank. Alle anderen Tempel, die ich gesehen hatte, waren Wohnungen für Menschen, diese aber Wohnungen für Götter.

Und während ich im Jinrikisha durch den nächtlichen Wald rollte, dachte ich an jenen Tanz, den Sanja-no-mai, der, ebenso wie diese ehrfurchterweckenden Tempel seinen Ursprung jener Legende von Ama-terasu verdankt, die sich erzürnt hinter Felsen im Meere verbarg und durch sieben Instrumente und den Tanz der schönen Prinzessin Usumeno Mikoto aus dem Verstecke hervorgelockt wurde. —

Ich habe immer die Beobachtung gemacht: Wo die Götter sind, da haben sicher die Teufel in der Nähe eine kleine Agentur angelegt. Trotzdem verblüffte mich die reizende Agentur in Yamada, und ich muß gestehen, daß ich ebenso überrascht wie erfreut war ein vollkommenes kleines Bagdad in Yamada zu entdecken.

Man fuhr einige Minuten mit dem Jinrikisha und da war man.

Man denke sich eine kleine vollkommene Stadt, klein aber vollkommen, mit niedrigen Häusern und engen krummen Gassen, in denen es bis Mitternacht wimmelte, klapperte und lachte. Dampfende Badeanstalten, lärmende Teehäuser, Spielräume, Theater, das Klimpern der Samisen, das Singen von Tänzerinnen, Händeklatschen, der wirre, ferne Lärm des Theaters, das Geschrei der Ausrufer und Verkäufer. Und alles in einer tiefblauen,

kochend heißen Sommernacht. Die Verkäufer drängten sich durch die wimmelnde Menge, ihren ganzen Laden an einer Stange auf der Schulter schleppend, an jeder Straßenecke stand ein Eishobler und schabte Eis auf einem Hobel, die leichten Jinrikishas wanden sich durchs Gewühl und die flinken nackten Kulis kläfften und bellten: ai, hai, hai! Ein Märchenerzähler hatte einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt. Er sprach, sang, klappte mit dem Fächer. Dicht daneben führte eine Gasse von Flaggen zum Theater, aus dem das Klappen der Holzstäbe schallte und ein solch dramatischer Lärm, daß ich annahm, in die aufregendste Szene des Stückes zu kommen und sogleich hineinstürzte.

Im Theater war es noch heißer, obwohl es nach allen Seiten offen war und die Sterne hereinblickten. Der Zuschauerraum vibrierte von Hunderten von Fächern, das zusammengedrängte Publikum strömte ganze Rauchsäulen aus. In der Ecke aber war ein unermüdlicher Eishobler am Werke, dessen Hobeln und Schaben nicht eine Sekunde aussetzte. Sofort wurde mir eine Doppelloge bereit gemacht, Matten wurden gebreitet, Kissen gelegt, so daß ich mich bequem ausstrecken konnte. Man brachte Tee, Sake, das Feuerbecken zum Anzünden der Zigaretten und eine ungeheure Rolle von Rechnung.

Hier sah ich zuerst eine Szene zwischen einem Blinden und einer Wahnsinnigen, einer Mutter, die aus Kummer über den Tod ihres Kinder den Verstand verloren hatte. Wie? Ich sah das auf einen Blick, denn sie hatte ein kleines Kinderkleidchen wie ein Kind im Arm und preßte es zuweilen an die Brust. Diese Szene war ungeheuer

schrecklich. Die Wahnsinnige sah wie eine Furie aus, die langen Haare flatterten um ihr bleiches, schrecklich gemaltes Gesicht, sie lachte kreischend im Delirium, und ihr Lachen reizte den Blinden, der offenbar nicht wußte, daß die Frau wahnsinnig war. Er schwang eine Axt und die Irre tanzte ihm immer in die Schneide, ohne daß er sie traf.

Aber immerzu schabte der Eishobler in seiner Ecke.

Im nächsten Stück trat ein Mann auf, der Bösewicht des modernen Dramas, mit dem bösen Blick, der finstern Stirn, einen Panamahut auf dem Kopfe. Er trug sogar eine Flinte in der Hand und alle Augenblicke wälzte sich ein Opfer in seinem Blut. Ich entfloh.

Außen war es ebenso heiß wie im Theater. Die Frösche quakten und lärmten — denn Japan mit den ewig überschwemmten Reisfeldern ist das Paradies der Frösche — die Holzschuhe tönten und klapperten, Moskitos und Insekten schwirrten und sangen am Ohre. Der Märchenerzähler hatte geendet und versteigerte nun Zwergbäume. Die Eishobler und Kuchenbäcker fieberten vor Tätigkeit. Ich blickte in ein Badehaus hinein: drinnen dampfte es, nackte Männer und Frauen bewegten sich im Dunst. Man konnte durch senkrechte Holzgitterstäbe hineinsehen, und man durfte es auch. Wohin ich kam, nickten die Leute freundlich und lächelten. Ein halbes Hundert Neugieriger folgte mir überall hin und überall erregte ich das größte Aufsehen. Denn ich trug einen auffallenden weißen Anzug und erschien so gewiß wie ein Teufel aus der Eishölle bura-bura, oder wie sie heißt. Aus einem Teehaus klang das Klimpern der Samisen







und miauender Gesang und ich gesellte mich zu den übrigen Neugierigen und lugte durch das Gitter: zwei Geishas saßen am Boden und spielten. Zwei andere tanzten und bewegten sich in entzückenden Posen und Gebärden. Sie wollten ihre Geschicklichkeit zeigen und Kunden anlocken. In einem anderen Hause drängten sich Haufen von Menschen, meistens Burschen und Knaben, um einen Trog, und als ich hineinsah, erblickte ich Fische, die sich drinnen tummelten. Die Burschen aber angelten! Und auf jeden Angler kamen zehn Zuschauer. Dann gab es Schießstände, in denen mit Luftdruckgewehren fleißig geschossen wurde. Spieltische, schmalen Lochbillards ähnlich, von eifrigen Spielern umlagert.

Und dann die vielen Gassen mit Freudenhäusern, von braunen Jünglingen umstanden und besucht. Ich war überrascht so viele hübsche Mädchen zu sehen. Eine halbe Million Pilger im Jahre! Da saßen sie alle geputzt und geschmückt, hinter den Holzgittern und rauchten ihre dünnen Pfeifen und schwiegen und warteten auf einen Geliebten. Sie entdeckten mich augenblicklich, lächelten und wandten mir die dunklen, heißen Augen zu. Manch ein Teehausbesitzer verbeugte sich vor mir und schlürfte. Sie saßen vor einer kleinen Kasse im Eingang. Und ich ging Gasse auf und Gasse ab und besah mir diese jungen Schönheiten und suchte nach der Schönsten. Ich sah hier eine hübsche kleine Szene. Ein fliegender Buchhändler schrie seine Ware aus. Eines der Mädchen kam ans Gitter und streckte oben die kleine weiße Hand heraus um das Buch zu nehmen. Eine Münze fiel aus der







Hand. Dann setzte sich das kleine Mädchen wieder und begann sofort mit offenem Munde zu lesen.

Zuletzt entdeckte ich ein Teehaus mit einem Garten, dessen Papierlaternen mich anlockten. Ich ging hinein und nahm auf einem der niedrigen mattenbelegten Tritte Platz. Sofort trippelte es von allen Seiten und Rudel kleiner Damen mit runden Gesichtern, als ob sie auf dem Monde geboren worden wären, traten zu mir. Sie alle bekamen Eis und auch mein Jinrikishakuli, der mir gefolgt war und abseits kniete, bekam eisu. Der Eishobler stürzte sich wollüstig in die Arbeit, und da die Schale nur 4 Pfennig kostete, konnten die kleinen braunen Mädchen soviel Eis haben wie sie immer wünschten.

Die Mädchen waren anmutig und plauderten harmlos mit mir.

Mein Kuli aber sagte immerzu zu ihnen: „Der erhabene Herr spricht Japanisch."

„Ja, ich spreche Japanisch, ihr kleinen Mondfräulein."

Die Nacht fieberte und kochte, die Frösche lärmten, die Insekten schwirrten, der ferne Lärm der Teehäuser drang in unsern stillen Garten. Aus dem Hause aber ertönten unterdrückte Kreischlaute und leise Schreie der Lust.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Fleck Erde, wo früher all die Götter wandelten, denen jetzt die verschiedenen Tempel geweiht sind, Ama-terasu, die Sonnengöttin, Toyo-uke-bime-no-Kami, die Göttin der Nahrung, Tajikarao-no-Kami, „der starkhändige männliche Gott" und viele, viele andere, dieser Fleck Erde ist natürlich mit Denkwürdigkeiten und Merkwürdigkeiten übersät.





Das Sonderbarste aber habe ich im benachbarten Toba gesehen, einer kleinen Stadt am Meer. Die weiblichen Taucherinnen, ama.

Ich fuhr in einem Jinrikisha nach Toba, bergauf und bergab, durch eine wunderbare Gegend von kleinen Hügeln und Bergen, die alle so eng zusammengerückt sind, daß sie wie ein verkleinertes Hochgebirge aussehen. Zuweilen genoß ich auf Minuten den Ausblick aufs Meer, auf dem Fischerbote zogen. Mein Kuli lief im Sonnenbrand, seine braunen Beine waren in Schwung gekommen und es war ihm unmöglich, anzuhalten. Er flog vor mir her, der Schweiß rann ihm hinter den Ohren in den Nacken hinab, sein Hemd wurde dunkel und auf dem Rücken bildete sich eine große Luftblase. Er zog das Hemd aus und lief nun nur noch mit einem kleinen Lendenschurz angetan und sein kleiner brauner herkulischer Körper glänzte von Schweiß. Er lief über eine Stunde lang, fast ohne Atem zu schöpfen, und als wir Toba erreichten, war er noch so frisch, daß er in einem glänzenden Endspurt durch die kleine erschrockene Stadt fuhr; er schwang die Beine in ungeheuren Schritten und kläffte dabei. Dann hielt er plötzlich an.

Ich sah hier eine verlockende reinliche Inn, unter deren Eingang eine zierliche hübsche Magd stand, eine kleine Schiffswerft für Segler und einen rostigen Dampfer, der auf dem Wasser schaukelte. Ein kleiner Nachen nahm mich auf und wir fuhren hinaus in die Bai, einer großen düstern Insel entgegen, die wir nach einer knappen Stunde erreichten. Diese Insel schien ganz leer und unbewohnt zu sein, aber als wir sie halb umfahren hatten,







stießen wir auf ein schmales Boot, das von zwei Rudern getrieben blitzschnell dahinglitt.

In dem Boot standen zwei braunschwarze Mädchen, und sie waren Taucherinnen. Es ist eine alte Sitte, daß die Frauen dieser Provinz ihr Brot durch Tauchen nach eßbaren Seemuscheln und Seetang erwerben, jede Frau, arm oder reich, bis ins hohe Alter, während die Männer zuhause sitzen und ihre Pfeife rauchen. Sie leben da unten auf dem Meeresgrund, ihre Männer wärmen sich in der Sonne und spielen.

Diese beiden Taucherinnen waren hübsche junge Mädchen mit runden Eskimogesichtern, starken, schneeweißen Zähnen und schwarzen wirren Haaren, die fettig glänzten. Wir holten sie in einer großen unwirtlichen Bucht ein, wo sie zwischen Klippen ihren Nachen, in dem noch ein glattgeschorener Greis saß, angehalten hatten. Sie sahen mich verwundert und aufmerksam an und zeigten die schneeweißen Zähne, als ich sie anredete, und lächelten. Ohne die geringsten Umstände nahmen sie die Kleider ab, sie trugen einen Kittel und einen kurzen Rock, und banden sich ein Tuch über die fettigen, krausen Haare. Um die Hüften schlangen sie eine kleine nasse Schürze, und da der Wind heftig blies, so hatten sie oft Gelegenheit zu lachen. Beide waren schlank, braunschwarz wie Zigarren und hatten volle, straffe Brüste.

Zuerst schabten sie mit dem Messer am Bootsrand und pochten daran, um die Meerkobolde zu verjagen, dann ließen sie sich ins Wasser und hängten sich mit den Fingern an den Kahn, endlich begannen sie zu tauchen. Sie pfiffen einigemal langgezogen durch die Zähne







(warum ?), überschlugen sich, streckten die Hinterteile heraus und glitten hinab ins Meer. Da drunten wurden ihre braunschwarzen Körper weiß und die Tücher des Kopfes und der Lenden grünlich; wie phantastische, ausgerenkte Gespenster aus Perlmutter krochen sie in der Tiefe umher. Sie blieben so lange unter Wasser, daß mir an ihrer Stelle der Atem ausging, und tauchten stets mit angezogenen Armen und Beinen, die sich im Wasser komisch verkrüppelten, wie Embryonen empor. Sie atmeten tief auf, zogen ungeheure Mengen von Luft ein mit einem Laut, der an den Schrei eines Esels erinnerte, legten die Muscheln in mein Boot, erbärmliche Dinger, die sicherlich das Handwerk schlecht lohnten, pfiffen und tauchten von neuem. Oft krochen sie beide gleichzeitig unter mir am Grund des Meeres und zuweilen schien es, als ließen sie sich drunten häuslich nieder. Sie wurden zu Scherben von Perlmutter und oft sah man sie überhaupt nicht mehr; sie hatten sich in irgend einen Busch verkrochen. Am meisten bewunderte ich, wie sie schwammen. Sie schwammen so leicht wie ein Frosch, in eleganten, ruhigen Stößen, und das Sonderbarste war, daß sie während des Schwimmens das Gesicht bis zur Stirn eintauchten und mit der Nase das Wasser durchschnitten. Hielten sie sich in der Nähe des Bootes auf um ein wenig zu plaudern, so gingen sie ganz ruhig im Wasser spazieren.

Die größte Freude aber machte es ihnen nach Silberfischen zu tauchen! Meine kleinen Silbermünzen stiegen hell in die Tiefe hinab und die Mädchen stürzten sich mit angezogenen Armen wie leuchtende Raketen blitzschnell





nach in die Tiefe, in der sie verschwanden. Sie tauchten so geschickt, daß sie niemals ohne die Münze zurückkehrten.

Noch lange sah ich sie in ihrem Boote stehen, die wehenden Tücher um den Kopf, die weißen Zähne in den Eskimogesichtern, die Brüste nackt, triefend von Wasser.

Sie hoben die Hand in die Höhe zum Gruße.







# Nachschrift.

Nach einer langen Wanderung durch öde braune Flußtäler, wo nackte Fischer in schmalen Kähnen ein einsames Dasein führten, durch Bambuswälder, Reisfelder, liebliche Täler, Sonnenbrände, Regengüsse und Sternennächte kehrte ich halb verhungert nach Yokohama zurück, um auf den Dampfer zu warten.

Hier begann Europa. Und ich war froh, daß es begann. Denn Japan war trotz allem nicht meine Heimat. Ich war entzückt über meinen Tisch, über mein Bett, über die anspruchslosen Rüpel von Europäern und Amerikanern, die weder grüßten noch schlürften, noch sprachen, höchstens ausspuckten. Die zeremonielle und seelische Verschwendung der Japaner würde mich bankerott machen, hier lebte man billig. Europa verpflichtet zu nichts. Das ganze Leben ist in dieser Beziehung auf Sparsamkeit und Bequemlichkeit angelegt.

Einige Tage lang tat es mir wohl in diesem Europa meine Beine auszustrecken und ohne Ansprüche zu vegetieren.

Dann mischte ich mich wieder in das Gewimmel der Straßen, und ich ging mit einem Gefühl eitler Genugtuung einher: ich kannte ja nun diese Leute ein wenig, ich wußte wie sie lebten, ich hatte einen Blick in ihr Herz geworfen! Es wäre mir ein leichtes mich jener unglücklichen Amerikanerin, die sich mit dem verstörten







Kuli zu verständigen sucht, als Dolmetscher anzubieten, oder die beiden Tänzerinnen dort durch meine frappierende Kenntnis des japanischen Tanzes zu verblüffen. Ich bewegte mich mit der Sicherheit eines Fremdenführers und die Jinrikishakuli waren ganz perplex über die sorglose Miene, mit der ich durch die Straßen steuerte. Ich kaufe hier Tabak, zum Beispiel, oder eine kleine Schnitzerei, ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe, ich gewinne die Zuneigung des ganzen Geschäfts im Handumdrehen.

Ich steuerte sicher in die Theaterstraße hinein. In einem kleinen Theater führten Kinder Tänze auf, kleine allerliebste Samurais und Geishas; die Musik des Orchesters, die Tänze, all dies war mir wohlbekannt. Daneben gab es Ringkämpferinnen zu sehen. Sie trugen Röcke, starr von plumpen Stickereien, ganze Landschaften und Gärten und Gedichte; bevor die Vorstellung begann, wurden weiße Reisklöße ins Publikum geworfen. Zehn Pfennig Eintritt und dafür werden einem noch Reisklöße in den Mund geworfen. Das war echt japanisch!

In dem gleichen Theater, das ich zuerst in Japan betreten hatte, sah ich am letzten Abend zwei ganz herrliche kleine Stücke.

Das eine behandelte die Legende von Hidari Jingoro, dem großen Bildhauer Japans, und einer Puppe, die seine Kunst zum Leben erweckt hatte. Die Puppe tanzte, und das ganze Stück war wohl nur wegen dieses berückenden Tanzes verfaßt worden.

Im anderen Stück traten zwei bärtige, wilde Männer in Kostümen von unheimlicher Pracht auf, sie erschienen

wie Dämonen mit langen flatternden Haaren, schneeweißen Gesichtern und glühenden Augen. Auf der Bühne stand ein unscheinbarer alter Tempel, und vor ihm bekämpften sie einander mit langen riesenhaften Keulen. Während der Kampf wilder und wilder tobte, begann es zu schneien, es schneite und schneite, Massen von Schnee stürzten vom Himmel, die Rasenden verschleiernd, und zuletzt verschwanden sie ganz.

Mir erschien das Stück wie ein Symbol: es war das alte Japan und die Schneeflocken, die es zudeckten, waren die neuen Ideen, die vom Westen kamen, jede einzelne Flocke eine klare, kalte, nüchterne, europäische Idee.

Am anderen Mittag heulte mein Dampfer, die Schraube begann zu spielen, und als der Chinese zum ersten Mal das Gong schlug zum Tee, war Japan schon außer Sicht.

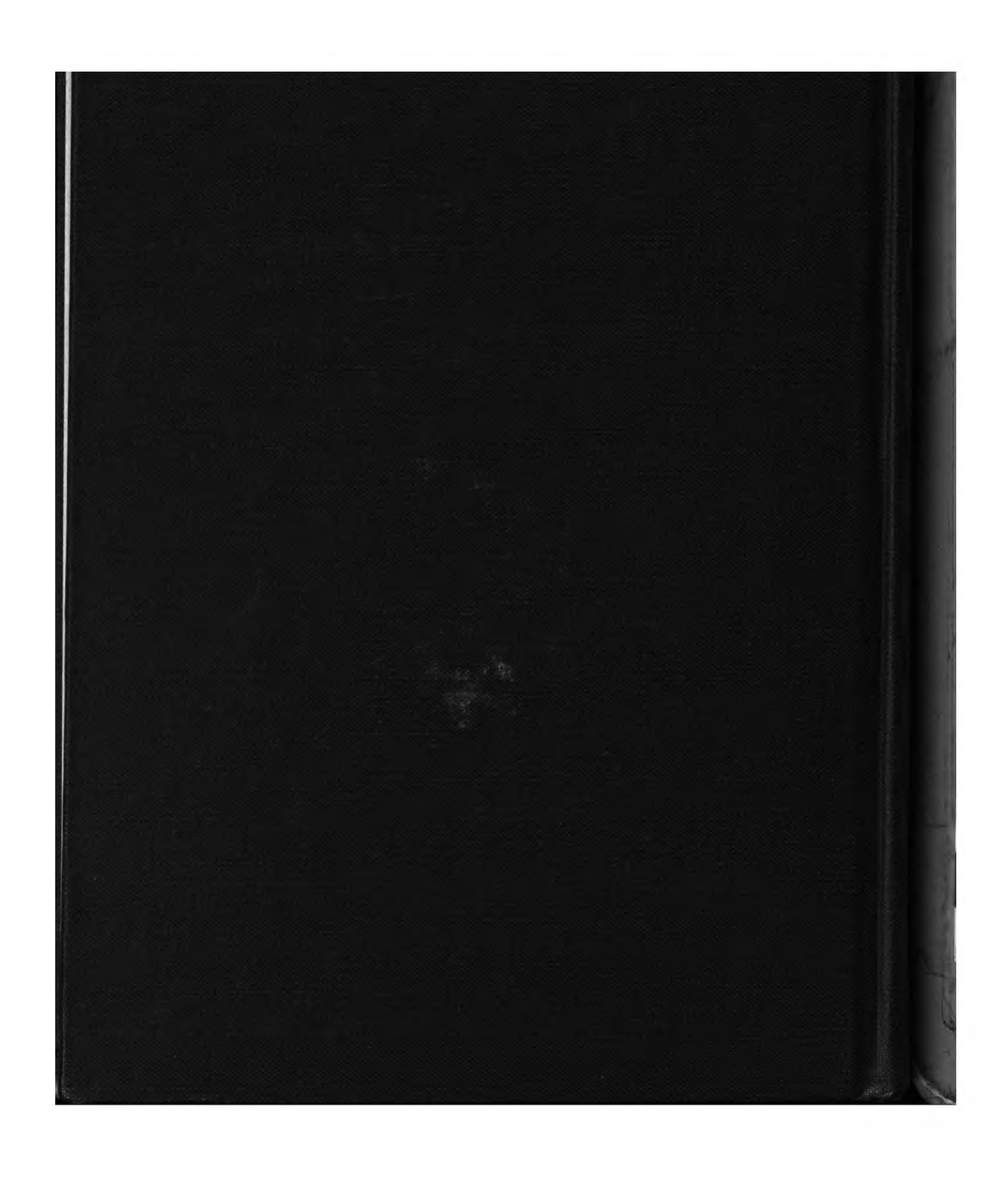
Da draußen auf dem Stillen Ozean hatte ich Zeit nachzudenken. Nun, dachte ich, ist in Tokio das Flußfest, kleine Tritte und Bühnen stehen im Flußbett, es wimmelt von Menschen, die Geishas tanzen, das Feuerwerk knattert; auf Itsukushima werden jetzt Hunderte von Jünglingen nach dem Juwel tauchen um der Göttin angenehm zu sein. Bald wird man ausziehen zur Betrachtung der Lotos, das Fest der Seelen wird kommen, da all die Miniaturkähne mit einem Lichte ins Meer treiben — —

Und während mich Sehnsucht nach jenem merkwürdigen Lande ergriff, wurde es mir klarer und klarer, daß ich es nicht im geringsten verstanden hatte.










3 1951 002 404 127 P

